Historische

und

Historische

und

Politische Aufsätze

von

Gotthard

Heinrich von Treitschke.

Neue Folge.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.

Die

Republik der vereinigten Niederlande.

Als Leopold v. Ranke vor fünfundvierzig Jahren sein reiches Wirken begann, warf er den Ausspruch hin: „ich will blos sagen, wie es eigentlich gewesen ist.“ Dies bescheidene und tiefe Wort, das jenen Tagen des philosophischen Uebermuths trivial und nichtssagend erschien, zeichnete klar und sicher den Weg vor, welchen die Mehrzahl unserer namhaften Historiker seitdem verfolgt hat. Eine unübersehbare Schaar von gelehrten Untersuchungen fördert aus wohldurchforschten Quellen neuen historischen Stoff zu Tage, gewissenhafte Erzählungen ordnen und sichten ihn, stellen das Geschehene dar wie es geschah, und die Nation schaut mit berechtigter Freude diesem fruchtbaren Schaffen zu. Aber, froh ihres reichen empirischen Wissens, argwöhnisch gegen Alles was der Philosophie auch nur ähnlich sieht, vergißt die Gegenwart leicht, daß Untersuchung und Erzählung zwar die weitaus wichtigsten, doch nicht die einzigen Aufgaben des Historikers sind. Ein bescheidenes und doch ein gutes Recht bleibt auch jener Form der historischen Darstellung, welche — nenne man sie didaktisch oder discussiv oder wie sonst — dem erforschten Einzelnen seine Stelle in dem Zusammenhange der Geschichte anweist; sie schildert nicht den Fluß der Ereignisse, sondern betrachtet die Zustände, welche aus dem unendlichen Ringen der historischen Kräfte sich herausbildeten, sie versucht die Berechtigung dieser Lebensformen der Völker, die Nothwendigkeit ihres Gedeihens und ihres Verfalles zu ergründen. Eine solche Darstellung läuft Gefahr, von dem Einzelnen ein nur annähernd richtiges Bild zu entwerfen, weil sie lediglich den Durchschnitt des Geschehenen geben kann; dafür darf sie zuweilen jenen Vorhang lüften, welcher die unabänderlichen Naturgesetze des Völkerlebens dem Auge des Forschers verbirgt. Und wie fruchtbar sie sein kann, wenn sie bescheiden auf construirende Willkür verzichtet, das

weiß Jeder, der einst zu Dahlmann's Füßen gesessen hat. Der Alte pflegte in seine Vorlesungen über Politik eine meisterhafte Schilderung des Staates von Venedig und ähnliche Verfassungsbilder zu verweben und bot uns dergestalt eine reichere politische Belehrung, als der erzählende Geschichtschreiber bieten darf, eine weitaus lebendigere historische Anschauung, als der doktrinäre Staatsrechtslehrer gewähren kann, der einzelne Institutionen als disjecta membra an den verschiedenen Stellen seines Systemes beleuchtet.

Das Beispiel des Bonner Meisters hat wenig Nachahmung gefunden. Jahraus, jahrein bringen uns die „Actenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten" und andere Werke deutschen Forscherfleißes reiche Belehrung über die Entwickelung der Republik der vereinigten Niederlande. Aber noch hat kein deutscher Historiker dies Wissen verwerthet für die politische Erkenntniß, keiner die einfache Frage aufgeworfen: wie war dieser seltsame Staatenbund? welchen Institutionen, welchen sittlichen und wirthschaftlichen Kräften dankte er seine Größe? Für uns besteht nicht mehr jener Reiz neidischer Bewunderung, der vor zweihundert Jahren einen William Temple antrieb, das Räthsel zu ergründen: warum im Schlamme des Rheines der reichste Staat der Erde entstehen konnte? Auch jede Anspielung, jedes Hinüberwinken nach der deutschen Gegenwart bleibe ausgeschlossen; das geistreiche Haschen nach Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten ist der Tod der ernsten Geschichtsbetrachtung. Der norddeutsche Bund, das nothwendige Ergebniß einer wirrenreichen, von jeder Regel nur allzuweit abweichenden Volksgeschichte, findet seines Gleichen nicht in der Vergangenheit. Die Republik der Niederlande steht ihm am nächsten unter allen Staaten der Geschichte; doch die beiden Gemeinwesen kurzweg zu vergleichen ist schon deshalb unstatthaft, weil die Kräfte der Einheit, welche am Niederrhein den Staatenbund in ein Königreich verwandelt haben, in unserem Vaterlande weit gewaltiger auftreten. Während die Niederlande zwei Jahrhunderte hindurch zwischen republikanischen und monarchischen Bestrebungen hin- und hergeschleudert wurden, und ihr mächtigster Einzelstaat mit dem Führer des Heeres unablässig haderte, steht bei uns der Gedanke der Monarchie unerschütterlich fest, der König von Preußen ist, Gott sei Dank, selber der Feldherr der Deutschen; darum wird, so steht zu hoffen, unser Staat sicherer, einfacher, minder krampfhaft sich fortbilden, als weiland der Staatsbau der Utrechter Union.

Bleibt es also thöricht, die Regeln für unser Heute und Morgen in der Vorzeit eines fremden Volkes zu suchen, so gewährt doch die Entwickelung des einzigen Staatenbundes der neuen Geschichte, der zum Einheitsstaate ward, manchen überraschenden Einblick in die Grundgesetze des bündischen Lebens. Und wie viele andere Probleme treten uns nicht entgegen in diesem Staate voller Widersprüche, der von jeher das Erstaunen der politischen Denker war! Wie verwickelt erscheint hier die Wechselwirkung der staatsbildenden und der volksbildenden Kräfte! Eine Handvoll selbständiger Stämme, Trümmerstücke des heiligen Reiches, werden zuerst durch den großen Völkerbildner, den Krieg, und durch gemeinsame politische Arbeit zusammengeschweißt zu einer neuen Nation; dann wirkt dies erstarkte Volksthum auf die Verfassung zurück, trachtet darnach den Bund in einen Staat zu verwandeln. Jede Doktrin, die in Verfassungsformen das Heil der Staaten sucht, geht in die Brüche vor diesem Gemeinwesen, dessen Schicksal unwiderleglich beweist, wie wenig die Staatsform bedeutet neben den sittlichen Mächten des Völkerlebens. Denn unter einer ungeheuerlichen Verfassung — ja, was allen Theorien des Föderalismus in's Gesicht schlägt, als ein Staatenbund ohne einen wirklichen Bundesvertrag — stand die Republik dennoch glorreich aufrecht, der glücklichste, der sittlichste Staat der protestantischen Welt, so lange die Noth des Krieges jeden Muskel des Volkes gewaltsam spannte. Erst im Frieden werden die Gebrechen des Staatswesens fühlbar, und als endlich nach kläglicher Erschlaffung, nach langem bürgerlichen Hader, nach dem Jammer der Fremdherrschaft die nationale Monarchie gegründet wird, da vermag die Reinigung der Verfassungsorgane doch nicht, dem früh gealterten Volke eine neue Jugend zu bringen: das königliche Niederland erscheint trotz des Segens der Staatseinheit und wohlgeordneter Staatsformen klein und armselig neben dem Weltruhm, der einst den unförmlichen Staatsbau der Republik umstrahlte.

Nicht minder erstaunlich ist das Parteileben dieses Staates, ein rechtes Kreuz für die landläufigen Vorurtheile des modernen Radikalismus: die Republikaner verfechten den Gedanken der Herrschaft, die Monarchisten die Freiheit, der Gegensatz der beiden Parteien liegt so nothwendig in dem Wesen des Staates begründet, Recht und Unrecht vertheilt sich so gleichmäßig zwischen den Kämpfenden, daß jeder Versuch einseitiger Beurtheilung sich auf handhafter That sofort bestraft. E[illegible] streng aristokratischer Staat verbraucht seine Lebenskraft in [illegible]

Menschenaltern wundervollen Glanzes, während allen anderen Aristokratien der Geschichte langlebige Zähigkeit nachgerühmt wird, und hinterläßt, da er untergeht, ein durch und durch demokratisches Volk. Der Zank und Stank lächerlicher Kirchthurmsinteressen begegnet uns im wimmelnden Durcheinander dicht neben dem großen freien Weltblick der Königin der Meere. Ein Staat des Handels, der erste, der in der modernen Welt die Bedeutung der materiellen Interessen mit klarem Bewußtsein gewürdigt hat, kämpft heldenhaft für die höchsten Güter des Lebens, rettet der Welt den evangelischen Glauben, und die Annalen der Krämerrepublik verherrlichen auf jedem Blatte den Krieg als eine Macht des Segens für die dumpfe Trägheit der Menschen. Sehen wir zu, ob sich in den leichten Umrissen eines Aufsatzes eine Antwort finden läßt für so viele Räthsel. —

Mit tiefem Schmerze tritt der Deutsche an die Geschichte dieser vormals deutschen Lande heran, deren glänzende Tage genau zusammenfallen mit den Zeiten unserer Ohnmacht und deren Ruhm erst sank, als das große Vaterland wieder eintrat in die Reihe der Mächte. Der Schmerz lastet um so schwerer, da redliches Urtheil bekennen muß, daß unsere landläufigen Klagen und Anklagen wider die von Holland an uns verübte Verrätherei jedes Grundes entbehren. Wer hat dies köstliche Tiefland des Rheines, die starken Arme, die unser Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unseres Reiches abgeschnitten? Wir selbst allein.

„Deutschlands trübste Zeit" — so lautet der feststehende Name, den unsere Lehrbücher dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu ertheilen pflegen; und doch giebt uns gerade diese traurige Epoche das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben. Händel und Pufendorf, die Pietisten von Halle und die Calixtiner — überall die Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den großen Kurfürsten geschenkt und zum zweitenmale den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen — über jene Tage, da die Fanfaren der Trompeten von Fehrbellin der Welt verkündeten, dies waffengewaltige Deutschland erdreiste sich wieder der Herr zu sein im eigenen Hause? Nein, wollen wir wirklich die schimpflichste Epoche unserer Vergangenheit finden, die Zeit, da unser Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, so müssen wir um ein Jahrhundert weiter zurückschauen, auf die Tage des soge-

nannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späten Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philisterthum führen mußten.

Reiner, herrlicher hat nie eine Umwälzung begonnen als unsere Kirchenreformation begann. Alles Eigenste und Höchste unseres Wesens war im Aufruhr, der Ernst deutschen Forschermuthes und die Wahrhaftigkeit des deutschen Gewissens. Und wie Luthers Werk aus den Tiefen der deutschen Volksseele entsprang, so war es auch die letzte große That, welche die Söhne aller unserer Stämme zu gemeinsamem Schaffen vereinigte. Deutschland war protestantisch. Unter den deutschen Gauen, welche heute der katholischen Kirche gehören, sind nur sehr wenige nicht durch Blut und Gewaltthat dem alten Glauben zurückerobert worden; aber auch — kein deutsches Land ist heute evangelisch, das nicht schon um das Jahr 1570 zu dem neuen Glauben sich bekannte. So schnell begann die schöpferische Kraft des Lutherthums zu versiegen! Es scheint der menschlichen Gebrechlichkeit nicht gegeben, eine so ideale Anspannung, wie diese war, in die Länge zu ertragen; schon zu der Zeit, da der Reformator starb, erkennen wir das jugendfrische Volk der Hutten und der Dürer kaum mehr wieder. Die Nation erweist sich unfähig, in einem keineswegs ungleichen Kampfe die Selbständigkeit ihres Glaubens und ihres Staates zu behaupten; auf den ruhmlosen Feldzug der Schmalkaldener folgt der geharnischte Reichstag, die hispanische Herrschaft. Dann tritt ein Rückschlag ein: die Rebellion des sächsischen Moritz wirft des Reiches alte Ordnung über den Haufen, die Libertät der Landesherren triumphirt über die kaiserliche Monarchie.

Endlich geht aus der Ermüdung beider Theile der Religionsfriede hervor, das Werk der vereinten dynastischen Politik der Habsburger und der Albertiner, allzulange durch die Schönfärberei kursächsischer Hoftheologen und Hofjuristen als eine That des Segens gepriesen. Wie stattlich klingt den Gedankenlosen jene hergebrachte Vergleichung: Deutschland ruhte aus unter dem Schirm kirchlicher Duldung, derweil in England die blutige Maria die Scheiterhaufen flammen ließ! Als ob nicht die Idee der religiösen Duldung dem Jahre 1555 ebenso unbekannt gewesen wäre wie die Eisenbahnen und die Telegraphen! Nicht

die Nation erhielt die Freiheit, ihres Glaubens zu leben, nur den Landesherren ward das Recht, sich zu dem augsburgischen oder zu dem alten Bekenntniß zu halten, für ihre Unterthanen aber galt der Grundsatz: cuius regio eius religio. Nicht ohne Grund pflegte Philipp II. sich auf das Beispiel Deutschlands zu berufen: was thue er denn anders in seinen burgundischen Landen, als daß er dieselbe Gewalt behaupte, die jeder kleine deutsche Fürst in seinem Territorium ausübe? Und selbst diese zweifelhafte Duldung von des Landesherrn Gnaden kam nur den Katholiken und den Lutheranern zu gute — nicht, oder doch nicht mit Sicherheit, den besten Protestanten, nicht dem Calvinismus, der soeben erst als eine selbständige Kirche sich gestaltete und für lange Zeit alles Heldenthum, alle streitbaren Kräfte des Protestantismus an sich zog.

Die große Mehrheit der weltlichen Fürsten stand längst zu dem augsburgischen Bekenntniß; ließ man der natürlichen Entwickelung freie Bahn, so fielen unfehlbar auch die noch übrigen geistlichen Fürsten dem Glauben unseres Volkes zu, und das amtliche Deutschland ward evangelisch. Solcher Gefahr schoben die Katholiken eigenmächtig einen Riegel vor: den geistlichen Vorbehalt, ein Verbot, das von den Protestanten nicht anerkannt ward. Welche schlechthin rechtlose, unhaltbare Zustände für nahezu ein Viertel von Deutschland hieraus entsprangen, das werden wir erst dann ganz verstehen, wenn uns einst ein tüchtiger Historiker die Schicksale eines großen protestantischen Stiftes in dieser Zeit, etwa des Magdeburger Landes, schildern wird. Kein menschlicher Scharfsinn vermag zu sagen, wer denn von Reichs wegen im Rechte war unter diesen brandenburgischen, sächsischen, österreichischen Prinzen, die sich um das mächtige norddeutsche Erzstift stritten. Die Frage, ob die Reformation sich fernerhin auf unserem Boden ausbreiten dürfe, die Frage der deutschen Zukunft, blieb in Augsburg ungelöst, und von dem Frieden, der also nichts entschied, schrieb ein wackerer protestantischer Theilnehmer verzweifelnd: „es geht Alles so kalt und schläfrig zu, daß es ein Erbarmen ist.“

Und was bedeutete der faule Friede für die deutsche Politik? Der unheilvolle Gang, den die religiöse Bewegung schon seit dreißig Jahren eingeschlagen, war jetzt von Reichs wegen anerkannt, die Nation wurde mediatisirt, jeder Landesherr ein Souverän, ein unabhängiger Gebieter über die allerwichtigste politische Angelegenheit der Zeit, über die Kirchen-

sachen. Noch mehr, Deutschland verzichtete auf die auswärtige Politik, trat zurück aus der Reihe der großen Mächte. Denn da das Reich in Religionsfragen nicht mehr einen für beide Theile bindenden Mehrheitsbeschluß fassen konnte und alle Kriege dieser Epoche, allein die Türkenkämpfe ausgenommen, Religionskriege waren, so blieb Deutschland grundsätzlich neutral in den europäischen Händeln; nur als Dienende, als Hilfsvölker durften die Deutschen fortan theilnehmen an den welthistorischen Kämpfen draußen. Nun frage ich: wann ist jemals wieder eine solche freiwillige Selbstverstümmelung einer großen, reichen, wehrhaften Nation erhört worden? Und war es nicht auch ein Zeichen unserer politischen Versunkenheit, daß die deutschen Historiker die unsägliche Schmach, die in diesem Hergang liegt, lange Zeit gar nicht bemerkten? Das sollen wir J. G. Droysen nicht vergessen, daß er zuerst unter unseren namhaften Geschichtschreibern den männlichen Ton des Zornes und der Verachtung angeschlagen hat, der jener trägen Epoche allein gebührt. Und je freudiger wir heute wieder an uns selber und an die Macht des deutschen Staates glauben, um so gewisser muß solche Strenge historischer Selbsterkenntniß in unserer öffentlichen Meinung sich durchsetzen; das zwanzigste Jahrhundert wird nicht wie das neunzehnte in gutmüthiger Selbsttäuschung den Jubeltag des Friedens feiern, der den dreißigjährigen Krieg in seinem Schooße trug.

Während also das heilige Reich sich's versagte, noch irgend einen Willen zu haben in den Händeln der Völker, stand rings umher die Welt in Flammen. In Frankreich, in England, in den Niederlanden ward gekämpft um Sein und Nichtsein des Protestantismus; die beiden Religionsparteien standen weithin durch das Abendland in zwei geschlossenen Feldlagern einander gegenüber, reichten unbedenklich dem fremden Glaubensgenossen die Hand gegen den andersgläubigen Landsmann. Der große Zersetzungsprozeß der spanischen Weltmonarchie begann. Bleibt es ohnehin niederschlagend für den menschlichen Stolz, daß die Herrschgier eines Fürstenhauses, dessen Glieder zumeist mit beispielloser Unfähigkeit geschlagen waren, der Weltgeschichte für ein volles Jahrhundert den Weg vorschreiben konnte, so wächst die Beschämung noch, sobald wir erkennen, auf wie schwachen Füßen die Macht dieser Habsburger stand. Ein unnatürliches, unfestes Gemisch grundverschiedener Länder, und die Lebenskraft Spaniens selber längst schon im Sinken, seit jener Schlacht von Villalar, die das Mark des Landes, die Communen, zerstörte! Wahrlich, wenn in den Seelen

unseres hohen Adels nur ein Funke glühte von dem aufopfernden Muthe, den die Spanier der großen Idee des katholischen Weltreichs widmeten, so war die Herrschaft des Protestantismus in Mitteleuropa gegründet.

Aber in verhängnißvoller Zeit stand eine verkommene Generation deutscher Fürsten am Ruder — ein Geschlecht, das von den wackeren Vätern nur die centaurischen Sitten, die starken und begehrlichen Leiber, nicht den Schwung der Gedanken geerbt hatte. Das holde Stillleben der Kleinstaaterei hob an. Hausväterlich sorgte der Landesherr für die Wohlfahrt seines Ländchens; tüchtige Domänenwirthe, verständige Verwaltungsmänner, wie August von Sachsen, Christoph von Württemberg, erscheinen nicht selten. Zugleich behaupten an den Höfen Hosenteufel, Jagdteufel und Saufteufel, verflucht von den Predigern, ihr altes Regiment; die Sitten der Zeit zeigen in hochkomischen Zügen ein wunderliches Gemisch von sinnlicher Roheit und theologischer Salbung. „Gestern abermalen voll gewest, heute das Trinken auf ein Vierteljahr verredet" — solche Geständnisse und Gelöbnisse begegnen uns selbst in den Tagebüchern des trefflichen Friedrich III. von der Pfalz. Ungeheure Zechgelage, Saujagden, prunkvolle Maskenzüge wechseln ab mit Truppenübungen, wobei weitgereiste Kriegsobersten eine schwerfällige militärische Gelehrsamkeit entfalten, auch wohl zum Schlusse ein Bild der großen Hure von Babylon, mit Pulver gefüllt, in die Luft gesprengt wird. Auch der Bürger steht noch seinen Mann mit Kraut und Loth auf den üppigen Schützenfesten; aber der männliche Ernst des Waffenhandwerks geht dem friedensfrohen Geschlechte langsam abhanden. Noch freilich war die Erinnerung an die alte deutsche Kriegerherrlichkeit nicht ganz erstorben, noch galt die Theilnahme an irgend einem Feldzuge für eine Standespflicht des fürstlichen Lebens, noch strömten alljährlich aus dem unerschöpflichen Schooße des weiten Reiches Tausende wehrhafter Männer hinaus, unwillig daheim den Kehricht zu hüten, und verspritzten ihr Blut in den Hugenottenkriegen, den niederländischen Kämpfen. Frankreich hieß der Kirchhof des deutschen Adels. Doch nur selten verräth sich in solcher Entladung der nationalen Schlaglust eine edle politische oder religiöse Leidenschaft: deutsche Lansquenets und Reitres kämpfen in beiden Lagern der Franzosen, der Landsmann wider den Landsmann, Katholiken und Protestanten gemeinhin bunt durcheinander. Was kümmerte diese Kleinfürsten die Zukunft des Protestantismus? War doch das Kirchengut aufgetheilt zwischen ihnen und

dem lutherischen Adel. Ihr Phlegma schrickt zurück vor den „geschwinden Händeln“ der großen Politik, eine abergläubische Scheu vor dem Erzhause lähmt die Thatkraft. Sie betteln bei den Habsburgern um das goldene Vließ, bei den Valois um den St. Michael, und Junker Hans Breuning von Buchenbach unternimmt jene Gesandtschaftsreise über den Canal, die er uns mit so unnachahmlicher Dummheit geschildert hat, um vergeblich bei der jungfräulichen Königin das Hosenband für seinen schwäbischen Herzog zu erbitten.

Die Völker ertragen leichter das Unglück als das Glück; unsere Nation verdarb in der Ueppigkeit eines Friedens, der die Geister nicht versöhnte. Doch aller deutschen Leiden schwerstes war die theologische Verbildung. Es ist nicht anders, das Lutherthum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholicismus, der soeben alle seine Bekenner wie ein Heer des Glaubens in der festen Burg seiner alten jetzt neu geordneten Hierarchie versammelt hatte. Die Versenkung des gläubigen Gemüths in Gott und die göttlichen Dinge, worin von Anbeginn die Größe und die Schwäche des tiefsinnigen lutherischen Glaubens lag, führte zur Thatenscheu, zur Abkehr von den Kämpfen des Lebens; die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam sog dem Lutheraner das Mark des Willens aus den Knochen. Die Theologie blühte, die Religion verkam; fast allein die herzbewegenden Klänge des lutherischen Kirchenliedes bekundeten noch, daß der ursprüngliche Geist des Protestantismus nicht ganz erstorben sei. Wie sehnte sich der milde alte Melanchthon nach seinem letzten Stündlein, „auf daß ich erlöst werde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!“ Mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmuth hadern die Theologen über die wie zum Hohne sogenannten Concordienformeln der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der ernestinischen „Betefürsten.“ Die Pfaffen der neuen Kirche fluchen einander hinab in die Tiefen der Hölle um der Frage willen, ob die Erbsünde auch in den Leibern der selig Verstorbenen fest hafte bis zum jüngsten Tage. Gewiß, das religiöse Gemüth verlangt nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Glaubenssätze, und wir Weltkinder einer neuen Zeit übersehen leicht, daß auch die Wildheit dieses dogmatischen Gezänks ein Zeugniß ablegt von dem heiligen Glaubensernst der Reformation. Doch wer darf darum den wahnsinnigen Haß entschuldigen, womit der bibelfeste Lutheraner die Schwesterkirchen der Reformirten verfolgte? „Der Streit der Feinde

ist unser Friede“ jubelten schadenfroh die Jesuiten, und die Calvinisten Hollands und der Schweiz, zu nüchtern um den blinden Haß zu erwidern, klagten verzweifelnd über „die mehr als viehische Dummheit der Deutschen,“ denen der Glaube der Sacramentirer „schlimmer als der türkische“ schien. Bald steht das Lutherthum der alten Kirche näher als den protestantischen Genossen. Erich von Braunschweig führt seine Reisigen zu Alba um die holländischen Sacramentsschänder zu züchtigen, die Badener, die Rheingrafen, viele andere lutherische Fürsten kämpfen im Heere der Ligue gegen die Hugenotten, und der größte lutherische Hof, der Dresdener, vermißt sich, in solcher Zeit Deutsch und Spanisch, das Evangelium und den Jesuitismus zu versöhnen. Nicht leicht wird ein Obersachse den Muth, noch schwerer ein anderer Deutscher die Lust finden, in einem schonungslos ehrlichen Geschichtswerke ausführlich die vollendete Nichtigkeit dieser albertinischen Politik zu schildern, welche schließlich sogar den geistlichen Vorbehalt anerkannte und also die Zukunft des deutschen Protestantismus preisgab. Als der große deutsche Krieg begann, die böhmischen Protestanten am weißen Berge erlagen, da frohlockten die kursächsischen Prediger: jetzt endlich sei dem gottverdammten Calvinismo das Haupt zertreten.

Nicht ganz so unwürdig erscheint die Haltung der westdeutschen Höfe, wo die prosaische, der Politik und der praktischen Moral zugewendete Lehre der Calvinisten die Herrschaft behauptete. Heidelberg bleibt für ein Jahrzwanzig die glückliche Heimath freier deutscher Geistesarbeit; hochfliegende europäische Pläne beschäftigen den Pfälzer Hof, er zieht den Hugenotten mannhaft zu Hilfe, er träumt sogar das katholische Frankreich in einen evangelischen Bundesstaat umzuwandeln. Johann Casimir dichtet fromme Lieder zum Preise der Niederländer; Pfalzgraf Christoph, der Sohn Friedrich's III., fällt als ein Held des Glaubens auf der Mooker Heide. Doch ruhige Eintracht, große, zäh festgehaltene politische Gedanken, ausdauernde Thatkraft suchen wir auch hier vergeblich. Erschreckt durch das Fortschreiten der Gegenreformation raffen sich die besseren protestantischen Fürsten endlich auf zu jenen kläglichen Verhandlungen, denen die Todtgeburt der evangelischen „Union“ entspringt. Ziellos schleppt sich das massenhafte Schreibwerk der Bedenken und Gegenbedenken durch viele Jahre. Die Verhandelnden nennen sich selber mit glücklichem Humor die „correspondirenden Fürsten“, zuletzt läuft all' ihr Thun hinaus auf die Weisheit des wohl-

meinenden Joachim Friedrich von Brandenburg: „alle gütlichen Mittel versuchen und das Uebrige Gott befehlen!"

Nichts ungerechter als die wohlfeilen Anklagen, welche die protestantischen Historiker bei der Schilderung dieser Epoche wider die Gesellschaft Jesu zu richten pflegen. Die Jesuiten thaten was die Vorkämpfer der streitbaren Kirche nicht lassen durften, unsere Glaubensgenossen unterließen was dem Deutschen, dem Protestanten die heiligsten der Pflichten geboten. Entschlossen und sicher schreitet das Werk der Gegenreformation vorwärts durch die zerfahrene protestantische Welt; Fulda und das Eichsfeld, Würzburg und Bamberg, Trier und Salzburg, Köln und Paderborn verfallen mitten im Frieden der alten Kirche. Den Protestanten, der sich in diese Zeit versenkt, überkommt noch heute eine dumpf beklommene Empfindung; wir meinen mit Händen zu greifen, wie das Verderben des dreißigjährigen Krieges näher und näher rückt. Uns wird zu Muthe, wie wenn am schwülen Sommermittag die schwarze Wolkenwand am Himmel steht: schon zucken ferne Donnerschläge durch die stille Luft, der sorglose Bauer läßt die gemähten Halme auf dem Felde liegen, dann bricht das rasende Wetter herein und verschlingt den Segen der Ernte.

Nur auf einer Scholle des protestantischen Deutschlands stand den Mächten der Gegenreformation eine ebenbürtige Kraft des Gedankens und des Willens gegenüber. In dem stillen Winkel des Dillthals kreuzten sich, wenn der große Schweiger und Johann von Nassau daheim weilten, die Depeschen aus Venedig und Rom, Antwerpen und Paris. Und an den Rechnungen dieser ernsten Denker hing die Freiheit der Welt. Die nüchterne Realpolitik war hier wie immer die Schützerin der Ideen. Mit rührender Treue opferte das tapfere Völkchen des Westerwaldes Hab' und Leben für die niederländische Politik seiner Fürsten, und noch in unseren Tagen lebt auf den öden Bergen die Erinnerung an die Hollandsfahrten der Väter. Doch die Mehrzahl der protestantischen Fürsten blieb taub bei der beweglichen Klage des Oraniers: „wenn wir kleinen Leute verdorben sind, dann kommen die deutschen Fürsten an die Reihe."

Es galt dem katholischen Weltreiche sein herrlichstes Besitzthum zu entreißen — denn hier ist das Indien, hier die Goldquelle des spanischen Königs, sagte ein scharfblickender Italiener. Es galt der deutschen Nation den Zugang zum Welthandel zu eröffnen, den burgundischen Kreis, der nur dem Namen nach zu uns gehörte, in Wahrheit dem

deutschen Reiche zurückzugewinnen. Längst war dies niederländische Sonderleben dem großen Vaterlande entfremdet, seine Erhebung darf mit einigem Rechte als der höchste Triumph des deutschen Partikularismus bezeichnet werden. Der Reichsadler im Wappenschild der großen burgundischen Städte bedeutete wenig; schon im funfzehnten Jahrhundert hatten sie gekämpft gegen unsere Osterlinge, triumphirend, mit dem Besen hoch am Mastbaum, die deutschen Meere durchsegelt und sich losgesagt von der Hansa. Doch jetzt, in der Todesnoth des spanischen Krieges, spähten sie angstvoll umher nach fremder Hilfe; sie waren bereit, der Königin von England, sogar dem katholischen letzten Valois sich zu unterwerfen; um wie viel sicherer mußten sie sich dem deutschen Reiche wieder einfügen, wenn bei uns eine Macht erstand ihnen zu helfen! Die Binnenlandspolitik des deutschen Kleinfürstenthums bemerkte nicht, welche Lebensfragen hier auf dem Spiele standen; der lutherischen Ruheseligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier, die so gar nicht hören mochte auf den geistlichen Trost August's von Sachsen: „gegen Gewalt sollt Ihr den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen.“ Einzelnen kommt wohl eine Ahnung von dem großen Sinn des Kampfes. „Ihr habt uns erhalten, Ihr allein nächst Gott,“ schrieb Wilhelm von Hessen dem Schweiger, und Christian von Anhalt verlangte, daß die sieben Provinzen förmlich in des Reiches Schutz aufgenommen würden. Doch die erkauften deutschen Söldner, welche zumeist das Heer der Niederländer bildeten, konnten, selber jedes politischen Gedankens baar, auch die Politik der Niederlande nicht bestimmen. Zu thatkräftiger Hilfe um des Glaubens willen ermannen sich nur wenige deutsche Herren, wie die tapferen Wittgensteiner. Die Meisten schauen zu mit unwandelbarer Gemüthsruhe, grübelnd über den theologisch-astrologischen Gründen des wunderbaren Kampfes, wie jener selbe Landgraf von Hessen, der i. J. 1577 den um Hilfe rufenden Oraniern bedachtsam schreibt: „sintemal der itzo stehende schreckliche Comet nicht geringe Dinge und straff Gottes, unsers Besorgens, portendirt und androhet.“

Es war die Zeit, da die Monarchie überall zu stolzem Selbstgefühl heranwuchs; hoffärtige Gedanken, dem modernen Legitimismus verwandt, erfüllen die Höfe. Als das weiland stolze Lübeck dem Schwedenkönig Erich den Frieden aufkündigte, empfing es die Antwort: „Bürger und Bauern sollen Ihresgleichen absagen, nicht einem Könige.“ Wallenstein haßte die holländischen Rebellen als die destructores

omnium principum et regum. Aber auch der deutsche Kleinfürst schaute mißtrauisch auf „das wüste Gesindlein" in den Niederlanden, auf diese Bürgermeister und Stadträthe, die ihrer angestammten Krone widerstanden, er fürchtete die Auflösung aller staatlichen Zucht weithin durch die Welt. Vergeblich klagte Johann von Nassau: „Ihr stellt die Tyrannei auf eine Linie mit einer christlichen Obrigkeit."

Unsere Protestanten gaben die Rheinmündungen preis und erkauften sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit. Denn zerstörend schlugen die Flammen des ungeheuren Brandes weit in Deutschland hinein. Niederländische Protestanten, flüchtig vor den spanischen Henkern, zogen tief in's Reich, bis nach Hanau, sie bildeten in manchen Reichsstädten, wie in Aachen, eine Geusenpartei, sie gründeten in Wesel jene glorreiche Gemeinde, welche die Mutter des freien niederrheinischen Kirchenlebens werden sollte und der tapferen Stadt das ehrenvolle Lob der Jesuiten erwarb: „Genf, Wesel und Rochelle seindt des Teufels andre Höll'." Holländer und Spanier sperren wetteifernd den Rheinstrom für die deutsche Schiffahrt; jahrelang nehmen die spanischen Regimenter auf dem Marsche von Belgien nach Groningen regelmäßig den Weg durch das Jülicher Land. Als Gebieter zieht Mendoza mit spanischem Kriegsvolk heerend und bekehrend mitten im Frieden bis nach Paderborn und Münster, und der westphälische Kreis erwehrt sich der fremden Gewaltthat durch winselnde Klagen über „diese hispanischen Ueberteufel." Ein verheißender Augenblick erscheint, als Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln zum evangelischen Glauben übertritt und also den Protestanten die Aussicht eröffnet auf die Mehrheit im Kurfürstenrathe, auf die Erhebung eines Protestanten zur Kaiserwürde. Der Papst setzt den deutschen Fürsten ab, des Reiches ungefragt; von spanischen und bayrischen Söldnern vertrieben flieht der Unglückliche nach Holland, niederländisches Kriegsvolk vertheidigt ihm seinen Godesberg — und der Schwachsinn der deutschen Lutheraner nimmt solche Verhöhnung des Reichsrechts thatlos hin, denn Kurfürst Gebhard war Calvinist! Als darauf der jülich-clevische Erbfolgekrieg ausbricht, werfen Holland und Spanien sofort Garnisonen in die Festen der streitigen Lande, hausen und herrschen dort durch Jahrzehnte.

Was Wunder, daß die Kämpfer beider Parteien, die mit eingriffen in den Weltkrieg, mit grenzenloser Verachtung sprachen von einer Nation, die Solches ertrug. Die deutschen Fürsten, spottet Alba,

führen Adler, Löwen und Greife in ihren Wappen, aber den grimmen Thieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit den Fliegen, die sich geduldig auf dem Tische todtschlagen lassen, und der tapfere Publicist der Hugenotten Hubert Languet meint achselzuckend: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unserer Trauerspiele. Eine Scham wie um selbsterlebte Schmach dringt uns noch heute zum Herzen, wenn wir die mächtige Rede lesen, die Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Schweigers, im Mai 1578 vor dem Wormser Reichstag hielt. **Tua, tua res agitur,** ruft der feurige Wallone dem zaudernden Deutschland zu; er fragt, ob wir denn schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß der Hispanier uns verachtet wie die Hunde, wie der Türke den Giaur — und daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere! — Wahrlich, nicht uns steht es an den großen Oranier zu verklagen. Er kämpfte für uns, indem er vom Reiche sich löste, er rettete eine herrliche Welt germanischen Lebens vor jenem bleiernen Schlummer, der auf dem hispanischen Italien lastete, er schwächte die Macht der Habsburger also, daß sie nicht mehr siegen konnte, als auch über unser Vaterland allzu spät der Entscheidungskampf hereinbrach.

Nur dieser Niedergang der deutschen Reformation erklärt den Aufgang der niederländischen Republik. Beidlebig nennen sich die Niederländer bei Goethe, und der Ausdruck trifft zu in zweifachem Sinne. Denn zwischen Land und Wasser lebt das Volk in dieser wunderlichen Welt, wo man die Aale mit dem Pfluge aus dem schlammigen Acker gräbt, wo die Städter, nach dem alten Witzwort des Erasmus, gleich den Krähen auf den Bäumen nisten: auf dem Rost der Mastbäume, die als Fußgestell der Häuser in den bebenden Boden eingerammt werden. Auch die Gesittung und der Staat dieser Trümmerstücke des altlotharingischen Reiches schwankt die Jahrhunderte hindurch zwischen der germanischen und der romanischen Welt. Frankreich behauptet die Lehnshoheit über Artois und Flandern, Deutschland das Herrscherrecht in den nördlichen Niederlanden. An Frankreichs empfindlichster Grenze, auf einem strategisch hochwichtigen Gebiete, das keiner der Nachbar-

staaten dem andern gönnt, erhält sich das Sonderleben vielsprachiger Kleinstaaten, ein Verbindungsglied zwischen deutschem und wälschem Wesen. Farbenreich und vielgestaltig gedeiht das Bürgerthum auf dieser classischen Stelle mittelalterlicher Städtefreiheit. Schon im dreizehnten Jahrhundert ertrotzen sich die Bürger der Hafenstädte, die Poorters, von ihren Grafen und Herzögen Freibriefe, Keuren. Ein himmelhoher Thurm, der Belfried, prangt als das Wahrzeichen der städtischen Freiheit, seine Glocken rufen die Genossenschaften der angesehensten Bürger, die Broedschappen, zum Bürgertage; ein Schulze, Schout, wahrt selbständig mit seinen Schöffen den Frieden der Stadt. Die Weltmärkte von Gent und Brügge gründen im Verein mit den kleineren Communen die vlämische Hansa. Wie oft sind die trotzigen Genter und Brüggelinge zusammengeströmt auf ihren Freitagsmärkten, um hinauszuziehen — wohl 30,000 reisige Bürger aus einer Stadt — mit der dullen Griete und anderem riesigen Feldgeschütz gegen den Edelmann oder den Landesherrn; dann verkündete das Läuten der Rolandsglocke „Victorie in Vlaanderland." Seit dem vierzehnten Jahrhundert berufen die Grafen und Herzöge die kleinen Herren ihres Landes — Prälaten, Ritterschaften, Städte — zu Landtagen, Staatenversammlungen. Die Staaten bewilligen Beden, rathen und thaten in allen Landesnöthen, nehmen oft für den abwesenden oder minderjährigen Grafen selber das Regiment in die Hand, wahren und mehren ihre Privilegien bei der blyde Inkomste (joyeuse entrée) jedes neu einziehenden Fürsten. Dem Landesherrn bleibt in dieser Epoche der bescheidenen Staatsthätigkeit im Wesentlichen nur die Heerführung, eine vorsichtige Oberaufsicht und das Recht, die städtischen Beamten aus den von den Stadträthen vorgelegten Listen zu ernennen.

Ein unübersehbares Gewirr von Kräften und Gegenkräften wuchert auf unter dieser handfesten Selbstverwaltung. Lange Zeit stehen die den festländischen Händeln zugewandten Ostprovinzen fremd, fast feindselig neben dem seefahrenden Westen, der durch regen Handelsverkehr — in der Zeit der Weberkönige, der beiden Artevelde, auch durch gemeinsame Politik — mit dem nahen England verbunden ist. Noch greller tritt der Gegensatz des wälschen und des deutschen Wesens, der **Flandre gallicante** und der **Flandre flamingante** hervor. Damals wie heute geht die Völkerscheide mitten durch den Mauerring der Hauptstadt von Brabant: in der Bergstadt Brüssel die gesuchte Zierlichkeit des französischen Hofes, drunten im Thale der Senne die stolzen

Gildenhäuser des deutschen Bürgers. Damals wie heute spendet Frankreich den stammverwandten Wallonen süße Schmeichelworte. Das germanische Volksthum aber entwickelt hier auf dem Außenposten des Reiches die Eigenart des niederdeutschen Wesens mit einseitiger Schroffheit, gleichwie in Portugal unter verwandten Verhältnissen der iberische Volkscharakter seine ganze Härte entfaltete. Schwer und bedachtsam, mit gesammelter Willenskraft geht der Friese und Holländer seines Weges; unauslöschlich gräbt sich der Haß gegen den alten Stammesfeind in diese festen langrächen Seelen ein: wat walsch is valsch is, sla dood! Dabei steckt eine unverwüstliche Lust an gespaßiger Schelmerei hinter der wortkargen Derbheit: Reineke Vos, das Lieblingskind niederdeutschen Bürgerwitzes, kam in den Niederlanden zur Welt. Auch ein socialer Gegensatz ist früh erkennbar: in dem rohen, armen Norden gilt der Adel wenig, im Süden haust ein reicher, übermüthiger Herrenstand.

Die Ueberkraft der kleinen Gemeinwesen tobt sich aus in zahllosen örtlichen Fehden. Die Holländer kämpfen wider die Friesen, die Genter wider die Brüggelinge, die Rheinstädte wider den monopolsüchtigen Stapelplatz Dordrecht; jahrzehntelang raufen sich in Holland zwei große Parteien, die Hoecks und die Kabeljauws, in Friesland Schieringer und Vetkooper. Inmitten solcher wogenden Unruhe gedeiht ein kernhaftes Volk, gestählt im Kampfe mit den Elementen. Ungeheure Deiche schirmen die Städte vor dem alten Feinde, dem Nordwestwind, der „die großen Mannestränken,“ die Sturmfluthen landeinwärts treibt. Schon im zwölften Jahrhundert wagen die Flanderer kühne Canalbauten, schon Dante's Hölle verherrlicht die mächtigen Dämme, die der Brüggeling weit in die See hinausführt. Die Lage des Landes an der Grenze zweier Meere zwingt den Seemann, erst durch die seichte Wattensee der Küste sich den Weg zu bahnen, dann am Cap der grauen Nase vorbei, die Felsenküsten des Canals entlang zu segeln; so wird er wetterfest, in jeder Art der Schiffahrt erprobt. Was er aus dem Westen heimbringt, wandert auf einem uralten Handelswege nach dem Stapelplatze des deutschen Niederrheins: das ist so alt wie der Weg nach Köln, sagt das Sprichwort. Der Gewerbfleiß, schon seit vorrömischer Zeit, seit den Tagen der wollwebenden Atrebaten und Moriner auf diesem Boden heimisch, erreicht in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters eine glänzende Blüthe, flandrisches Tuch geht durch alle Lande, und die Coutumes der großen niederländischen

Plätze, noch heute eine wichtige Quelle für das Handelsrecht, erzählen, wie gewandt der niederrheinische Kaufherr alle Formen der Inhaberpapiere zu gebrauchen und zu mißbrauchen wußte. —

In dies Gewirr selbständiger Gemeinwesen schlägt endlich die Politik der Centralisation herein, seit die burgundischen Valois die Mehrzahl der niederländischen Herrschaften unter ihrem Scepter vereinigen. Die „chevalereuse Monarchie" der Burgunder steuert gradeswegs dem Einheitsstaate zu. Der Orden vom goldenen Vließ bindet den Adel fester an den Thron — denn wer wollte nicht als chevalier de l'ordre sein Wappenschild in den Kirchen von Brüssel und Brügge aufhängen? — und verleiht dem Herzogshute den reichen Glanz einer königlichen Krone. Um 1437 beruft der Herzog die Staaten seiner Lande zu einem Vereinigten Landtag; diese Generalstaaten bewilligen die Beden für das gesammte Gebiet, vertheilen den Betrag auf die einzelnen Provinzen, sie werden häufiger, zuletzt fast alljährlich versammelt, da die Noth der Kriege zu wiederholten Steuerforderungen zwingt. Sehr langsam jedoch wachsen die kleinen Fürstenthümer zu einem Staate zusammen. Der Landesherr ist kraft besonderer Rechtstitel Herzog von Brabant, Markgraf von Antwerpen, Graf von Holland und Zeeland; er darf keine Ausländer als Beamte anstellen, d. h. keinen Holländer in Brabant, keinen Wallonen in Zeeland. Für das Gesammtgebiet kennt das Staatsrecht nicht einmal einen Namen, die Plakate reden unbestimmt von den Landen van herwaerts over, den pays de par-deçà. Auch die Generalstaaten gleichen mehr einem Congreß von Gesandten selbständiger Mächte als dem Reichstag einer Monarchie. Einzelne Provinzen bleiben nach Belieben daheim, jede Provinz stimmt als ein Ganzes mit Einer Stimme, die Minderheit der Landschaften pflegt nach langen Verhandlungen freiwillig der Meinung (het gevoelen) der Mehrheit sich anzuschließen, auf daß der Friede nicht gestört, die Souveränität der Provinzen nicht geschmälert werde.

Der Schwerpunkt der burgundischen Macht ruhte durchaus in den Südprovinzen. Hier lag Löwen, die ruhmreiche Hochschule; hier malten die Gebrüder van Eyck die Anbetung des Lammes; hier erstanden, reicher als die Kirchen, die prächtigen Stadthäuser, um deren Fenster der üppige Flamboyantstyl seine phantastischen Ranken schlingt. Von dem prahlerischen Glanze des Brüsseler Hofes erzählen noch unseren Tagen die Grabmäler Karl's des Kühnen und seiner schönen Tochter;

unter den leichtfertigen Weltkindern des burgundischen Hofadels entstand der Decamerone der Franzosen, die geistreich frivole Sammlung der **cent nouvelles**. Die Generalstaaten tagten zumeist in Mecheln oder Brüssel, Brabant führte den Vorsitz und zahlte ein Viertel der Gesammtsteuern, während Holland nur $^1/_{12}$, Zeeland $^1/_{48}$ beitrug. Das Brabanter Land regierte der Landesherr unmittelbar; an der Spitze der anderen Provinzen standen Statthalter, einflußreiche Große, welche das Heer der Provinz führten, das Ansehen des Landesherrn wahrten und zugleich die Anliegen der Provinz bei ihm vertheidigten, den kleinen Mann in den Städten nach monarchischer Pflicht gegen die Willkür der Patricier, die in den Provinzialstaaten nicht vertretenen kleinen Städte gegen die herrischen großen Communen beschützten.

Die Habsburger erbten die Macht und die Einheitspolitik der Valois. Keizer Karel de Vyfde ist noch heute der Abgott jedes rechten Brüsselers; denn trefflich wußte der große Staatsmann „diese harten flandrischen Köpfe" zu leiten. Er brachte Geldern, Friesland, Groningen, Overyssel zu den burgundischen Landen hinzu und vollendete also das Reich „der siebenzehn Provinzen." Ein Genter Kind, französisch erzogen, ward er in den Tagen seiner Größe durchaus zum Castilianer und verstand dennoch die räthselhafte Kunst, in unnahbarer Höhe wie ein Halbgott über seinem Weltreiche zu stehen, keinem der Völker, die er beherrschte, kurzweg als ein Fremder zu erscheinen. Den Flanderern war und blieb er der Landsmann, sie sonnten sich an dem Glanze seiner Macht; ihre Schiffe segelten frei in die hundert Häfen des Kaisers. Antwerpen ward rasch der erste Handelsplatz von Nordeuropa, holte aus Lissabon und Sevilla die köstlichen Waaren beider Indien, raubte den Venetianern die Vorhand für den orientalischen Handel. Die großen Geldmächte der Epoche, die Fugger und die Welser, schlugen ihre Contore an der Schelde auf, und wie herrlich in dieser Welt des Reichthums die neue Kunst der Italiener gedieh, das bezeugt uns noch jener edle Renaissancebau, das Rathhaus von Antwerpen, und da und dort in entlegener Gasse ein alter Kaufherrnpalast, der die Schrecken der spanischen Furie überdauert hat. Eine schöpferische Verwaltungspolitik darf Niemand erwarten von diesem Kaiser, der über die halbe Erde gebot und dennoch in ungezähmter Herrschergier das **plus ultra**! auf seine Banner schrieb. Er lebte in den weltumfassenden Plänen seiner auswärtigen Politik; die Frage, was er zu thun habe für die Wohlfahrt seiner Völker, ist niemals vor seinem

Geiste aufgetaucht. Immerhin hat er in seinem Geburtslande mit berechnender Klugheit geschaltet. Er demüthigte das unruhige Gent, erbaute dort und in Utrecht eine Citadelle, um die trotzigen Bürger zu bändigen; er bestimmte, daß fortan keine Stadt ihren Bürgern eine Accise auflegen dürfe ohne die Genehmigung des Kaisers. Jenes anspruchsvolle „große Privilegium," das sich die Staaten von Holland einst von der burgundischen Maria ertrotzt, ward nicht erneuert. Dennoch verfiel der Kaiser keineswegs einem nivellirenden Despotismus, er suchte die Staatseinheit der siebzehn Provinzen zu erreichen auf dem sichersten Wege: durch die Verstärkung der Macht der Generalstaaten. Karl berief die Generalstaaten häufig, um die hohen Steuern durchzusetzen, und legte ihnen sogar seine Friedensschlüsse vor, desgleichen zahlreiche allgemeine Gesetze, die der erweiterte Kreis der modernen Staatswirksamkeit verlangte — so das treffliche Plakat über das Bettlerwesen.

Ein Landvogt, den Statthaltern der einzelnen Provinzen vorgesetzt, vertrat den Kaiser, und Karl ehrte seine Heimath, indem er zwei bedeutende Frauen aus königlichem Blute nach einander mit der Oberstatthalterwürde betraute. Neben dem Landvogt stand ein berathender Staatsrath, gebildet aus den Großen des Landes, die nebenbei durch Gesandtschaften und andere kostspielige Staatswürden beschäftigt und in Schulden gestürzt wurden. Die Kraft der Centralgewalt lag in zwei, mit abhängigen Beamten besetzten, Verwaltungscollegien, dem Finanzrath und dem Geheimen Rath. Der Hof von Mecheln bildete die höchste Instanz für die Gerichte der Lande; in derselben Stadt saß die Rechenkammer für die Niederlande. Ein Feldherr, bekleidet mit dem spanischen Titel Generalcapitain, befehligte die Heere der Provinzen, ein Admiral die Flotte; da Holland sich weigerte seinem Statthalter die Führung der holländischen Flotte zu entziehen, so befahl Karl einlenkend, der Statthalter von Holland solle stets der Admiral der Niederlande sein. Der Kaiser befreite Flandern und Artois von der Lehenshoheit der französischen Krone, er riß die Provinzen des Nordostens aus dem Verbande des westphälischen Kreises und erhob durch den Augsburger Vertrag (1548) die siebzehn Provinzen zu einer staatsrechtlichen Einheit: sie bildeten fortan den burgundischen Kreis, genossen den Schutz des Reiches, aber nahmen nur durch die Zahlung von Reichskriegssteuern an dem deutschen Staatsleben Antheil. Ein Jahr darauf bestimmte die pragmatische Sanction, daß diese Länder

immer von Einem Fürsten besessen und in Einer Masse gehalten werden sollten. Da der unfruchtbaren Staatskunst der Habsburger in zwei Jahrhunderten nicht gelang, Catalanen und Castilianer zu einer Nation zu verschmelzen, so durfte vollends hier in dem Lande der nationalen Gegensätze die Einheitspolitik des Kaisers nicht auf augenblickliche Erfolge zählen: zweimal schlug Karl den Provinzen vor, eine Union unter sich zu bilden, und zweimal widersprachen die niederdeutschen Landschaften, die dem wälschen Hofe nicht trauten. Doch verfolgte man die karolinische Politik der Umsicht und der Schonung weiter, so blieb wohl möglich, daß auf diesem Boden ein starkes Mittelreich entstand, das den Franzosen die altburgundischen Provinzen, den Deutschen die jülich-clevischen Landschaften — zwei alte Ziele der spanischen Ländergier — entreißen konnte: ein Staat, der freilich dem habsburgischen Weltreiche zuletzt selber gefährlich werden mußte.

Nur Ein ernstes Leiden bedrückte die glücklichen Lande: die Religionsverfolgung. Schon an der Gedankenarbeit der Vorreformation hatten die Schule von Deventer und die ernsten niederdeutschen Denker Wessel, Agricola, Groote rührigen Antheil genommen; dann trugen der Handelsverkehr und die deutschen Feldprediger der kaiserlichen Regimenter früh die neue Lehre in das Rheindelta. Der Kaiser aber führte das Wormser Edict, das in Deutschland unmöglich blieb, in seinen Erblanden mit erbarmungsloser Strenge aus. In Belgien fielen die ersten Blutzeugen des evangelischen Glaubens (1523), und wie in genialer Ahnung der großen Zukunft der Niederlande sang Luther auf die Kunde von dem Flammentode der tapferen Antwerpener Augustinermönche das herrliche siegesfrohe Lied: „Der sommer ist hart für der tür, der winter ist vergangen, die zarten blümlin gen herfür; der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden.“ Ein grausames Ketzerplakat folgte dem anderen, Tausende von Protestanten ließ der Kaiser hinrichten, sein Regiment ebnete hier wie in Spanien den Weg für Philipp II. Doch von Gewissensfreiheit stand nichts in den Freiheitsbriefen der Provinzen; noch war die Theilnahme, welche die neue Lehre im Lande fand, weder tief noch allgemein. Die Verfolgten zählten zumeist zu den leidsamen Lutheranern oder zu jenen wiedertäuferischen Schwarmgeistern, welche den besitzenden Klassen unheimlich blieben; die Masse des Volkes, versenkt in Arbeit und Genuß, ertrug den kirchlichen Druck ohne nachhaltigen Widerstand. —

Man verkennt den Charakter Philipp's II., wenn man ihm zutraut, er sei in vermessener Willkür darauf ausgegangen, das öffentliche Recht der Niederlande umzustoßen; er wollte — was selbst die berühmte Beschwerdeschrift des unzufriedenen Adels zugesteht — lediglich das Werk des Vaters, die Politik der Staats- und Glaubenseinheit, weiterführen. Woher aber die furchtbare Erregung, die sich rasch des Landes bemächtigte? Den wichtigsten Grund nennen die Edelleute selber in jenem Request: la différence de l'un temps à l'autre. Die alte Politik war unmöglich in einer neuen Zeit. Der Protestantismus fand jetzt erst den rechten Weg zu den Herzen des niederländischen Volkes, seit hugenottische Prediger die strenge Lehre Calvin's verkündigten; nun klangen Marot's Lieder, nun hieß es hart und unerbittlich: tailler ne te feras image de quelque chose que ce soit! Schauet sie an, die Bilder der Helden des Calvinismus in der Genfer Bibliothek, der Ruhmeshalle der reformirten Kirche. Männer aus allerlei Volk und doch den Söhnen Eines Stammes gleichend: ein fürchterlicher Ernst spricht aus den markigen Zügen, alle Kräfte der Seele erscheinen beherrscht, aufgezehrt von der einen köstlichsten, dem Willen. Solche Menschen erzog die finstere Lehre von der Gnadenwahl und der Unfreiheit des Willens. Während also die streitbarste Secte der Protestanten am Niederrhein sich verbreitete, bestand in Deutschland bereits die bedingte Glaubensfreiheit des Religionsfriedens; die Frage ward laut, warum nicht auch den Staaten der siebzehn Provinzen wie den Fürsten des Reichs die Autonomie in Kirchensachen zustehen solle? Der König aber war Castilianer; sein Spanien galt ihm als „die heilige Monarchie", berufen das Schifflein Petri durch die Sturmfluth der Ketzerei hindurchzusteuern, für andere politische Gedanken war kein Raum in dem engen Kopfe des düsteren Mönches. Abweisend, mit dem steifen Dünkel seiner Nation stand er jedem fremden Volksthum gegenüber. Er ahnte nichts, gar nichts von den großen Dingen, die in den Niederlanden sich vorbereiteten, er verließ die Provinzen in dem Augenblicke, da die Stimmung dort bedrohlich ward, und beleidigte noch zum Abschied den Gefährlichsten vom Adel, den Oranier.

In der Hand dieses Königs erschien die burgundische Einheitspolitik, die selbst unter Kaiser Karl den Sondergeist der Provinzen noch nicht gebändigt hatte, schlechthin als Despotismus, als Fremdherrschaft. Auch wohlthätige Werke der monarchischen Centralisation erregten Verdacht und Unwillen. Alba's Criminalordnung, heute von den Kennern als ein

Meisterwerk gepriesen, galt als ein Eingriff in die Rechte der Provinzen; und als der Hof von Mecheln die Keuren der Communen einforderte, um das Gemeinderecht des Landes zu codificiren — wer mochte da trauen? wer fürchtete nicht, daß beim Einschreiben die Kernsätze der Freiheitsbriefe verloren gehen würden? Durch die Errichtung von 14 neuen Bisthümern dachte die Krone zugleich, getreu dem Geiste der burgundischen Fürsten, die Provinzen zu befreien von auswärtigen Gewalten, von dem Einfluß der Erzbischöfe von Köln und Rheims; doch das aufgescheuchte Mißtrauen des Landes bemerkte nur den Versuch die Geister zu knechten. Der König wollte weder, wie sein kluger Vater gethan, auf die Generalstaaten sich stützen, noch, wie der Oranier anfangs vorschlug, den Staatsrath zur leitenden Behörde erheben und also den hohen Adel für die Monarchie gewinnen: — das hieße die Krone in ein Dogenamt verwandeln! Er stieß die popularen wie die aristokratischen Kräfte zur Seite und herrschte durch persönliche Vertraute, zuerst durch den übermüthigen Granvella und dessen Creaturen, dann durch den blutigen Landvogt Alba. Den Privilegien zuwider lag fremdes Kriegsvolk im Lande — Spaniarden, Saracenen und andere Heiden, wie man in Holland klagte — Ausländer traten in hohe Aemter. Die Masse murrte und darbte; schwere Hungerjahre, die Sturmvögel aller Revolutionen, stellten auch hier sich ein. Während der Kaiser in bedenklichen Tagen den Eifer seiner Glaubensrichter vorsichtig gezügelt hatte, wurden jetzt in einer neuen Zeit die grausamen Ketzerplakate mit unbeugsamer Härte vollstreckt, die Beschlüsse des Tridentiner Concils, die selbst das katholische Frankreich nicht anerkennen wollte, als Staatsgesetze verkündigt. Die Inquisition, die schon unter dem Kaiser in einzelnen Provinzen bestanden, errichtete jetzt ihre Tribunale in jeder Bischofsstadt — und was mußte sie unter diesem Spanier bedeuten? War denn nicht weltbekannt, daß sie in Madrid weit mehr der Krone als der Kirche diente, daß sie der Vollgewalt des absoluten Königthums die wirksamste Waffe war?

So ward das Thor geöffnet für die wirrenreichste der Revolutionen, die mit einer Verschwörung des wälschen katholischen Adels begann und mit dem Triumphe des deutschen protestantischen Bürgerthums endigte. Die Erhebung trug von Haus aus einen conservativen, nationalen Charakter. Man vertheidigte das heimische Recht gegen unheimische Gewalt, das historische Sonderleben der Provinzen gegen die monarchische Centralisation; und wenn man mit großen Worten von Freiheit

sprach, so dachte man dabei vorerst nichts Anderes als was der deutsche Buchhändler meinte, wenn er auf seine privilegirten Druckwerke schrieb: „mit kaiserlicher Majestät allergnädigster Freiheit". Aber mit diesen conservativen Gedanken verband sich das revolutionäre Verlangen: Schutz für den Calvinismus! Und in dem gereinigten Glauben lag schon der Keim einer neuen menschlicheren Staatslehre. Gott hat einen Bund geschlossen mit seinem gläubigen Volke; das Volk unterwirft sich dem Fürsten, solange er selber diesem Bunde, dem Gesetze, treu bleibt: — mit solchen Sätzen begründeten die politischen Denker der Hugenotten das Recht des Widerstandes, unter allen am kühnsten der Freund des Oraniers, Hubert Languet. Widerstrebend griffen auch die Niederländer endlich zu diesem natürlichen Rechte, dieser wet der naturen, als zu einem Nothbehelf empor — doch ohne die letzten Folgerungen zu ziehen. Für den Gedanken der Volkssouveränität war kein Raum in dem streng aristokratischen Staatsbau, und die ganz praktische, ganz auf das Nächste gerichtete Bewegung vermied vorsichtig ein gleiches Recht für alle Völker zu verkünden. So steht die Erhebung der Niederlande, das Kind einer Uebergangsepoche, mitteninne zwischen den ständischen Kämpfen des Mittelalters, die eine Frage des positiven Rechts durch einen bewaffneten Civilproceß entscheiden, und den modernen Revolutionen, die ein angeborenes Recht der Völker behaupten und durch eine weltbürgerliche Propaganda zu verbreiten suchen.

Gräßliches war schon geschehen, als der Adel seine Beschwerdeschrift an die Krone richtete. Die Glaubensrichter verzweifelten schier an dem verstockten Volke, man warf die Ketzer geknebelt auf den Scheiterhaufen, damit sie nicht durch Psalmensang und gläubige Predigt die Gaffer aufregten, selbst Kinder sprangen gottbegeistert in die Flammen: „wollt ihr mit in das neue Jerusalem?" Trotzdem blieb noch im Frühjahr 1566 die Versöhnung möglich. Es war der Fanatismus der Protestanten selber, der den Streit zum Aeußersten trieb. Erst als die Tausende auf freiem Felde den glühenden Worten der Reiseprediger horchten und dann in jenen sechs schrecklichen Sommertagen der Wahnsinn des Bildersturms durch die Städte raste — da erst ward der Friede undenkbar. Dem Protestanten ziemt nicht diese Thatsache zu bemänteln, noch zu leugnen, daß auch später noch unwürdige Demagogen, die Imbize und Ryhove, ihr Wesen trieben unter den Evangelischen. Der Denker erkennt gerade in solchen Gräueln das Walten der histo-

rischen Nothwendigkeit. Eine große Idee setzt sich nicht durch im Völkerleben, wenn sie nicht auch die Mächte der Sünde, der rohen Leidenschaft für sich aufzubieten vermag. Ohne jene wüthenden Rotten, die in Antwerpen und Gent ihre Stiefeln schmierten mit dem geweihten Oel und den Leichnam des Herrn mit Füßen traten, wäre der Protestantismus am Niederrhein doch nicht gerettet worden, obschon dies Toben alle edlen Calvinisten empörte und für den Augenblick der protestantischen Sache unzweifelhaft schadete. Nur ein Glaubenseifer, der in unreinen Seelen zur Wuth entartete, war stark genug der Inquisition zu widerstehen.

Nun erst kam Alba als der Rächer; sein sinn- und zweckloses Wüthen zertrat die Blüthe des Landes. In Schaaren strömten die Auswanderer, an die Hunderttausend, aus dem gastfreundlichen Handelsstaate, der von Altersher gewohnt war die Arbeitskräfte aller Länder bei sich aufzunehmen. Unvergeßlich bleibt das Bild des blutigen Duc dem Volke von Holland; wilde Volkslieder schwören ihm Rache: „De uns dit hefft gesungen, Duc's galgen is entsprungen!" Zugleich treten die letzten Forderungen des centralisirenden Absolutismus klar hervor. Der Rath der Unruhen, nach dem Muster der Sternkammer gebildet, entzieht die Niederländer ihren gesetzlichen Richtern; und der Landvogt behält sich selber die Entscheidung vor über solche Verbrechen, die nicht bewiesen werden können. Im Jahre 1569 stellt Alba den Staaten das Ansinnen, daß sie drei permanente Steuern von unberechenbarem Ertrage bewilligen — das will sagen: auf ihr Steuerbewilligungsrecht verzichten sollen. Und welche Steuern! Den zehnten Pfennig von jedem Waarenverkaufe, jene selbe Alcavala, die in Spanien den Handel vernichten half und der frühreifen praktischen volkswirthschaftlichen Bildung der Niederländer augenblicklich als eine Ungeheuerlichkeit erschien.

Es war ein europäischer Krieg; im festen Bunde standen die Protestanten Frankreichs und der Niederlande zusammen — denn wir sind allzumal, so ruft ein Hugenott, die Proscribirten des römischen Stuhls. Der Schlag der Bartholomäusnacht ward am Niederrhein so schmerzlich empfunden wie an der Seine. Schauen wir schärfer in dies Gewirr, so erkennen wir leicht, daß von vorn herein das überwiegend katholische, von dem Clerus und dem Adel beherrschte Wallonenland andere Wege ging, als der protestantische, bürgerliche, germanische

Norden. Den beiden Stämmen war im Grunde nichts gemein als der Haß gegen die Spanier, so gestand später Grotius, und ohne die Blutthaten Alba's, die abermals den gemeinsamen Haß erweckten, wäre die Trennung vermuthlich noch früher erfolgt. Wieder einmal trat jener räthselhafte Gegensatz von Süd und Nord hervor, der unter den mannichfachsten Formen überall gilt, in Nordamerika wie in Deutschland und Italien, und in den Niederlanden schon zur Römerzeit bei dem Aufstande des Claudius Civilis sich offenbart hatte. Der Süden leicht entflammt, rasch auf dem Platze und rasch entmuthigt, der Norden langsam erwachend, doch ausharrend bis zum Ende. Im Süden Egmont, der glänzende, liebenswürdige und doch leere Mensch, im Norden der Oranier, **saevis tranquillus in undis.**

Ernst, Nachdruck, Ordnung kam dem haltlosen Aufstande erst mit dem Jahre 1572, seit die streng protestantischen Provinzen Holland und Zeeland mit gesammelter Kraft in die Reihen der Rebellen traten. Zu derselben Zeit, da die Edelleute in Brüssel den phantastischen Geusenbund stifteten, hatte in Antwerpen eine andere Versammlung, der „Verbond der Consistorien" getagt — minder glänzend, minder beachtet von der Nachwelt, doch weit folgenreicher als jene Adelsverschwörung. Hier zuerst versuchte man eine protestantische Landeskirche zu gründen; seitdem drängten sich in rascher Folge die Kirchentage der Calvinisten, bald in holländischen Communen, bald in befreundeten deutschen Städten, in Emden oder Wesel, und durch die rührige Arbeit der Theologen ward die ungeheure Mehrheit des Volkes von Holland und Zeeland gänzlich dem Protestantismus gewonnen. Die beiden Provinzen stifteten einen engeren Bund, die „nadere Unie" verbot jeden katholischen Gottesdienst in ihrem Gebiete, und — diese partikularistische Unduldsamkeit von Holland und Zeeland sollte den tolerantesten Staat der Welt gründen! Hier stand die Wiege der niederländischen Freiheit. Hier allein trat dem unbeugsamen Willen des Königs eine gleich unerbittliche Kraft gegenüber, hier allein erklang auf das Wort des Despoten: „lieber keine Unterthanen als ketzerische" die rechte Antwort: „lieber verdorbenes als verlorenes Land". Und mit dem sicheren Instinkt der Verzweiflung findet man hier auch sogleich die rechte Waffe für den ungleichen Kampf: das seekundige Nordniederland spielt, auf Coligny's Rath, den Krieg auf das Meer hinüber, die Wassergeusen — zumeist Seeleute aus Holland und Zeeland — lauern hinter den Inseln der Rheinmündungen den spanischen Orlogsschiffen auf, die Flotte

erringt den ersten großen Erfolg des Krieges durch die Eroberung von Briel. Seit diese calvinischen Lande so bedeutsam hervortraten, verschob sich gänzlich der Schwerpunkt des Streites: die Religionsfrage, bisher eine unter vielen, ward zur entscheidenden Frage. In allem Anderen konnte König Philipp nachgeben, wie er denn wirklich später den zurückgewonnenen Provinzen größere Rechte gewährt hat, als sie je vorher besessen; nur von dem Grundsatz, der die weite Welt beherrschte: une foi, une loi, un roi — konnte der katholische König nicht weichen. Es ist der Ruhm des Oraniers, daß er diesen entscheidenden Punkt erkannt und darum jeden noch so lockenden Friedensversuch der Spanier durchkreuzt hat.

Fünf Jahre hindurch, bis 1576, trugen Holland und Zeeland, die Last des Widerstandes fast allein. Welch ein Auftritt in der Kirche von Leyden, als die „schwarze Hungersnoth“ vier Monate lang in der Dulderstadt des Calvinismus, der Magdeburg der Niederlande gewüthet hatte, und nun endlich die Fluth, einbrechend durch die zerstochenen Deiche, die Schiffe der Wassergeusen herbeiführte: da strömten in den Dom die hohlwangigen Gestalten der Belagerten und die verwegenen Gesellen von der Flotte — „lieber türkisch als päpstisch“ stand auf ihren Hüten geschrieben — und das Siegeslied der Protestanten brauste durch die Hallen, bis plötzlich der Gesang verstummte und die harten Menschen, überwältigt von der Gnade Gottes, in lautes Weinen ausbrachen. Derselbe Todesmuth lebte in den tapferen Bürgern von Naarden und den handfesten Weibern von Haarlem. Die kühnsten Protestanten aus dem Süden eilten hinüber in das Heer des Nordens: Treslong und La Mark und der Beste der Wallonen, Marnix von St. Aldegonde, der Dichter des Liedes Wilhelmus von Nassauwen. Unmenschliche Wuth entflammt beide Parteien: noch heute verehrt der belgische Katholik seine Märtyrer von Gorkum, die der holländische Ketzer unter Qualen mordete. Wie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klingen die Geusenlieder:

Slaet op den tromele van dirre dom does,
vive le geus! is nu de loes.

Selbst auf den Schaubühnen der Meistersänger der Rederykerkammern poltert der kampflustige Glaubenseifer. Der Handwerker spielt jetzt neben der alten moralischen Allegorie und dem amoureus liedje auch politische Tendenzstücke: Katharina von Medici tritt auf, eine Schlange in der Hand, der „blutgierige Rath“ Kardinal Guise schürt das Feuer

mit einem mächtigen Blasebalg, zuletzt erscheint die „Strafe Gottes" und fegt mit Ruthenstreichen die Frevler auseinander. — So ward durch namenlose Leiden und wunderbare Siege der Grund gelegt für ein neues Volksthum. Das stolze Selbstgefühl einer jungen Nation redet schon aus dem Vertrage von 1576, wodurch die Union zwischen Holland und Zeeland abermals befestigt wurde: die Staaten rühmen sich, daß sie den Krieg geführt „ohne einige Hilfe von fremden Herren oder Potentaten, zur großen Verwunderung und zum ewigen Lob und Ruhm vor aller Welt."

Dem rasch erstarkenden nordniederländischen Volksthum stand eine unschätzbare politische Macht zur Seite: das Haus Oranien — dies Maccabäergeschlecht des Calvinismus, das in vier Generationen bis zum Aussterben des Hauptstammes keinen Sohn erzeugt hat, der nicht ein Held war und ein Protestant. Nur ein Einziger ging ruhmlos zu Grabe: jener unglückliche älteste Sohn Wilhelms des Schweigsamen, den König Philipp nach Spanien entführen und dort sittlich morden ließ; selbst in den Bastarden der Oranier, den Nassau-Ouwekerk, lebt das Talent, die Heldenkraft des großen Geschlechtes. Wer kann ohne Rührung in Amsterdam das alte Bild betrachten, das die vier Brüder Wilhelm's „des Alten" darstellt? Breit und behäbig erscheint Johann, der bedachtsame Diplomat der werdenden Republik, der kernhafte Mann, der mit seinem gesunden Verstande alsbald das Wesen protestantischer Freiheit durchschaute, Bücher und Volksschulen als die wirksamste Waffe wider das Papstthum empfahl; daneben die drei Jüngsten, waidliche Helden, die aus braunen Augen freudig in die Welt schauen. Schon im Anfang des Krieges fiel Graf Adolf bei Heiligerlee, und seine Grabschrift beklagt nur das Eine, daß er dahinging von einem unbekannten Krieger erschlagen, und kein herrlicher Feind unsterblichen Ruhm davonträgt von seinem Tode. Dann fanden Ludwig und Heinrich auf der Mookerheide den Heldentod, trauernd saß die alte Mutter Juliane Stolberg daheim auf der Dillenburg und betete für ihren ältesten und größten Sohn, den dereinst auch die Kugel des jesuitischen Mörders treffen sollte.

Nach den Irrgängen einer keineswegs fleckenlosen Jugend war Wilhelm jetzt zum Manne gereift, seit 1573 zum Calvinismus übergetreten, der geborene Herrscher, der Einzige, der obenauf blieb in dieser brandenden Bewegung, während alle anderen Kämpfer, die Alba, Anjou, Matthias von Oesterreich, nur wie Schattengestalten auftauchten und

wieder versanken. Er war Statthalter von Holland kraft königlicher Ernennung; dann übertrugen ihm die beiden vereinigten Provinzen den Oberbefehl und die Ausübung der Grafenrechte für die Zeit des Krieges — eine militärische Dictatur, deren bescheidene Befugnisse mehrmals geändert und beschränkt wurden und nur in der Hand eines großen Mannes etwas bedeuteten. Sogleich ward der feste Bund zwischen der Demokratie und der oranischen Tyrannis geschlossen, der die Geschichte der Niederlande bestimmen sollte. Was Wilhelm in seiner Apologie versprach: je serai toute ma vie populaire — das hat er gehalten in zwiefachem Sinne: er vertheidigte die Landesfreiheit gegen die Spanier und er beschützte, nach der alten Ueberlieferung des Statthalteramtes, die niederen Klassen gegen die Herrschsucht der Stadträthe. Er setzte durch, daß auch die kleinen Städte in der Staatenversammlung vertreten würden, er wollte jeden neuen Bundesvertrag den Handwerksgilden und den Schutteryen, den tapferen Schützenbünden der Bürger, zur Genehmigung vorlegen, er forderte kräftiges Einschreiten der Staaten gegen jede Stadt, welche der Union Geld oder Truppen weigerte. Die Masse, immerdar empfänglich für den Anblick echter Heldengröße, hing mit unwandelbarer Treue an dem oranischen Hause. Aber schon jetzt ließ sich erkennen, daß der Kampf zwischen der demokratischen Tyrannis und dem aristokratischen Partikularismus immerdar ein unentschiedenes Ringen bleiben werde. Der Oranier vermochte nicht zu hindern, daß die städtischen Patricier, die Unruhe der Zeit benutzend, den Einfluß der Bürgerschaften und des flachen Landes zurückdrängten, und niemals gelang ihm, alle diese selbstherrlichen Stadträthe unter einen Hut zu bringen: Amsterdam vornehmlich blieb durch lange Jahre auf spanischer Seite.

Noch immer kämpften Holland und Zeeland „im wahren Dienste Sr. Majestät als Grafen von Holland“, der Wahlspruch des Oraniers hieß noch: pro lege, rege, grege. Als die Staaten die Hoheschule in Leyden gründeten zur Belohnung für den Heldenmuth der Bürger, da wurde die Stiftungsurkunde ausgefertigt — im Namen des katholischen Königs. Von solchen wunderlichen juristischen Fictionen abzugehen war schon darum unmöglich, weil die Zukunft der Lande noch in tiefem Dunkel lag. Unzweifelhaft hielt sich der Oranier zwei Wege offen. Er übersah die religiösen Händel mit dem Blicke des Staatsmannes, er hoffte auf eine Zeit wahrhafter Duldung, auf das Nebeneinanderleben zweier Bekenntnisse in einem Staate: — erhabene Gedanken, die einen

Marnix, einen Beza begeistern mochten, doch der Masse der Zeitgenossen unverständlich blieben. Darum gab Wilhelm den Plan nicht auf, allen siebzehn Provinzen die Unabhängigkeit zu erobern. Doch zugleich wollte er die engere Union der beiden streng protestantischen Provinzen bewahren als ein letztes Bollwerk gegen die Spanier. Wider Erwarten brachte das Jahr 1576 noch einmal eine Erhebung des gesammten Gebietes; die Söldlinge des Königs meuterten, die spanische Furie brauste über das Land, alle Provinzen griffen zu den Waffen, um sich der Wüthenden zu erwehren. Meisterhaft verstand der Oranier die neu aufflackernde Erregung zu benutzen. Die Generalstaaten traten zusammen unter seiner Leitung, sie bildeten ein Heer und eine Kasse; der Genter Friede und zwei zu Brüssel abgeschlossene Unionsverträge vereinigten für einen Augenblick den Süden und den Norden, versprachen Schutz und Duldung für beide Bekenntnisse. Aber Holland und Zeeland hielten ihren Bund im Bunde aufrecht, weigerten sich einen anderen Glauben neben ihrer calvinischen Landeskirche zu dulden. Und sofort ward offenbar, daß auf die katholischen Wallonen kein Verlaß sei; der Clerus und der Adel des Südens, von jeher dem Oranier verfeindet, drängten zum Abfall. Am 6. Januar 1579 schlossen die wallonischen Provinzen den Sonderbund von Artrecht, bald darauf unterwarfen sie sich wieder gänzlich der spanischen Krone.

Während dieser Abfall der Wallonen sich vorbereitete, mußten Holland und Zeeland auf ihre Sicherheit bedacht sein. Elisabeth von England hatte längst ihren Glaubensgenossen gerathen, nur ein Bund des gesammten Nordniederlands könne sie schützen. Gelderland beherrschte die Vormauer des Nordens, die vier großen Ströme; auch die anderen Provinzen nördlich des Rheins, erst durch Karl V. erworben und der habsburgischen Herrschaft noch nicht gewohnt, ließen sich leicht für einen durchgreifenden Entschluß gewinnen. Wilhelm überließ diese Verhandlungen seinem Bruder Johann, dem Statthalter von Gelderland; er selbst mußte um Alles den Schein vermeiden, als ob er den für alle 17 Provinzen geltenden Genter Frieden, sein eigenes Werk, untergraben wolle. Insgeheim von dem Bruder unterstützt, brachte Graf Johann am 29. Januar 1579 ein Vertheidigungsbündniß der nordniederländischen Staaten, die Utrechter Union, zu Stande. Seitdem beginnt die unerhört verworrene Lage sich zu klären; der Krieg wird zum bellum sociale, wie Grotius ihn nennt. Die tapferen katholischen Wallonen bilden fortan den Kern der spanischen Heere, sie ringen mit

dem Norden um den Besitz der flandrisch-brabantischen Mittelprovinzen. In den vereinigten Nordniederlanden dagegen erkennen wir bereits die Umrisse eines neuen Staates.

Aber auch nur die Umrisse. Denn daß die Utrechter Union selber dereinst für eine Staatsverfassung gelten würde, hat keiner ihrer Stifter geahnt. Sie war ein Kriegsbündniß, geschlossen zwischen souveränen Staaten, um die Spanier zu vertreiben und die Freiheiten der Staaten zu vertheidigen; der völkerrechtliche Charakter des Vertrags tritt besonders im Art. 11 hervor, wo sogar auswärtigen Mächten der Eintritt in die Union offen gehalten wird. Allerdings verpflichten sich die Lande, zu ewigen Tagen bei einander zu bleiben, als ob sie eine Provinz wären, sie versprechen mit holländischer Gründlichkeit, den Vertrag zu halten „sonder dar jegens te doen, doen doen, noch gedogen gedaen te worden", sie lassen alle Statthalter, Beamten und städtischen Genossenschaften die Union beschwören. Aber ob die heiligen Gelöbnisse gehalten würden, das lag am letzten Ende in dem Belieben der Provinzen. Die Monarchie war das unentbehrliche und, bevor Philipp zu wüthen begann, auch heilsame Band der Einheit gewesen zwischen den Landschaften; jetzt da man den Landesherrn bekämpfte, fiel das wichtigste Glied der alten Gemeinschaft hinweg, und mit Sorge bemerkten die Demokraten die weite Lücke, die also gerissen ward. Eine Denkschrift von unbekanntem Verfasser, die in den Archives de la maison d'Orange uns erhalten ist, schlug den zu Utrecht Tagenden vor, ein Staatsrath müsse erwählt werden durch die Stadträthe und andere, von den Gemeinden bevollmächtigte Beamte — also mittelbar durch das souveräne Volk — und sodann die höchste Gewalt für die Dauer des Krieges an einen Fürsten übertragen. Aber wie mochten diese Ideen der demokratischen Tyrannis Anklang finden bei dem selbstherrlichen Dünkel des Patriciats? Man einigte sich über einen naheliegenden Nothbehelf: die Generalstaatenversammlung der Provinzen sollte die Generalität, die oberste Bundesgewalt der Union bilden und in denselben Formen verhandeln, wie bisher die Generalstaaten der siebzehn Provinzen — doch mit dem ungeheuren Unterschiede, daß die monarchische Gewalt ausfiel, die bisher über den Generalstaaten gestanden.

So verwandelte sich der Landtag einer wenn auch losen Monarchie plötzlich — in den Bundestag einer Föderation. Einstimmigkeit aller Provinzen ward, wie bisher, verlangt für alle wichtigen Beschlüsse über Krieg und Frieden und vornehmlich über Geldforderungen; nur daß jetzt der Landesherr fehlte, der früherhin die widersprechende Minderheit zur Beistimmung bewogen hatte. Daher blieben auch einige Bestimmungen des Bundesvertrags unausgeführt, welche, hinausgehend über die Befugnisse eines völkerrechtlichen Bundes, der Generalität die Selbständigkeit einer Staatsgewalt gewähren wollten. Die königlichen Domänen der Union zuzuweisen, indirekte Steuern „gleichmäßig und auf einen Fuß" im gesammten Unionsgebiete zu erheben, wie Art. 5 vorschrieb, war unmöglich, da der Sondergeist der Landschaften widerstrebte, die weit abweichenden volkswirthschaftlichen Zustände in den Binnenprovinzen und den Küstenlanden verschiedene Formen der Besteuerung empfahlen. Man verharrte bei dem alten Herkommen: die Generalität vertheilte die Gesammtausgaben nach einer vereinbarten Matrikel auf die Provinzen und überließ diesen geduldig, ob und wie sie das Geforderte aufbrächten. Auch die von dem Bundesvertrag angeordnete Zählung aller streitbaren Männer kam nicht zu Stande. Das innere Staatsleben der Provinzen bleibt der Generalität fremd. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel werden zumeist durch Rücksichten der auswärtigen Politik begründet: so verpflichtet Art. 17 die Provinzen, auf gute Rechtspflege zu halten, damit fremden Mächten kein Vorwand zum Kriege gegeben werde. Alle alten Privilegien der Städte und Genossenschaften bleiben aufrecht; bricht um ihretwillen ein Streit aus, so darf keine dritte Provinz sich einmischen, außer um nach Schweizer Art durch eidgenössischen Zuspruch zum Frieden zu rathen (Art. 1). Streitigkeiten, die alle Provinzen angehen, sowie Zweifel über den Sinn des Bundesvertrages entscheidet im Nothfall der Schiedsspruch der derzeitigen Statthalter (Art. 16. 21) — wenn anders die souveränen Provinzen sich ihm fügen.

Der praktische Werth des musterhaft lockeren und unsystematischen Vertrages liegt wesentlich im Art. 10, der den Provinzen verbietet, einseitig ein Bündniß mit dem Auslande zu schließen, und in den Vorschriften über das Kriegswesen: die Generalität leitet die Vertheidigung des Landes und bestimmt die Garnisonen der Truppen (Art. 4. 7). Kein Wort von republikanischen Gedanken in dem ganzen Vertrage: noch erkannte man die Hoheit des Königs an, ein Staat ohne Landesherrn galt den

Niederländern noch als die Auflösung aller Ordnung, die Schweizer Eidgenossenschaft als eine unerhörte Ausnahme, die kein Vorbild werden dürfe. Ein Ausschuß der Generalstaaten sollte vor der Hand die laufenden Geschäfte der Union führen und nach den Umständen die Staatenversammlung selbst einberufen. Festere Formen ließen sich vorerst nicht finden, man schwankte aus einem Provisorium in das andere. Die Union ward angenommen von allen Provinzen des Nordens, nach und nach traten auch Flandern, Brabant und einige andere Mittelprovinzen bei. Sie begnügte sich den einzelnen Bürgern die persönliche Gewissensfreiheit zu versichern und war darum bereit, auch rein katholische Provinzen aufzunehmen, gleichwie sie den Holländern und Zeeländern erlaubte, den öffentlichen Gottesdienst der alten Kirche zu verbieten. Sie erkannte noch den weiteren Bund an, dessen Generalstaaten in Brüssel tagten, und huldigte, dem Namen nach zum mindesten, den provisorischen Landvögten, die in Brüssel eingesetzt wurden. Die Münzen der Generalstaaten aus diesen drangvollen Jahren zeigen bedeutsam ein Schiff, das auf hoher See ohne Ruder und Segel daher treibt, darunter die Inschrift: incertum quo fata ferant. Noch blickte aus den Nebeln der Zukunft nur Eines hervor — der unendliche Krieg gegen Spanien.

Das alte Sprichwort, das die Noth die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und Gottlob nur halbwahr, wenn es dem einzelnen Manne gelten soll, doch es trifft in vollem Maße zu auf das Schicksal ganzer Völker. Die Noth, die unerbittliche Consequenz des glorreich begonnenen Krieges, zwang die Verbündeten, unter unklaren Staatsformen klare Politik zu treiben. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich, der König ächtete den Oranier, Wilhelm antwortete durch seine kühne Apologie, und die Staaten der Utrechter Union faßten sich endlich das Herz, durch das Manifest vom Haag (26. Juni 1581) der spanischen Krone „nach dem Rechte der Natur" den Gehorsam aufzusagen. Auch in dieser Urkunde ist die monarchische Gesinnung noch unverkennbar. Auf den kühnen Vordersatz: „da Jedermann kund ist, daß die Unterthanen nicht von Gott geschaffen sind wegen der Fürsten, sondern die Fürsten um der Unterthanen willen" folgt der bescheidene Schluß: „wenn ein Fürst seinen Unterthanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, so muß er gehalten werden nicht als ein Fürst, sondern als ein Tyrann, und es mag von Rechtswegen ein Anderer an seine Stelle als Oberhaupt gewählt werden." Immerhin war jetzt

durch das Preisgeben einer unhaltbaren juristischen Fiction die Trennung des Nordens von dem wälschen Süden endgiltig entschieden. Die von den Brüsseler Generalstaaten berufenen provisorischen Landvögte gaben einer nach dem andern das undankbare Werk der Einigung aller 17 Provinzen auf. Sodann wurden allmählich die flandrisch-brabantischen Lande durch Alexander Farnese's glückliches Schwert für Spanien zurückerobert; das Gebiet der Union erhielt endlich feste Grenzen, umfaßte thatsächlich nur den Norden, die Lande „östlich der Maas.“ Ein „Landrath“ führte hier jetzt die laufende Verwaltung im Namen der Generalstaaten — ein überaus unförmliches Collegium, dessen Wohnsitz, Personal, Amtsbefugniß mehrfach wechselten; und doch genügte dies unfertige Organ für die Noth des Kampfes ebenso leidlich, wie späterhin der ebenso formlose Congreß der Nordamerikaner für die Sorgen des Unabhängigkeitskrieges ausreichte.*) Die Thatkraft des Oraniers verstand, glücklicher noch als dereinst Washington, selbst mit so mangelhaften Werkzeugen die Union zu leiten, und unter dem unheimlichen Eindruck der Siege Farnese's reifte endlich der rettende Gedanke — der Plan, dem Hause Oranien die monarchische Gewalt zu übertragen, die althistorische Staatsform unter einem volksthümlichen Fürstenhause herzustellen. Bereits war die Urkunde ausgefertigt, welche die erbliche Grafenwürde von Holland, Zeeland und Utrecht auf Wilhelm übertrug — unter harten Beschränkungen freilich, die der Trotz der großen Communen durchsetzte.

Da starb Wilhelm durch Mördershand, kurz vor dem Tage der Huldigung (1584) — und mit ihm die nationale Monarchie. Augenblicklich erwachten alle die zuchtlosen staatsfeindlichen Mächte, die sein Ansehen mühsam gebändigt hatte; schon bei seinem Begräbniß weigerten die Staaten von Holland den Generalstaaten den Vortritt. Die Provinzen zogen sofort die Souveränität wieder an sich; denn wie sollte der selbstherrliche Dünkel von Amsterdam, der schon die Erhebung des großen Schweigers jahrelang durch allerlei Ränke hinausgezögert

*) Die Verfassungsgeschichte der Utrechter Union während dieser Uebergangsjahre ist für den ernsten Politiker weit lehrreicher als der dramatische Reiz der Anfänge der Revolution. Doch der trockene Stoff blieb lange vernachlässigt; erst vor Kurzem hat P. L. Muller eine auf genauen Quellenstudien ruhende Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse gegeben (Geschiedenis der regeering in de nader geunieerde provincien tot aan de komst van Leicester. Leyden 1867).

hatte, sich jetzt dem unmündigen Sohne des Ermordeten beugen? Ohne die Herrscherkraft Wilhelm's, ohne ein eminent Hoofd schien die Union dem sicheren Untergang entgegen zu wanken, sie bot verzweifelnd Heinrich dem Dritten von Frankreich die Krone von Nordniederland an. Abgewiesen von dem katholischen Valois wandten sich die Generalstaaten an Elisabeth von England. Die Königin aber, zu vorsichtig und zu sparsam, um sich in einen Weltkrieg zu stürzen, und doch zu staatsklug, um dies wichtige Nachbarland fremden Händen zu überlassen, verfiel auf einen jener Mittelwege, welche die räthselhafte Halbheit der Weiber liebt. Sie schlug die Krone aus und sendete dennoch ihren Günstling Leicester als obersten Landvogt mit einem englischen Heere hinüber. Während einiger Jahre erscheint nunmehr das Schicksal der Niederlande ebenso fest an England gebunden wie vordem an die Geschicke der Hugenotten. Dies kurze Regiment Leicester's (1585—87) hat den republikanischen Charakter der Union entschieden. Der neue Landvogt sollte regieren mit Hilfe eines von den Generalstaaten ernannten Staatsraths, und so fest erhielt sich der monarchische Instinkt in den Massen, daß das streng calvinische Volk selbst diesem Fremden zujubelte. Der flache englische Weltmann ward von begeisterten Predigern und von den gottseligen Eiferern, die aus Flandern geflüchtet waren, als ein Streiter Gottes, ein anderer Gideon gepriesen. Einer seiner Räthe, Wilkes, entwickelte in einer merkwürdigen Denkschrift die Lehre der demokratischen Tyrannis: die Souveränität liegt allein und untheilbar bei dem Volke, wird von diesem auf die Generalstaaten und den Landvogt übertragen. Dawider die Generalstaaten: „unser Auftrag kommt nicht von dem Volke und den Gemeinden, sondern von dem Adel und den Magistraten, welche durch die Vornehmsten in den Städten (die Vroedschappen) bevollmächtigt sind.“ Und nicht blos der Hochmuth des Patriciats, auch das berechtigte Mißtrauen der Niederländer gegen den fremden Gewalthaber war aufgeregt. Die Provinzen bleiben dabei, daß sie ihre Souveränität nicht an den Landvogt abgetreten haben, sie schwächen die Macht des Staatsrathes, sie wollen auch in die Beschlüsse der Generalstaaten unmittelbar eingreifen. Es wird fortan zur Regel, daß die Mitglieder der Generalstaaten für jeden wichtigen Fall eine Vollmacht von den heimischen Provinzen einholen müssen. So ging die höchste Gewalt thatsächlich von dem Ganzen auf die Theile über; Leicester unterlag im Kampfe mit dem städtischen Patriciat.

Als er unter Verwünschungen nach England heimkehrte, da stand den Generalstaaten sofort der Entschluß fest, die Lücke in der Verfassung unausgefüllt zu lassen und fürderhin ohne einen Landvogt zu regieren. Der Staatsrath sollte und mußte eine Ohnmacht bleiben, da noch einige englische Räthe Leicester's darin saßen. Die Generalstaaten, seit 1593 permanent im Haag versammelt, galten wieder als die oberste Bundesbehörde, aber die entscheidende Macht lag bei den Provinzen — oder vielmehr bei den Adelscorporationen und Stadtmagistraten, welche den Willen der Provinzen bestimmten. So war, wie die Zeitgenossen spotteten, die Republik der Bataver durch einen Zufall gegründet — eine constituirte Anarchie, in der jedes öffentliche Recht controvers sein und bleiben mußte. Die Utrechter Union galt fortan als die Verfassung der Republik, denn wo war in diesem Gewirr von Kräften und Gegenkräften eine Gewalt übermächtig genug, um ein neues Staatsgrundgesetz zu schaffen? Und hatte nicht der Staat unter den losen Formen der Union wunderbare Erfolge errungen? Seit dem Untergange der Armada — diesem gemeinsamen Triumphe Englands und Niederlands — war Spaniens Macht in's Herz getroffen. Bald darauf begann Moritz von Oranien die Fülle seiner Heldenkraft und seines mathematischen Genius zu entfalten; nach der Eroberung von Groningen (1594) hatte die Republik wenig mehr für die Sicherheit ihres Gebietes zu fürchten. Die Begeisterung des kleinen Mannes flog dem tapferen Sohne des Schweigers entgegen, doch die Patricier waren entschlossen „eine neue Knechtschaft" nicht zu ertragen.

Das unmittelbare Eingreifen der Theorie in das Staatsleben ist ein unterscheidender Charakterzug der neuen Geschichte, und die niederländische Republik erscheint auch darum als der erste moderne Staat, weil wir in ihr den praktischen Einfluß der Schulbegriffe zuerst handgreiflich verfolgen. Der Tyrannenhaß des Alterthums, die republikanischen Ideen des Livius und Cicero beherrschen den gelehrten Patricierstand von Amsterdam und Leyden; der Hut auf der Stange prangt in unzähligen Wappenbildern, der Löwe von Leyden steigt triumphirend aus seinem Schanzkorb empor: haec libertatis ergo! Die alte Scheu vor den Wirren des republikanischen Lebens ist in der neuen Generation gänzlich verflogen, die Monarchie erscheint als eine Zwingherrschaft für Moskowiter und andere Barbaren. Solche Theorien, dem alten Testament und den Römern entlehnt, durch die Gewaltthaten der

spanischen Krone scheinbar bewiesen, standen nachweislich in Wechselwirkung mit dem unbändigen Selbstgefühl der großen Communen. Schon um 1590 sah ein feiner Beobachter, Buzanval, der Gesandte Heinrich's IV., die Herrschaft der republikanischen Ideen als eine vollendete Thatsache an und schrieb: la forme qui se donnerait à cette province se moulant sur le moule de la liberté.

Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnten die Landschaften, welche sich des Segens dieser Libertät erfreuten, als ein abgeschlossenes Staatsgebiet gelten. Moritz von Oranien hatte einst voll kecker Siegeszuversicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufsprießt, in sein Wappen aufgenommen und darunter geschrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menschenalter voll wunderbarer Kämpfe der stolze Sinnspruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhme aufgestiegen, der Schößling, der aus dem Stamme des burgundischen Staates entsprang, selber zum Baum geworden, mächtiger als weiland die siebzehn Provinzen. Die Staaten der Union verzichteten auf neue Eroberungen, weil sie die zersetzende Wirkung feindseliger Elemente in dem Bunde fürchteten, und mehr noch, weil der Handelsneid von Amsterdam und Haarlem die flandrischen Häfen nicht in die Union aufnehmen wollte. Als Mitglied des Bundes mußte Antwerpen rasch die jungen nordischen Nebenbuhler wieder überflügeln; so lange die Spanier dort herrschten, konnten ihm Hollands Flotten die Schelde sperren, die Lebensadern unterbinden. Sieben Provinzen bildeten die Union: Geldern zuerst — denn das alte Herzogthum ließ sich den Vortritt vor den Grafschaften und Herrschaften nicht nehmen, — dann Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland — wenn anders diese beiden sich nicht nach ihrer alten Gewohnheit um den Vorrang stritten — endlich Overyssel und Groningen.

Herrisch, nach aristokratischer Weise, nach dem Vorbild der schweizer Eidgenossenschaft, schlossen sich die sieben Bundesstaaten gegen jeden Ungenossen ab. Das arme Land Drenthe, das einst selber die Utrechter Union mit unterzeichnet hatte und nur in den Wechselfällen des Krieges für kurze Zeit an Spanien zurückgefallen war, konnte nach seiner Wiederbefreiung, trotz wiederholter Bitten und unzweifelhafter Rechtstitel, den Wiedereintritt in die „Unie“ nicht erlangen. Das Land blieb ein zugewandter Ort, nur durch Pflichten mit der Union verbunden, unvertreten in den Generalstaaten. Als darauf die Siege Moritz's und Friedrich Heinrich's von Oranien gegen den Wunsch der

Amsterdamer Kaufherren einige Landschaften westlich der Maas, Staatsflandern und Staatsbrabant, für die Republik erobert hatten, da wurden diese „Generalitätslande,“ gleich den gemeinen Vogteien der alten Schweiz, als ein Domanium, ein nutzbares Landgut der Union behandelt. Hugo Grotius freilich, erfüllt von dem prahlerischen Freiheitsdünkel des holländischen Patriciats, rief dem Volke der Bataver preisend zu:

> gensne ulla reperta est
> quae victos servire vetet? Tu legibus aequas
> quos superas bello regnataque pectora donas
> jure sui!

Und allerdings, jene blutige Willkür, welche die habgierigen Eidgenossen in ihren ennetbirgischen Vogteien zu üben pflegten, fand in dem feiner gesitteten niederländischen Staatsleben keine Stätte, die Generalitätslande erfreuten sich eines ungestörten Communallebens. Doch die gerühmte Gleichheit, das Recht sich selber anzugehören blieb ihnen versagt; sie waren unterthänige Lande der Union, den Generalstaaten willenlos unterworfen, und sie empfanden ihre rechtlose Stellung um so schwerer, da mindestens ein Theil von Staatsbrabant, Breda, an der Utrechter Union mit theilgenommen hatte und mit demselben Rechte wie Drenthe seine Wiederaufnahme fordern konnte. Der Stolz der holländischen Patricier und jene ungeheure Kraft der Trägheit, welche in jedem losen Staatenbunde die leitende politische Macht zu sein pflegt, beriefen sich auf das Kriegsrecht und unvordenkliches Herkommen. Als später das Oberquartier Geldern erworben ward, dachte Niemand an den naheliegenden Vorschlag, diese Landschaft als ein gleichberechtigtes Viertel mit den drei Quartieren der Provinz Gelderland zu vereinigen. Was das Schwert und die diplomatische Kunst der Republik erwarb, ward den sieben Provinzen unterthänig.

Neben dieser dreifachen Abstufung von Bundesgenossen, Schutzverwandten und gemeinen Vogteien ist noch ein vierter Bestandtheil des wunderlichen Staatsbaues erkennbar. Einige kleine Herrschaften, zumeist dem Hause Oranien angehörig, die weder zu den Provinzen noch zu den Generalitätslanden gezählt wurden, lagen da und dort eingesprengt in dem Unionsgebiete — so Yßelstein bei Utrecht, Zevenberg in Holland, die Insel Ameland an der friesischen Küste. Der Drang nach gleichmäßiger Gliederung des Staatsgebiets, der in unseren Tagen fast übermächtig waltet, war jener Epoche fremd; eine schöpferische,

durchgreifende Verwaltung fehlte dem losen Bunde. Also blieben diese Trümmer liegen, gleich so vielen anderen politischen Zwitterbildungen, die in der belobten organischen Entwickelung des germanischen Staatslebens gediehen — unschätzbare Prachtstücke für die staatsrechtlichen Nußknackerarbeiten der Leydener und Utrechter Professoren. — Zu alledem endlich noch die ausländischen Festungen, welche die Union durch ihre Garnisonen beherrschte — und das unermeßliche Gebiet der Kolonien, das die glückhaften Flotten der großen Handelsgesellschaften für die Republik erwarben.

Und welche grundtiefe Gegensätze zeigten sich nicht schon innerhalb der sieben Provinzen, die dies fünf- oder sechsfach abgestufte Gemeinwesen beherrschten! In Gelderland überwog noch deutscher Brauch. Ein zahlreicher, armer, kriegslustiger Landadel, der streng auf seine Ahnenproben hielt, war durch alte Waffengemeinschaft dem Feldherrengeschlechte der Oranier treu verbunden: „hoch von Muth, klein von Gut, ein Schwert in der Hand, das ist das Wappen von Gelderland.“ Je drei Edelleute und drei Vertreter der Städte wurden auf den Quartiertagen der drei Quartiere erwählt, um selbachtzehn als gedeputeerde Staaten die Geschäfte der Provinz zu führen. Jedes Quartier hatte eine Stimme; für wichtige Fragen, vor Allem für Geldbewilligungen (Belasting) ward Einstimmigkeit verlangt. Das liberum veto in Geldsachen galt als der heiligste Grundsatz der niederländischen Freiheit. — Auch in Overyssel hauste eine mächtige Ritterschaft, mit dem westphälischen Adel verbunden und verschwägert, über einem zum Theil noch hörigen Bauernvolke. Die 70 Edlen erschienen allesammt in den Provinzialstaaten und verhandelten, Macht gegen Macht, mit den drei Hauptstädten des Landes. Spalteten sich die Stimmen, so ergab sich die Mehrheit nach einer wunderbar verzwickten Berechnung, welche ausdrücklich dazu erfunden schien, die Herren Staaten in der Regel de tri zu unterrichten: 47 Edle und eine Stadt bildeten die Mehrheit u. s. w. — In Utrecht stand der ahnenstolze Landadel gleichberechtigt neben der Hauptstadt und den ihr gehorsam folgenden vier kleinen Städten. Doch trat hier noch ein dritter Stand hinzu: die fünf Kapitel des Hochstiftes Utrecht, in spanischer Zeit die Beherrscher des Landes; jetzt mußten die katholischen, hispanisch gesinnten Domherren dulden, daß ihre Vertreter durch die beiden anderen Stände gewählt wurden. Diese drei Stände, jeder mit einer Stimme, wurden von den gedeputeerden Staaten — einem permanen-

ten Ausschusse, der hier wie in den meisten anderen Provinzen die laufenden Geschäfte führte — von Zeit zu Zeit zur Provinzialstaatenversammlung zusammenberufen. — Konnten schon in diesen Provinzen häufige Reibungen zwischen den Ständen nicht ausbleiben, so ward vollends Groningen fast ununterbrochen durch bürgerlichen Zwist heimgesucht. Der mächtigen Hauptstadt, die lange Jahre hindurch die feste Burg der spanischen Partei im Norden gewesen, stand das allezeit eifrig protestantische flache Land, „die Häuptlinge und Edlen" der drei Quartiere der Ommelande, gegenüber. „Stad en Lande," eine Stimme gegen eine, blieben in Wahrheit zwei nur äußerlich verbundene Staaten, getrennt durch uralten Haß und durch die Verschiedenheit der materiellen Interessen, unablässig hadernd und kämpfend, das würdige Gegenstück von Baselstadt und Baselland.

Diesen vier armen, blos durch einen schmalen Küstensaum mit der See verbundenen Provinzen brachte die Republik vorerst nur schwerere Lasten. Von dem Reichthum der Kolonien kam dem Binnenlande wenig zu gute; die auf den Landkrieg gerichtete Politik der Oranier fand hier ihre natürlichen Bundesgenossen. Mitteninne zwischen den maritimen und den binnenländischen Interessen stand Friesland, eine Welt für sich selber, eine kerngesunde Demokratie neben den aristokratischen Gemeinwesen der anderen Bundesgenossen. Der Friese, so sagt sein altes Landrecht, soll frei sein, so lange der Wind aus den Wolken weht. Nicht eine ständische Versammlung von bevorrechteten Grundherren und Stadtmagistraten, nein, ein Landtag, eine Vertretung des souveränen Volkes tagte zu Leuwarden. Die Edelleute und die bäuerlichen Eigenerfden der 30 Grieteneien des flachen Landes wählten zusammen die Abgeordneten für die Provinzialstaaten. Auch in den 11 Städten waltete ein frisches demokratisches Leben: die Bürgerschaft nahm selber Theil am Regimente durch gewählte Rathsherren, sie ließ sich nicht, wie überall sonst in den Niederlanden, durch die Vroedschappen der vornehmen Bürgergeschlechter leiten. Die Elf von den Städten und die Dreißig vom Lande sprechen in der Staatenversammlung durch einfachen Mehrheitsbeschluß den Willen des friesischen Volkes aus; nur in Sachen der Belasting wird auch hier die unvermeidliche Einstimmigkeit verlangt. Martin Schoock, so recht ein Vertreter des holländischen Bildungshochmuths, weiß gar nichts anzufangen mit diesem derben Bauernstaate; sein gelehrtes Buch über die Verfassung der Republik sagt herablassend: das werde Manchem „schier wunderbar"

erscheinen, daß bei den Friesen auch der rohe Bauer, der **agricola** die Comitien besuche. Der Friese aber, seines Staates froh, pries alles Vortreffliche mit den Worten: „das ist wie Elf und Dreißig.“ Und unserem Niebuhr regte sich stolz das Ditmarscher Blut, so oft er dies Kleinod deutscher Bauernfreiheit betrachtete; er meinte, es sei ein Sacrilegium zu rühren an eine solche Verfassung, die durch anderthalb Jahrtausende als ein Muster der Vollkommenheit bestanden.

Wieder eine andere Welt thut sich uns auf in den beiden „Mutterprovinzen der Republik.“ Während in den übrigen Landschaften die alte Verfassung sich wenig veränderte, nur da und dort ein Prälat oder einige spanisch gesinnte Edelleute — wie die geldrischen Bannerherren — aus der Staatenversammlung ausscheiden mußten, ward in Holland und Zeeland das gesammte Leben des Staates und der Gesellschaft durch den Befreiungskrieg von Grund aus umgestaltet: der Landadel verschwand fast gänzlich, in den jählings aufgeblühten Städten entfaltete der Welthandel all seine Größe und all seine Niedertracht. Uns, die wir die Naturgesetze des kolonialen Lebens kennen, ist dies den Zeitgenossen unbegreifliche Emporsteigen der holländischen Seeplätze längst kein Räthsel mehr. Die Provinz ward eine Kolonie des altniederländischen Gesammtstaates; die Capitalien, die wohlgeschulten Arbeitskräfte der flandrischen Städte flüchteten nach Amsterdam und wirkten hier vereinigt mit der kecken Wagelust eines noch jugendlichen Volkes. Zu der Zeit von Leicester's Herrschaft stieg die Volkszahl der Stadt am Y binnen fünf Jahren auf das Doppelte, nach wenigen Jahrzehnten zählte Holland zwei Millionen Einwohner, fast zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Republik, und von dem Nationalvermögen traf sicherlich ein noch größerer Bruchtheil auf diese Provinz. Hier drängten sich die reichen Städte auf engem Raume so dicht zusammen, daß erst auf zwei Bürgersleute ein Landbewohner kam. Wer einige Knoten in das Y hinaussegelte, der übersah vom Bord das weite Halbrund des „weltgleichen Amsterdam,“ gegenüber die lange Reihe der Kunstmühlen des gewerbfleißigen Zaandam, und nahe im Westen stieg die große Kirche von Haarlem über dem Wasser empor. Hier schallt der Wogenschlag der See fast in jedes Haus hinein. Das Wappen von Zeeland zeigt einen Löwen, der aus den Fluthen aufsteigend ausruft: **luctor et emergo**; bei Alkmaar ist „Alles Meer“; bei Wyk aan Zee ist Holland op zyn smalst, nur ein mächtiger Dünenwall

trennt da die Wogen der Südersee und der Nordsee. Bilder vom Seeleben, derber Matrosenwitz klingen uns entgegen aus jedem Alltagssprichwort. Wenn dem Amsterdamer Rheder eine zweifelhafte Firma, ein verdächtiger Mäkler in den Wurf kommt, dann fragt de ronde Hollander onbewimpeld: wat voert hy in zyn vlag? und von einem überreifen Mädchen sagt Mynheer lachend: zy is de Linie vorby. Auf diesem Küstenstriche lagen fast alle die Kräfte versammelt, welche dem werdenden nordniederländischen Volksthum seinen Charakter aufprägten: die großen Erinnerungen des Befreiungskrieges, die See und der Handel, die classische Gelehrsamkeit der Leydener Hochschule und der strenge Calvinismus, jener Dialekt, der zur herrschenden Sprache ward, endlich und vor Allem die bürgerliche Aristokratie. Mit Recht sprach der Volksmund bald von der holländischen Nation.

Von der Ritterschaft Hollands hatten während der Kriegsjahre Viele zu Spanien gehalten, Andere ihren Besitz verkauft, zuletzt blieben nur sieben stimmberechtigte Edle übrig, die zusammen eine Stimme führten. Das flache Land war politisch rechtlos; Drosten, von der Provinz oder auch von einzelnen Städten ernannt, führten die Verwaltung in den Landämtern. Die eine Stimme der Ritterschaft bedeutete nichts neben den 18 Stimmen des Collegiums der Städte. Unvermeidlich mußten in der am reichsten entwickelten Provinz auch die stärksten örtlichen und socialen Gegensätze hervortreten. Das eigentliche Holland haderte beständig mit der Halbinsel Westfriesland, die wiederholt versuchte eine eigene Provinz zu bilden. Der rührige Demos in dem westfriesischen Hafen Hoorn war nicht gänzlich vom Stadtregiment auszuschließen, während fast überall sonst, am allerhärtesten in dem alten Dortrecht, die Vroedschappen der Patricier die Bürgerschaft beherrschten. Jede Stadt sah scheel zu der Handelsblüthe der Nachbarin; die Vroedschap von Leyden ließ ihre neuen Mitglieder schwören, daß sie die Austrocknung des Haarlemer Meeres niemals dulden würden. Unerbittlich schlossen die stimmberechtigten Städte sich ab, als die Herren der Provinz; die kleinen Orte, welche der Oranier in die Staatenversammlung eingeführt, wurden bald nach Wilhelm's Tode größtentheils wieder hinausgeworfen. Der Haag blieb „das schönste Dorf Europa's," nachdem er längst eine blühende Residenz geworden, und erlangte Stadtrecht erst durch König Ludwig Napoleon.

Aber war nicht auch das gleiche Stimmrecht der 18 Städte bei so

ungleicher Macht ein Widersinn, ein Unrecht? Sollte Amsterdam von dem kleinen Käsemarkte Purmerent sich überstimmen lassen — die herrische Stadt, die, wie Neuyork heutzutage, weder Bundessitz, noch Provinzialhauptstadt und dennoch Metropole der Union war? Eine Kaiserkrone prangte über ihrem Wappen; sie allein zahlte für die ostindische Compagnie, die Beherrscherin der reichsten Länder der Welt, die volle Hälfte des Anlagecapitals; ihr Bürgermeister hütete die Schlüssel zu jenen Kellern, wo die erste Geldmacht der Zeit, die Bank von Amsterdam, ihre Schätze barg. Das für Macht und Ohnmacht gleiche Stimmrecht zwang die großen Städte zum Partikularismus; sie setzten durch, daß das liberum veto in den Staaten von Holland noch rücksichtsloser geübt ward als in den übrigen Provinzen. Ueber alle wichtigen, „den stat van den lande" betreffenden Sachen entschied nur der einstimmige Beschluß der Staaten; ihre Mitglieder waren gebunden an die Instructionen, Lastbrieven, der Auftraggeber und verpflichtet, in jedem zweifelhaften Falle die Weisung des heimischen Stadtraths einzuholen. — In Zeeland hatten die Stürme der Reformation und des Krieges den Prälaten von Middelburg und den gesammten Adel der Provinz hinweg gefegt. Nur der „erste Edle" blieb übrig, der Prinz von Oranien, mit einer Stimme gegen sechs Städte; doch da drei der berechtigten Städte dem Einfluß des oranischen Hauses unterlagen, so stand hier die bürgerliche Aristokratie nicht ganz so mächtig da wie in Holland.

Noch in Leicester's Tagen spottete man oft über den Hans Brouwer und Hans Kaaskooper, die sich unterständen einen Staat zu leiten. Aber rasch, wie die Handelsgröße der Städte selbst sich hob, erwuchs aus jenen schlichten Bürgern, die um Gotteswillen in der Noth des Krieges die Staatsgeschäfte als munera necessaria auf sich nahmen, ein reicher übermüthiger Patricierstand. Schrankenlos in Wahrheit ward die Macht dieser „Regentenfamilien." Sie gaben Gesetze durch die Staaten von Holland; sie regierten durch die aus ihren Vroedschappen hervorgehenden Bürgermeister; sie richteten durch ihre Schöffen nach Strafgesetzen, deren Härte zeigt, daß das Recht hier durch und für die besitzenden Klassen bestand; sie konnten durch ihre Stadträthe „aus Gründen", om redenen, einem Jeden befehlen, daß er binnen 24 Stunden die Stadt, binnen fünf Tagen das Gebiet der Union verlasse, bei Strafe der Vermögenseinziehung. Die Bauern waren frei, „wohlgeborene Mannen" auf freier Hofstatt, der kleine

Bürger durfte ungestört, wie nirgends in der Welt, dem Erwerbe nachgehen und seinen Feierabend in den rauschenden Festen der Schützengesellschaften verbringen. Doch jedes politische Recht blieb dem „Jan Hagel" versagt; unwandelbar festzuhalten an den bestehenden rechtlichen Schranken war die Weisheit dieser, wie fast jeder anderen Aristokratie.

Aus den Büchern von Grotius und den anderen Schriftstellern der Regentenfamilien redet ein empörender Standesdünkel, minder ungebildet als der Ahnenstolz des deutschen Edelmanns und eben darum häßlicher: eine absprechende Menschenverachtung, woran Geldstolz, Gelehrtenhochmuth und das Selbstgefühl des Eingeweihten, des Staatsmanns etwa gleichen Antheil haben. Die Herrschaft eines Mannes taugt für Sklavenseelen, die Herrschaft der Vielen zerrüttet Zucht und Scham, nur die Herrschaft der proceres ist freier Männer würdig — so lautet das politische Glaubensbekenntniß der Regenten. Wer denkt bei solchen Worten nicht an jene naiven Tendenzbilder der drei Staatsformen, welche die gleichgesinnten Patricier von Augsburg sich für ihr Rathhaus malen ließen? Die Aristokratie — ein würdiger Senat, ehrenfeste Räthe in stattlicher Haltung; die Monarchie — ein finsterblickender Despot auf dem Throne, vor ihm sich tief verneigend ein reichgeschmücktes Gefolge, nicht ohne Anstand und feierliche Pracht; die Demokratie endlich — ein trunkener Kleon, der von einem Fasse herab wilde Reden schreit, umringt von heulenden, tobenden Pöbelhaufen. Die Regenten von Holland, wie unsere deutschen Patricier, priesen ihre republikanische Freiheit mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar nicht möglich sei, sie fertigten jeden Gegner kurzweg als einen Tyrannenknecht ab und standen trotzdem dem Absolutismus weit näher als den Ideen der Demokratie.

Doch sie waren in Wahrheit eine regierende Klasse, durch und durch politisch gebildet. Sorgfältig erzogen, durch die Familientradition, oft auch durch einige Lehrjahre in den Contoren, vertraut mit den großen Interessen des Handelsstaates, trat der Patricier früh in die Aemter seiner Vaterstadt; bedeutende Talente, ein van Aerssen, ein Johann de Wit, wurden durch den Einfluß der Regentenfamilien schon in jugendlichem Alter unter die Staaten von Holland und von da zu den höchsten Würden der Republik emporgehoben. Also vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, gewürfelt und erprobt in dem unablässigen Kampfe eigensinniger örtlicher Interessen, bildeten

sich harte Staatsmänner, sachkundig, bedachtsam, geübt den Stüver zu sparen, um den Gulden zu gewinnen, bereit Ehren zu fordern und Ehren zu erweisen — ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden — kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichwort bekannten: es ist besser beneidet als beklagt.

Auf die Körperschaft der Herren Staaten fiel jedes Lob und jeder Tadel; die Eitelkeit des Einzelnen verschwand in dem Ruhme des Ganzen, selten erfuhr die Welt, welchem Manne ein wichtiger Beschluß der Staaten zu danken sei. Ein karger Belohner der Lebenden ehrte die Republik verschwenderisch das Andenken ihrer großen Todten. Glänzend wie die Dogengräber in San Giovanni e Paolo, wie die Reiterstandbilder, die Venedig seinen Condottieren errichtete, prangen die Grabmäler der Seehelden von Holland in Delft und Amsterdam; sie erzählen in elegantem Latein: hier ruht Ruyter, der Schrecken des Oceans, hier Piet Hein, der neue Argonaute, der aus der neuen Kolchis der neuen Welt das goldene Vließ des Königs von Spanien — die Silberflotte — herüberholte. Der häusliche Brauch der Regenten blieb lange schlicht bürgerlich; noch tief im siebzehnten Jahrhundert sah man die edelmögenden Herren zu Fuß über Land nach dem Haag in die Staatensitzung wandern und auf der Rast in's Gras gelagert ihr Brot mit Käse essen. Mit dem wachsenden Reichthum begann auch aristokratischer Prunk nach und nach in die Häuser der Regenten einzuziehen; es geschah häufig, daß ein Kaufherrengeschlecht eine altadliche Herrschaft kaufte und sich danach nannte. Die hohen Ehrenämter der Republik warfen keinen oder geringen Sold ab; dafür wurde der weitverzweigte sociale Einfluß, der jeder regierenden Klasse zukommt, hier mit der plumpen Dreistigkeit des Kaufmanns ausgebeutet und ein Nepotismus gepflegt, der freilich damals überall in Europa blühte, unter den Herren Ständen Deutschlands so gut wie in der käuflichen Magistratur der Franzosen und bei dem parlamentarischen Adel von England. So bestand in den beiden Hauptprovinzen der Union eine geschlossene bürgerliche Aristokratie: die Familien der Pauw, Hoofd, Fagel, die durch viele Geschlechter obenauf blieben unter den Regenten, die Rhederfirma der Lampsins, auf deren Schiffen Ruyter seine große Laufbahn begann, das Heldengeschlecht der Evertsen, das einen Vater,

zwei Söhne und einen Enkel für den Ruhm der dreifarbigen Flagge fallen sah — und hundert andere große Häuser, allesammt fest verwachsen mit ihrem Staate.

Alle Städte der protestantischen Welt schauten bewundernd auf dies Land der Bürgerherrlichkeit. Wie die Bauern Oberdeutschlands in der Eidgenossenschaft der Schweizer den Musterstaat sahen und ihren Herren drohten, sie wollten Schweizer werden, so tauchte in den Communen der Hugenotten mehrmals der Gedanke auf, einen Städtebund nach dem Vorbild der Niederländer, verbrüdert mit ihnen, zu gründen. La Rochelle, die weiße Stadt am Ocean, das letzte Bollwerk der Protestanten Frankreichs, nannte sich gern das kleine Amsterdam zwischen den beiden Sèvre-Flüssen. Auch die Hansa verhandelte oft über den Plan, ihre alternde Gemeinschaft durch einen Bund mit den Niederländern, durch die Schirmherrschaft des Hauses Oranien zu verjüngen. Solchem Weltruhm entsprach, wie billig, das Selbstgefühl der Gemeinwesen des Niederrheins. Mit schier abgöttischer Verehrung hegte jede Provinz, jede Stadt ihr Wappenschild. Noch heute sind einige Wirthshäuser „zum Wappen von Holland, von Friesland“ in jeder holländischen Stadt ebenso unvermeidlich wie die alten Schützenhöfe, die Doelen; ein stolzes senatus populusque steht auf unzähligen Stadthäusern und Denkmälern geschrieben. Das Wappen der Stadt, der Landschaft prangt über jeder geringfügigen Verordnung — heute, wie einst, da die Tuchmacherzunft und die Spinnhausvorsteher von Amsterdam durch den Pinsel Rembrandt's und du Jardin's verherrlicht wurden. Die Bürger vom Haag füttern auf ihrem Fischmarkt ehrfurchtsvoll ihr Wappenthier, den Storch. Nur der Milde christlicher Sitte, der Bedachtsamkeit des Volkscharakters ist es zu danken, daß in dieser Welt von kleinen Welten der Nachbarhaß nicht so grimmig ausbrach wie in Hellas und Italien. Nehmen wir zu dem Gewirr von trotzigen Communen noch hinzu eine Fülle von örtlichen Verbänden, welche, wie die Deichgrafen und Hochgeheimerathschaften von Rheinland, Delfland, Schieland, das Deichwesen, den hochwichtigen Waterstat der Landschaften verwalteten, desgleichen die Handelsgesellschaften und Erwerbsgenossenschaften jeder Art, die in dem Mittelpunkt des Welthandels gediehen — so leuchtet ein: nur eine nationale Monarchie vermochte dies Durcheinander centrifugaler Gewalten in stätiger Ordnung zusammenzuhalten. Nur im Einheitsstaate konnte jede Provinz den gesetzlichen Einfluß erlangen, der ihr nach dem Maße ihrer Kraft gebührte.

Doch da eine über den socialen und örtlichen Gegensätzen stehende legitime Gewalt fehlte, so mußte die Union ein Spielball dieser streitenden Kräfte und ihre mächtigste Provinz die Heimath des Partikularismus werden.

Holland stand zu der Union wie Amsterdam zu Holland: viel zu mächtig, um sich auf eine Linie zu stellen mit den armen Moorlanden der Provinz über der Yssel, und doch nicht stark genug, um die Hegemonie des Bundes an sich zu reißen. Daher schob der Einfluß Hollands zunächst die einzige Unionsbehörde zur Seite, welche befähigt war eine selbständige Bundesgewalt zu bilden — jenen Staatsrath, der, einst zur Berathung Leicester's errichtet, noch immer fortdauerte. Dies Collegium, bestehend aus zwölf Vertretern der Provinzen, wovon Holland drei ernannte, sollte ursprünglich die laufenden auswärtigen Geschäfte besorgen, über das Kriegs- und Finanzwesen der Union entscheiden. Da jedoch seine Mitglieder allein der Union beeidigt waren und Mehrheitsbeschlüsse nach der Kopfzahl faßten, so standen ihm alle Interessen des Partikularismus feindlich gegenüber, und es gelang, die Macht der Behörde dergestalt zu beschränken, daß in auswärtigen Angelegenheiten nur noch gelegentlich ihr unmaßgebliches Gutachten eingeholt ward. Im Kriegswesen blieb ihr nicht viel mehr als die Befugniß die Stabsoffiziere der Union zu ernennen. Der Staatsrath entwarf alljährlich den Voranschlag für das Unionsbudget, die generaale Petitie, welche sodann durch die Generalstaaten an die Provinzen geschickt wurde; doch selbst dies wichtigste Recht des Staatsraths blieb zweifelhaft, da die Frage, ob die Generalstaaten etwas an der Petitie ändern dürften, oft aufgeworfen und nie entschieden ward.

Die gesammte Geschäftsleitung der Union ging auf den permanenten Bundestag, auf die hochmögenden Herren Generalstaaten über — doch keineswegs die Souveränität, die höchste Bundesgewalt. Denn die Regel der Einstimmigkeit, das liberum veto, ward in den Generalstaaten wie in den Provinzialstaaten hartnäckig festgehalten, weiter und weiter ausgebildet. Der Widerspruch einer einzigen holländischen Stadt konnte jeden Beschluß der Union verhindern; im 18. Jahrhundert ward einmal ein Vertrag der Union mit Oesterreich so lange vereitelt, bis endlich die hochmögenden Herren einen aus der guten Stadt Briel gebürtigen Major zum Oberstlieutnant ernannten und also den kleinen zeeländischen Hafenplatz beschwichtigten. Die Souveränität

stand weder den Generalstaaten noch den Provinzen zu, sondern den 56 Städten sowie den Corporationen des Landadels und der friesischen Bauern, welche den Willen der Provinzen bestimmten; eine Oligarchie von 2000 kleinen Souveränen beherrschte thatsächlich die Union so unumschränkt, wie die Tausende des polnischen Adels in ihrer Republik schalteten. Ich sage thatsächlich — denn über die Rechtsfrage sind nur Vermuthungen möglich, da der partikularistische Trotz eine neue Bundesverfassung nicht zu Stande kommen ließ, die Utrechter Union für ein friedliches Staatsleben in keiner Weise ausreichte und auch aus dem Staatsrechte des alten burgundischen Gesammtstaates unzweifelhafte Rechtsregeln für die neue Republik nicht abgeleitet werden konnten. Solche Unsicherheit des Rechts kam den Wünschen Hollands entgegen, da sie dem Mächtigen jede willkürliche Interpretation gestattete.

Unleugbar sprach die rechtliche Vermuthung, hier wie späterhin im deutschen Bunde, zu Gunsten der politischen Unvernunft, des schamlosen Partikularismus. Daß die Souveränität stillschweigend auf die Generalstaaten übergegangen sei, war mit nichten erweisbar, denn als die Utrechter Union geschlossen ward, bestand noch die Landesherrlichkeit des Königs. Mit ungleich besseren Gründen bewies Grotius seinen Satz: summum imperium penes cuiusque nationis primores; ein vollkommener Einheitsstaat hat hier zu Lande nie bestanden, daher ist nach der Abschwörung von Spanien die Souveränität an das Herzogthum Geldern, die Grafschaft Holland zurückgefallen. Die Provinzen, die sieben Nationen der Unie, behalten jedes Hoheitsrecht, worauf sie nicht ausdrücklich verzichtet haben. Der Gesandtencongreß der Generalstaaten, sagt Wicquefort, ist so wenig souverän wie die Gesandten des Königs von England, von Frankreich. Die Herren Staaten der Provinzen dagegen dürfen mit besserem Rechte als irgend ein Fürst sich souverän nennen, denn selbst der allerchristlichste König wird auf die Grundgesetze der Krone Frankreich vereidigt, während die Staaten keine Regel bindet, denn allein ihr eigner Wille. Aus solcher Gesinnung der Herren Staaten ergab sich nothwendig die Antwort, welche auf jede Geldforderung der Union erklang: Niemand hinket von eines andern Mannes Schaden. Klopt den Friesen op de Tasch! erwiderte Holland, als Moritz von Oranien die Mittel verlangte für den Befreiungskrieg, den er in Friesland führte. Die Mitglieder der Generalstaaten pflegten, wie schon Wilhelm von Oranien klagte, „mehr als Advocaten

ihre Provinz zu entschuldigen denn das allgemeine Wohl zu fördern." Der Union fehlte, was für jeden kräftigen Staatenbund der Schlußstein ist — ein oberstes Bundesgericht. Jede Provinz errichtete für sich, oder auch im Verein mit der Nachbarlandschaft, einen Gerichtshof, der in letzter Instanz über dem Gewirr der Patrimonial- und Stadtgerichte stand. Doch ein höchstes Unionstribunal, das an die Stelle des hohen Hofes von Mecheln getreten wäre, kam nicht zu Stande; die Keime der Staatseinheit, welche die Monarchie gepflanzt, gingen auch auf diesem Gebiete verloren. Man versuchte sich zu behelfen, indem man Streitigkeiten, verschil, zwischen den Provinzen zuweilen dem Staatsrath vorlegte; indeß die Competenz dieser Behörde blieb bestritten.

Auch das Völkerrecht gestand den sieben Provinzen die Souveränität zu, nachdem der katholische König im Frieden von Münster die Herren Generalstaaten et les provinces d'iceux respectivement als freie und souveräne Staaten anerkannt, und gleichzeitig das heilige Reich auf seine Hoheitsrechte verzichtet hatte. Da die Utrechter Union blos das einseitige Abschließen von Bündnissen mit dem Ausland untersagte, so behaupteten die Provinzen und die Städte, Amsterdam vornehmlich, das Recht selbständiger diplomatischer Vertretung, wenn sie auch als sparsame Niederländer nur ausnahmsweise von dieser immerdar zweifelhaften Befugniß Gebrauch machten. Das Ausland natürlich ließ sich den Vortheil unmittelbaren Verkehres mit den einzelnen Provinzen nicht entgehen; der große Kurfürst pflegte seine Wünsche bei der Union stets durch die befreundete Provinz Gelderland vorzubringen, und der Bürgermeister von Amsterdam ward viel umworben von den fremden Gesandten. Die Centralgewalt stand in Wahrheit unter den souveränen Provinzen. Um jeden selbständigen Willen in den Generalstaaten zu ersticken, bestimmte Holland (1643), daß seine Vertreter unter den Hochmögenden sich genau an die Instructionen der Provinz binden und in jedem wichtigen Falle eine besondere Last einholen sollten. Selbst der bescheidene Wunsch, es möchten alle Provinzen ihren Vertretern für die laufenden Geschäfte eine gleichlautende Last ertheilen, fand keine Gnade vor dem Eigensinn der Herren Staaten. Also ward hier der Gedanke der ständischen Delegation, der Vertretung selbstherrlicher juristischer Personen durch abhängige Beauftragte, bis zu den äußersten, staatsfeindlichen Folgerungen durchgeführt — ein unreifes staatsrechtliches System, das freilich in jenen Tagen noch die weite Welt beherrschte

und allein in England schon durch die moderne Idee der Repräsentation verdrängt war.

Aus diesem musterhaft schwerfälligen Unionskörper einen einträchtigen Entschluß hervorzulocken war nur auf Umwegen möglich, durch wunderliche, ja spaßhafte Mittel. Wie oft sind die Statthalter und die einflußreichen Mitglieder der Generalstaaten über Land gezogen um die widerstrebenden Stadträthe zu überreden; nicht selten schlossen sich auch fremde Gesandte, ein d'Estrades oder Jeannin, solcher „notablen Bezending" an, mit wohlgefüllter Börse die Mahner unterstützend. In schwierigen Fällen trat man kurzweg das unausführbare Bundesrecht mit Füßen. So ward der Friede von Münster abgeschlossen gegen den Widerspruch von Utrecht und Zeeland. So ward im Jahre 1657 der Krieg an Portugal erklärt, obgleich Friesland Nein sagte; nach dem Beginn der Feindseligkeiten berief sich sodann die Mehrheit scheinheilig auf die Utrechter Union, welche den Bundesgenossen auferlegte einander zu helfen gegen auswärtige Feinde, und nach vier Jahren schloß man Frieden gegen den Willen von Zeeland und Geldern. Ja, wenn unternehmende Männer in der Generalität saßen, dann ward zuweilen eine entscheidende That der auswärtigen Politik gewagt, ohne die Provinzen zu fragen. Ganz auf eigene Faust schloß Johann de Wit im Namen der Union die Tripelallianz von 1668, und die Flotte, welche Wilhelm den Dritten nach England führte, ward von den Generalstaaten ausgerüstet, ohne daß die edelmögenden Herren der Provinzen eine Nachricht empfingen. Eigenmächtige Schritte, die der Erfolg rechtfertigte, während ein Mißlingen die kühnen Thäter vermuthlich auf das Schaffot geführt hätte.

So verzweifelte Mittel konnten nur in außerordentlichen Fällen wirken. Auf die Dauer wäre die Union eine willenlose Masse geblieben, wenn nicht das mächtige Holland im ruhigen Laufe der Dinge ihr seinen eigenen Willen auferlegt hätte. Viermal im Jahre versammelten sich die Staaten von Holland im Haag und beriethen sorgfältig über ihre eigenen wie über alle Unionsangelegenheiten. Traten dann die Generalstaaten nebenan im Binnenhofe zu einem Beschlusse zusammen, so fanden sie bereits die Meinung Hollands fertig, wohl durchgearbeitet vor; auch pflegten die permanenten Ausschüsse, die gecommitteerden Raden, von Holland und Zeeland den Sitzungen der Generalstaaten beizuwohnen, auf daß nichts zum Nachtheil ihrer Provinzen beschlossen werde. Daher entstand unter den kleinen Provinzen sehr bald der

Brauch, zunächst die Meinungsäußerung der Holländer abzuwarten, und in unbedenklichen Fällen wurden die Beschlüsse der Staaten von Holland meist wörtlich in das Protokoll der Generalstaaten aufgenommen, overgenomen, obgleich man in den Formen die Gleichheit der Provinzen ängstlich wahrte und allwöchentlich reiheum eine andere Provinz den Vorsitz führte. So wußten die holländischen Patricier den Vortheil, daß ihre Staaten mit den Generalstaaten an Einem Orte tagten, gewandt zu benutzen, und noch nützlicher ward ihnen der Einfluß des mächtigsten Würdenträgers der Union, der zugleich ihr eigener Beamter war.

Wie unsere Reichsstädte sich einen Syndicus, die holländischen Communen einen Rathspensionär hielten, so ernannte auch die Provinz Holland alle fünf Jahre einen Rechtsgelehrten — Landesadvocat, später Rathspensionär von Holland genannt — der das Recht der Provinz vertreten, in ihrem Namen das Wort führen sollte. Bescheiden, unbedeckten Hauptes saß er untenan am Tische der Edelmögenden wie der Hochmögenden Herren, ohne Stimmrecht, und schrieb die Verhandlungen nieder. Doch er war ständiges Mitglied aller Ausschüsse der Staaten von Holland und der Generalstaaten, daher der kundigste Geschäftsmann, der natürliche Vermittler zwischen der Union und der mächtigsten Provinz. Er führte den diplomatischen Briefwechsel der Union und galt darum den Mächten als der Minister des Auswärtigen der Generalität. Er entwarf die Beschlüsse der Edelmögenden wie der Hochmögenden und war der Ueberlegenheit sicher, welche der politischen Sachkenntniß immerdar zukommt. Der Einfluß seiner Provinz hob die Würde seines Amtes, wie wiederum sein Ansehen die Macht Hollands förderte; deshalb haben die Patricier von Holland zweihundert Jahre hindurch, von Oldenbarneveldt bis auf van de Spiegel, fast durchweg bedeutende Talente zu Rathspensionären ernannt. Also bestand unter den wunderlichsten Formen eine Bundeskanzlerwürde — denn hier allerdings läßt sich die Vergleichung mit dem norddeutschen Bunde nicht abweisen — ein Amt, das in kräftigen Händen einer Dictatur nahe kam und gemeinhin ausreichte der führenden Provinz das Uebergewicht zu sichern.

Trotz alledem blieb die Generalität ein gebrechliches Wesen, selbst mit ihrer täglichen Nothdurft auf den guten Willen der Provinzen angewiesen. Die Union besaß nur zwei selbständige Einnahmequellen: die Steuern der Generalitätslande und die Schiffsgelder. Den eroberten

Provinzen jenseit der Maas wurde, obgleich die holländische Freiheitsheuchelei nur von den geassocieerden Landen sprach, die Steuerlast ganz nach Willkür der Hochmögenden auferlegt; und Holland bestand darauf, daß sie ebenso hoch — also in Wahrheit höher — sein müsse als in dem reichen Holland, damit nicht die Unterthanen der Magistrate von Amsterdam und Haarlem nach dem Süden auswanderten. — Während des spanischen Krieges zahlte jeder Kauffahrer, der sich auf hoher See durch Orlogsschiffe begleiten ließ, eine Convoigebühr, jedes Schiff, das mit dem Feinde Handel treiben wollte, ein Licentgeld. Die Convoi- und Licentgelder bestanden fort, auch nachdem ihr ursprünglicher Grund verschwunden war, als ein mäßiger Finanzzoll für alle seewärts aus- und eingeführten Waaren — erhoben im Namen der Generalität und verwendet zum Unterhalt der Bundesmarine; daher begünstigten die Stadträthe der Hafenplätze wetteifernd den Schmuggel, um den Handel nach ihrer Stadt zu locken. — Im Uebrigen blieb die Union angewiesen auf Matricularbeiträge, wovon Holland gemeinhin 57,1, Overyssel 3,7% zahlte. Die Landprovinzen murrten, nicht ohne Grund, das reiche Holland sei zu leicht belastet; zahlten sie nicht, so trug die Union den Schaden. Solche Anarchie ward nur dadurch erträglich, daß man ziemlich streng festhielt an der Regel: eine einmal für einen bestimmten Zweck bewilligte Leistung darf nicht einseitig zurückgenommen werden. — Auch in anderen Lebensfragen der Staatswirthschaft behielt der Partikularismus das letzte Wort. Die Provinzen verboten sich wechselseitig ihre Münzen, obgleich eine Münzkammer der Generalität die Oberaufsicht führte und die Münzeinheit, unentbehrlich für den Handelsstaat, durch die Utrechter Union vorgeschrieben war; und die gelehrten Holländer führten doch so gern das Beispiel der hellenischen Staatenbünde im Munde, sie wußten sehr wohl, daß schon bei den Achäern der Zeus Homarios, der Gott des gleichen Geldes, gewaltet hatte.

Feierlich, wie einer Aristokratie in dem formenseligen siebzehnten Jahrhundert geziemte, spielten die Verhandlungen der Generalstaaten sich ab; in der Regel erschienen vierzig bis fünfzig Hochmögende, da jeder Provinz nur eine Stimme zukam, mithin die Zahl der Gesandten freigestellt blieb. Andächtiglich erzählen uns die Protokolle, wie einmal der Prinz von Wales bei den Generalstaaten eintrat, um zu klagen über das meisterlose Parlament, das seinen Vater Karl I. mißhandle; daneben stand unbedeckt Mr. Boswell, zur linken Hand des Prinzen,

doch een weynigh achterwarts gereculeert. Kam ein fremder Gesandter, so ward er in Rotterdam von einem maître d'hôtel der Generalstaaten aufgenommen und abgespeist; anderen Tags empfingen ihn an der Brücke vor dem Stadtthore vom Haag zwei Mitglieder der Hochmögenden mit dreißig Staatswagen, dann hielt er seinen Einzug in der zweiten Kutsche. In der ersten natürlich saßen die beiden Hochmögenden; trug doch der niederländische Löwe seit dem Frieden von Münster eine Königskrone, dicht hinter den Königreichen und der Republik Venedig — der Königin von Cypern — war sein Platz in der Staatengesellschaft. Von solchen anspruchsvollen Formen stach der dürftige Inhalt der Generalstaaten-Verhandlungen seltsam ab; denn da es in der Hand der Provinzen lag, jedes Geschäft hinauszuschieben — vornehmlich durch die beliebte Erklärung: wir stimmen nicht, bevor Holland, Friesland, Overyssel sich geäußert haben — so begann die Berathung der Hochmögenden gemeinhin erst, wenn die wirkliche Verhandlung schon beendet war. Nun gar zu wachsen, sich weiter zu entwickeln fiel diesem Körper ebenso schwer wie späterhin dem deutschen Bundestage. War doch jede Provinz befugt sogar die Besprechung eines nicht in der Utrechter Union begründeten Vorschlags von der Hand zu weisen; blieb doch selbst das natürlichste Recht der Generalität, das Recht über die Verbrechen ihrer eigenen Beamten zu urtheilen, nicht unbestritten. Wenn dennoch die Macht der Geschichte dem Bunde eine neue Aufgabe stellte, dann setzte die Union einen provisorischen Ausschuß der Generalstaaten ein, der provisorisch bis an das Ende aller Dinge fortlebte. Den Ausschüssen der Generalstaaten fiel unausbleiblich die wirkliche Arbeitslast der Union zu, da die Gesammtheit der Hochmögenden zu schwerfällig war, auch das Amtsgeheimniß nicht bewahren konnte. Hier wurden die Finanzfragen, die Marinesachen und vornehmlich (in dem Ausschuß der secretes besoignes) die auswärtigen Angelegenheiten beschlußreif. Hier zeigte der Rathspensionär seine Sachkunde, desgleichen die beiden anderen Großbeamten der Union: der Thesaurier und der Griffier — der vielerfahrene, auf Lebenszeit angestellte Archivar, das wandelnde Geschichtscompendium der Hochmögenden.

Wer durfte Angesichts dieser chaotischen Zustände sich beruhigen bei dem Trostspruch der Regenten von Holland: ein reicher Haushalt kann Unordnungen ertragen, die einen armen zu Grunde richten? Jede Bundesverfassung trägt einen defensiven Charakter; hier aber bestand eine Union, die, durch unerhörte Triumphe in den Mittelpunkt

der europäischen Händel hineingeschoben, einer rasch zugreifenden auswärtigen Politik bedurfte. Die tumultuarische Verwaltung durch Ausschüsse und Commissäre, althergebracht und erträglich in manchen der unreifen Staaten jener Epoche, reichte nimmermehr aus für dies hochgesittete Gemeinwesen, wo eine zahlreiche Beamtenschaar das verwickelte sociale Leben großer Welthandelsplätze beaufsichtigen, die höchsten Steuerlasten Europa's verwenden mußte. Darum ward die Union „der verneinigten Provinzen" — wie Temple sie spottend nannte — von der Wiege bis zum Grabe von den Unheilsweissagungen der fremden Staatsmänner begleitet; auch ihr eigener Staatsrath klagte, es scheine ein Wunderwerk der göttlichen Vorsehung, daß dieser Staat ohne Fundamente nicht längst geborsten sei. Elisabeth und Heinrich IV., alle befreundeten Höfe bestürmten die Republik mit Ermahnungen, daß sie einen Neubau wage; Jeannin, der Gesandte des Bearners, entwarf den Plan, den Staatsrath zur leitenden Behörde, zum unabhängigen Träger der executiven Gewalt zu erheben. Lebhaft regten sich die Reformgedanken, als der zwölfjährige Waffenstillstand den spanischen Krieg unterbrach, noch lauter als der Friede von Münster den achtzigjährigen Kampf abschloß und also in Wahrheit das Utrechter Kriegsbündniß zu Ende ging. Aber jeder Besserungsversuch scheiterte, und die Union blieb nur darum aufrecht, weil eine unfertige monarchische Gewalt einigend und schützend in den endlosen Interessenkampf der Republik eingriff — die oranische Tyrannis.

Das Uebergewicht Hollands konnte nicht zur vollständigen Hegemonie werden, denn die überlegene Provinz gebot nicht über die Wehrkraft der Union — ein unerhörter Fall in der Geschichte der Staatenbünde. Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaate der Edelmögenden und Hochmögenden Herren. Und seltsam, die beiden feindlichen Mächte — die Oranier und die Regenten von Holland — wirkten wetteifernd zusammen, die Union dem Einheitsstaate entgegen zu treiben: die Holländer, indem sie die Gleichheit der Bundesgenossen, die Grundlage alles bündischen Lebens, untergruben und durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung, ihrer Wirthschaft ein einiges Volksthum erzogen — die Oranier, indem sie die Souveränität der Provinzen zu zerstören trachteten.

Moritz von Oranien bewahrte noch die fast vollständig vollzogenen Urkunden, welche seinem Vater die erbliche Grafenwürde von Holland und Zeeland übertrugen. Doch nach Wilhelm's Ermordung hatten die

beiden Provinzen, wie gesagt, die Souveränität wieder an sich genommen und dem jungen Prinzen nur die Statthalterschaft übertragen — unter dem Oberbefehl des Landvogts Leicester. Auch als Leicester von dannen zog, erlangte der Statthalter die Gewalt nicht wieder, die ihm in der königlichen Zeit zugestanden: er war nicht mehr Vertreter des Landesherrn, sondern Beamter seiner Provinz, vereidigt den Provinzialstaaten, die jetzt selber die Landeshoheit in Handen hielten — darum auch nicht im Stande das Schiedsrichteramt zwischen den Provinzen auszuüben, das die Utrechter Union den Statthaltern als den Stellvertretern des Königs übertragen hatte. Ueberdies wählte sich Friesland, und zumeist auch Groningen, seinen Statthalter regelmäßig aus den Nachkommen Johann's von Nassau; die Hauptlinie der Oranier konnte nur in fünf oder sechs Provinzen, doch niemals während des siebzehnten Jahrhunderts in der gesammten Union das Statthalteramt erlangen. Trotzdem blieb das verstümmelte Amt eine unentbehrliche Klammer des Gemeinwesens, zugleich ein Ueberrest der alten und der Keim einer neuen Monarchie. Die sieben Pfeile, die der Löwe der Union in seiner Pranke schwang, gehörten nicht nothwendiger zu ihm als das Orangeband, das die Pfeile zum Bündel vereinigte.

Der Statthalter war Generalcapitän seiner Provinz, er übte die Oberaufsicht über den gesammten Gang des Staatslebens, vornehmlich der Rechtspflege, er ernannte in vielen Städten, wo nicht die Regenten dies alte Grafenrecht usurpirt hatten, die städtischen Behörden, entweder kurzweg aus der Gesammtheit der Vroedschappen oder aus Candidatenlisten, die ihm die Stadt vorlegte; da und dort schlug er auch selber dem Stadtrath einige Namen vor. Wer irgend zu leiden hatte unter dem herrischen Krämerstolze der Regenten, fand bei den Oraniern Schutz und Schirm: der kriegerische Landadel und das Heer, die Bauern und die kleinen Handwerker — der gesammte Demos der Union. Jedes Kind im Lande wußte von den jungen Helden, die bei Mook und Heiligerlee gefallen, jeder Handwerksbursch beschaute im Prinzenhofe zu Delft das Loch in der Mauer, wo die Kugel einschlug, die Wilhelm den Alten erlegte; und jetzt kam Jahr für Jahr die Kunde, daß aber- und abermals ein Prinz mit wehendem Orangehelmbusch als Sieger, in zegepraal, in eine Feste der Spanier eingezogen sei. Dann flaggten die Orangebanner, die Schützengilden hielten ihren Rundmarsch, auf der Brust ein geöffnetes Herz mit einer Orange darin; der kleine Mann schmückte seinen Hut mit der geliebten Farbe und rief das alte

Oranie boven! In den Landprovinzen, wo die demokratischen und militärischen Kräfte noch etwas galten, fanden die Oranier eine Stütze ihrer Macht und ein Gebiet segensreichen Wirkens. Während in Holland jeder Fortschritt der Volkswirthschaft die Herrschaft der Regenten befestigte, die altväterischen Handwerksgilden verfielen, Stadt und Land dem Klasseninteresse des Großhandels und des Großgewerbes gehorchten, blieb in dem schwerfälligeren Leben der Landprovinzen noch lange das Zunftwesen nach deutscher Weise aufrecht. Dorf und Stadt, Kleinbürger und Kaufherr hielten hier einander noch die Wage, hier war noch Raum für die gleichaustheilende Gerechtigkeit der Monarchie, und wirklich gelang den Statthaltern, in der Rechtspflege und Verwaltung der Landprovinzen heilsame Milderungen durchzusetzen, welche der holländische Regent dem Jan Hagel kalt versagte.

So entstand den Oraniern eine Macht, die durch neue Arbeit täglich neu erobert werden mußte. Es war ein Verhältniß höchstpersönlicher Art, zu anspruchsvoll für die Beamten einer Republik, zu unsicher für ein Fürstengeschlecht — vergleichbar allein mit der Stellung, die einst das Strategenhaus der Barkiden neben dem Rathe von Karthago behauptete. Und stätig wie in dem Geschlechte der Hamilkar und Hannibal vererbte sich die Herrscherkraft und die Familienpolitik des oranischen Ahnherrn auf die Söhne und die Enkel; sie lebten alle, wie der Wahlspruch Friedrich Heinrich's sagt, patriaeque patrique. Wie staunten die Regenten von Holland, als der mißachtete kleine Prinz Moritz einem Spinola und den ersten Feldhauptleuten des Jahrhunderts die Spitze bot und nun Schlag auf Schlag die großen strategischen Pläne sich enthüllten, die unter seiner hohen Denkerstirn langsam gereift waren! Dann wuchs Friedrich Heinrich heran, des Schweigers jüngstes Kind, der Enkel Coligny's, dem die leichte gallische Lebenslust aus den Augen lachte, und auch er ward ein Staatsmann und ein Schlachtendenker und saß des Abends in seinem Zelte über Cäsar's Commentarien. Daneben der Friese Wilhelm Ludwig, der gelehrte Gründer der Hochschulen von Franeker und Groningen, der dem jungen Moritz die schwere Weisheit der Mathematiker des Alterthums erklärte, und jener Johann Moritz von Nassau, der für die westindische Compagnie das weite Brasilien eroberte, bis die Krämer von Amsterdam entdeckten, daß sein hoher Gehalt die Actien drücke. Die Oranier gaben einer Welt, die nur Rechte der Fürsten kannte, das glorreiche Beispiel fürstlicher Pflicht-

erfüllung, und gleichwie vormals Emanuel Philibert von Savoyen und andere Große des Auslands in dem Staate der siebzehn Provinzen die Grundsätze verständiger Wirthschaftspolitik kennen gelernt hatten, so ward jetzt der oranische Hof eine Fürstenschule für protestantische Prinzen. In dem Feldlager Friedrich Heinrich's lernte unser großer Kurfürst, was es heiße zu regieren „für Gott und das Volk". Wie alle großen Feldherren jenes Jahrhunderts, denen oblag ein Söldnerheer zu organisiren, eine kostspielige verwickelte Heeresverwaltung zu leiten, so verstanden auch die Oranier von Grund aus die Kunst der Wirthschaft, sie erwarben ein königliches Vermögen. Auf dem Friedenscongresse von Münster verhandelte Friedrich Heinrich für sich und sein Haus, Macht gegen Macht, mit der Krone Spanien. Sein Sohn freite die Königstochter von England, ein fürstlicher Hofstaat prunkte um Seine Hoheit im Haag; nach seinem Tode wurden die Kriegsthaten des Eroberers von Herzogenbusch in dem Oraniesaale des „Hauses im Busch" durch pomphafte Wandgemälde verherrlicht. Kein Wunder wahrhaftig, daß die Edelmögenden die Köpfe schüttelten: die große Begabung der Oranier bedrohe den Frieden der Republik. In dem Glanz und Ruhm dieses Hauses, in seinen alten unvergessenen Erbansprüchen lag eine übermächtige Versuchung auch für den lautersten Ehrgeiz.

Die Familienpolitik der Oranier ergab sich von selbst aus ihrer Feldherrnstellung. Jene wunderliche Halbheit, welche die gesammte Verfassung der Union beherrschte, waltete auch in ihrem Heerwesen. Obwohl die Generalstaaten zuweilen ein Schweizerregiment oder eine andere fremde Söldnerschaar von Bundeswegen in Eid und Dienst nahmen, die Provinzen andererseits niemals förmlich verzichteten auf ihr angebliches Recht eine selbständige Truppenmacht zu halten, so blieb doch Regel, daß das Bundesheer zugleich den Generalstaaten und den einzelnen Provinzen diente. Jede Provinz übernahm den Unterhalt eines bestimmten Corps, jedes Regiment leistete einen zweifachen Fahneneid, an seine „Betaalsheeren" und an die Hochmögenden: nahm die Truppe Garnison in einer anderen Provinz, so schwor sie dort zum drittenmale den Regenten des Staates und der Stadt. Ein Glück, daß wenigstens das wichtige Recht der Patente — das Recht die Garnisonen des Heeres zu bestimmen — der Generalität allein vorbehalten blieb. Aus allen Militärgesetzen der Union spricht der hoffärtig-feige Haß des Krämers gegen die armen Teufel, die nichts zu Markte bringen als ihr

Herzblut. Kein Offizier durfte in den Generalstaaten erscheinen; in den Festungen war der Bürgermeister Gouverneur, dem militärischen Commandanten vorgesetzt. Zog eine neue Kriegsgefahr herauf, so hieß es trocken an der Börse zu Amsterdam: dann kaufen wir uns einige deutsche Fürsten. Jeder Statthalter führte als Generalcapitän die Truppen, die seine Provinz bezahlte; ward einmal, was selten gelang, ein Oranier zum Oberbefehlshaber des gesammten Unionsheeres ernannt, so blieb sein Verhältniß zu dem Generalcapitän der Friesen und Groninger rechtlich zweifelhaft. Die Feldherren standen, gleich den Condottieren der Venetianer, unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaufmannsadels; Mitglieder der Generalstaaten verweilten als Felddeputirte im Hauptquartier, berechtigt, je nach dem Wortlaut ihrer Instructionen, den Gang des Feldzugs im Großen zu überwachen oder auch zu jedem einzelnen Unternehmen ihr Nein zu sprechen. Unaufhörlich zogen die Ordonnanzen mit Anfragen nach dem Haag, zuweilen kamen auch die Generalstaaten allesammt in das Lager hinüber; Deputirte der Provinz, die zum Kriegsschauplatz diente, verstärkten den bürgerlichen Kriegsrath. Ein tollkühner Eifer überkam dann und wann die militärischen Pfuscher: jener verwegene Einfall in Flandern, der zu dem unfruchtbaren Siege von Nieuport und schließlich zum Rückzug führte, ward unternommen auf Befehl der Hochmögenden, gegen den Willen der Oranier. Oefter noch warfen die Ritter von der Feder dem General ihre Krämerbedenken in den Weg.

Nur ein Heer, das sechzig Jahre lang, eine Welt für sich, im Lager stand, vermochte ohne arge Zerrüttung der Mannszucht solchen Uebermuth des Bürgerthums zu ertragen; nur diese gelassenen oranischen Seelen, so glücklich gemischt aus rechnender Kälte und feuriger Thatkraft, fanden den Weg zum Siege durch so viel Streit und Afterweisheit hindurch. Als Friedrich Heinrich sich einmal mit einem verwegenen Plane trug, da bat er nach langem vergeblichen Gezänk bescheiden seine Felddeputirten, sie sollten noch einmal im Haag persönlich Rath einholen; sobald die Hochmögenden davonfuhren blies man Alarm im Lager, und der kühne Zug begann.

Das Feldherrengeschlecht lebte und webte in den Ideen einer großen Kriegspolitik; sein Lebelang hoffte Moritz auf eine gemeinsame Erhebung der protestantischen Welt gegen die spanische Monarchie. Alltäglich geärgert und gehemmt durch den Eigensinn der souveränen Betaalsheeren wurden die Oranier unvermeidlich die Vorkämpfer der

Staatseinheit. Sie wollten die Generalstaaten zur souveränen Centralgewalt erheben, durch die Stimmenmehrheit der Landprovinzen den Widerstand des friedensseligen holländischen Patriciats brechen. Durften sie doch, da die Ernennung vieler Stadtmagistrate in ihrer Hand lag, immer auf einen starken Anhang unter den Hochmögenden rechnen. Auch in dieser Union, wie in allen Staatenbünden, begegnet uns jene widersinnige und so leicht erklärliche Erscheinung: die Centralgewalt, die ja nur das dienende Organ der Provinzen sein sollte, zeigte zuweilen einen selbständigen Willen. Wie in dem deutschen Bundestage, dem Geiste der Bundesgesetze zuwider, mehrmals Parteien entstanden, welche allein aus der persönlichen Gesinnung einzelner Bundesgesandten entsprangen, so bildete sich auch in den Generalstaaten eine starke unitarische Richtung. Auf lange Jahre oder auf Lebenszeit angestellt, im täglichen Verkehr mit dem oranischen Hofe, gewohnt für wichtige Fragen „das hochweise Advies" Seiner Hoheit einzuholen, wurden viele der Hochmögenden durch ihre Berufsarbeit selber gezwungen, das Ganze höher zu stellen als den Theil, das Ansehen der Union gegenüber ihren eigenen Auftraggebern zu vertheidigen.

Dergestalt erwuchs aus den mannichfachsten Gegensätzen der große Streit der Staatenpartei und der Statthalterpartei. Vielherrschaft und Staatseinheit, Regentenallmacht und Demokratie, Welthandel und europäische Politik, Wissenschaft und Heldenthum, See und Land, großes und kleines Capital rangen mit einander in einem hochtragischen Kampfe, der das Leben dieses Staates war, der die Republik erschütterte, aber auch sie nährte — ein Quell des Hasses und doch der Einheit. Nicht der Canton stritt hier festgeschlossen gegen den Canton wie in der Schweiz, der Riß der Parteiung ging durch alle Provinzen. Wie der holländische Demos zu den Oraniern stand, so hielt auch in den Landprovinzen eine Staatenpartei zu den Regenten von Holland; der bürgerliche Kampf selber befreundete den Holländer mit dem Geldersmann, den Friesen mit dem Zeeländer. Die Frage hieß nie: Union oder Zerfall? — sie lautete nur: feste oder losere Einigung?

Der religiöse Kampf, die Verschiedenheit des Glaubens und der Kirchenpolitik, griff auch in diese, wie in alle Parteibildungen des siebzehnten Jahrhunderts bestimmend ein. Die Masse des Volks hing treu an dem strengen calvinischen Dogma; hier war ein Glaube, zweifellos, rund und fertig, ein demokratisches Bekenntniß, das auch in

Schottland* und Amerika für den mühseligen und beladenen kleinen Mann allezeit ein Stecken und ein Stab geblieben ist. Die furchtbare Lehre von der Vorherbestimmung unterscheidet nicht Hoch und Niedrig, nicht die Starken und die Schwachen im Geist. Wer auserwählt ist durch Gottes Gnade, schreitet sicher durch das Leben, wie ein Gaul, dem die Augen verbunden sind, denn „welche der Herr berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht." Dieses Glaubens voll hatten die Bürger von Haarlem und von Leyden auf ihren Wällen gefochten, er empfing auf niederländischem Boden durch die Dordrechter Synode seine feste dogmatische Gestaltung, er bewahrte unleugbar am treuesten die ursprünglichen Gedanken der Reformation — jene erhabenen Lehren des Augustin, von denen einst Luther ausging — und durchdrang hier das gesammte Volksleben so übermächtig, daß auch die Katholiken sich ihm nicht entziehen konnten, auch Jansenius und die Utrechter „Altrömische" Gemeinde an Augustinischen Ideen sich begeisterten. Jener alttestamentarische Zug, der überall den strengen Calvinismus bezeichnet, war den gottseligen Domine's der niederländischen Gomaristen so scharf aufgeprägt, daß sie oft von der Kanzel herab die Holländer als den neuen Stamm Juda's, die Kinder Abraham's als die nächsten Glaubensverwandten der rechtgläubigen Protestanten priesen. Solche Gefühle erwiedernd hielt die Judenschaft Mann für Mann zu der oranischen Partei. Die Oranier selber wurden allesammt durch ihre demokratische Politik an den Glauben des Volks gefesselt, einige auch durch ihren Charakter. Mit welcher dämonischen Macht mußte nicht die Prädestinationslehre auf mathematische Köpfe wirken, auf Männer, die in starker Seele den fatalistischen Glauben des Helden trugen!

Unter den Gelehrten der Staatenpartei dagegen herrschte die eklektische Lehre der Arminianer. Duldsam zugleich und aristokratisch ließ Arminius dem Denker noch einen Weg offen, durch eigene Kraft den Himmel zu erobern. Ueber einzelnen lichten Häuptern dieses Kreises strahlt schon der helle Tag moderner Humanität. Ich bekenne mich zu keiner Confession, schrieb Coornhert, weil ich in keiner die Liebe finde. Eine Welt von kühnen Ideen, Milton's Lehre von der kirchlichen Freiheit und die Anfänge der evangelischen Union sollten dereinst an die Gedanken der Arminianer sich anschließen. Doch nur Einzelne unter den Söhnen des Jahrhunderts der Religionskriege vermochten die Idee der Duldung in so vornehmem Sinne zu fassen. In der

Mehrzahl der holländischen Regenten ist ein skeptischer Zug unverkennbar, jene hoffärtige Herzenskälte, die aus den Worten Oldenbarneveldt's spricht: „nichts wissen ist der sicherste Glaube.“ Kein Zufall wahrlich, daß der Dichter Vondel durch seinen arminianischen Haß gegen den Glaubensernst der Calvinisten schließlich zur römischen Kirche hinübergetrieben ward. Ungleich wichtiger als der dogmatische Streit war den Regenten die Kirchenhoheit; die Edelmögenden wollten auch in Glaubenssachen ihre Staatskirche beherrschen, sie verboten den Predigern wider die Arminianer zu eifern, weil die Streitfrage „unbedeutend“ sei — während das gläubige Volk in den Niederlanden, in Frankreich und am Rhein die Berufung einer allgemeinen Synode verlangte, die kraft kirchlicher Autorität den Glaubensstreit beendige. Am letzten Ende läuft die Duldsamkeit der Patricier hinaus auf die Bequemlichkeit des Krämers, der Frieden haben will in seinem Geschäft.

Und krämerhaft wie ihr Glaube war auch die Staatsgesinnung der Regenten. Mit seltenem Talent und seltenem Cynismus hat dies Manchesterthum des siebzehnten Jahrhunderts sein eigenes Bild gezeichnet in der Schrift „Hollands Interest,“ die Peter de la Cour unter den Augen seines Freundes Johann de Wit um 1662 schrieb.*) Ein volkswirthschaftliches Genie, geschult in den grandiosen Verhältnissen des Welthandels, verkündet hier, hundert Jahre vor Adam Smith, die Lehren der freien Concurrenz: unbedingte Handelsfreiheit, Aufhebung aller Monopole, aller Zunft- und Bannrechte wird gefordert, der Haß der Zeitgenossen wider die Wucherer als ein Pöbelwahn verspottet. Auch die schrankenlose Freiheit des Glaubens und der Presse vertheidigt der Holländer mit einer Kühnheit, die diesen bürgerlichen Herrenstand neben dem monarchischen Adel anderer Länder fast wie eine Demokratie erscheinen läßt und schon manchen oberflächlichen Leser an Miltonische Gedanken erinnert hat. Wenn nur nicht die materialistische Weltanschauung de la Cour's durch eines ganzen Himmels Weite getrennt wäre von dem Idealismus Milton's! Gerade diesen Geist hat der Dichter des Verlorenen Paradieses mit grimmigem Hasse geschildert in dem gemeinsten aller Teufel, dem Mammon. Die Staatslehre des Grotius, welche — ein rechtmäßiges Kind dieses Bodens — den Staat

*) Bekannter ist eine stark umgestaltete französische Bearbeitung unter dem Titel Mémoires de Jean de Wit. Regensburg 1709.

entstehen läßt aus dem freien Vertrage, aus der Willkür der Einzelnen, wird von de la Cour nach den Gesichtspunkten des Kaufmanns weitergebildet; unversehens rücken unter den Händen des Patriciers die moralischen Personen der städtischen Regentschaften an die Stelle der natürlichen Personen. Einstimmigkeit der Herren Staaten in Kriegssachen ist natürlichen Rechtes, denn kein Dritter darf ohne meine Zustimmung über mein Leben verfügen. Daß der Jan Hagel so zu sagen auch zu den Menschen gehörte und doch bei den Kriegsbeschlüssen der Edelmögenden nicht gefragt ward, kommt dem freiheitseifrigen Regenten gar nicht in den Sinn. Eine gute Regierung besteht, wo der Vortheil der Regenten mit dem Vortheil ihrer Städte zusammenfällt, die beste also in städtischen Freistaaten, wie Tyrus, Karthago, die Hansa, bevor sie dem Joche der Monarchen sich beugte, und jene blühenden Handelsrepubliken, die unser Seemann in den Meeren des Ostens auf Banda und Amboina entdeckt hat. Nur kaufmännische Regenten verstehen den Nerv des Gemeinwesens, den Handel, zu pflegen und den Bankrottirer, wie ihm gebührt, als den gefährlichsten der Frevler, als einen Majestätsverbrecher zu bestrafen. Der Monarch lebt dahin in Saus und Braus, in den eitlen Freuden des Kriegsruhms, Offiziere und Müßiggänger umlagern sein Ohr, er fürchtet und hemmt den Reichthum fleißiger Communen; und nun wird die lange Tyrannenreihe des Alterthums, Tarquinius und Phalaris, in's Feld geführt. Das Alles mit jener schonungslosen Heftigkeit der Sprache, welche der freien Presse Hollands immer eigen blieb; wir meinen Johann de Wit zu schauen, wie er dem schreibenden Freunde über die Schultern blickt und sein alltägliches Abendgebet murmelt: de furore monarcharum libera nos domine!

Doch sobald dieser stolze Republikaner das Gebiet der auswärtigen Politik betritt, dann fällt er aus allen Himmeln seiner Ideale hernieder in die platt armseligen Empfindungen einer dütendrehenden Häringsseele. Klagen, nichts als Klagen über das viele, viele Geld, das der Krieg verschlingt: „besser ein Friede mit Beschwerlichkeit als ein Krieg mit eitel Gerechtigkeit.“ Was soll, ruft er endlich, der grimme Leu auf unserem Wappen? Eine Katze wahrhaftig ziemte besser dem friedfertigen Staate des Handels. Mit gleicher Naivetät sind die Herzensgeheimnisse des stillvergnügten Krämerthums wohl nur noch einmal ausgeplaudert worden: in jenem Briefe Benjamin Franklin's, der — in derselben witzelnden Weise wie de la Cour — seinen Yank-

empfiehlt, den unnützen, räuberischen, weltbürgerlichen Adler aus ihrem Wappen zu verdrängen und den nützlichen, friedfertigen, amerikanischen Truthahn an die Stelle zu setzen. Und ist unser Liberalismus etwa berechtigt zu spotten über jenen bedeutenden Kopf, in dem Geist und Thorheit so dicht bei einander lagen? Geht nicht dieselbe seltsame Verbindung von wirthschaftlicher Einsicht und politischer Feigheit wie eine erbliche Krankheit durch alle Parteibildungen des modernen Bürgerthums hindurch? Haben wir schon vergessen, daß beim Anbruch des deutschen Krieges sehr moralische, sehr gebildete, sehr patriotische deutsche Zeitungen unserem Staate alles Ernstes riethen, Oberschlesien und Hohenzollern an Oesterreich preiszugeben, weil der Krieg mehr Menschen verschlingen werde, als in den beiden Landschaften wohnen?

Einem so gehaltreichen und so verwickelten Parteikampfe gegenüber mußte das Urtheil von Mit- und Nachwelt oftmals unstät schwanken. Lange Zeit beherrschten die Staaten als die literarisch mächtige Partei das Urtheil des Auslands. Die Schriften des Grotius, die Tendenzdramen Vondel's verherrlichten den Bürgermuth der Republikaner; das Lob, das Spinoza den weisen Regenten von Holland spendete, bestach die Gelehrten. Noch bedeutsamer ward für die öffentliche Meinung des achtzehnten Jahrhunderts Wagenaar's gelehrtes Geschichtswerk — eine rechte Augenweide für den abstracten Tyrannenhaß der neuen Aufklärung. Oranische Publicisten, ein Luzac oder Pestel, kamen kaum daneben auf. Erst in unseren Tagen, nachdem der Erfolg für die Statthalter-Partei entschieden hat, herrscht unter den Holländern die oranische Geschichtsauffassung vor, von Koenen und vielen Anderen mit Mäßigung, von dem hochverdienten alten Groen van Prinsterer mit calvinischem Glaubenseifer vertreten. Der deutsche Historiker vollends nimmt unwillkürlich Partei für die Oranier. Denn wie soll ein Preuße kalt bleiben bei dem Kriegsruhm, der die Helden von hundert Schlachten ziert? wie darf er hart reden von diesem Hause, das allein in den Niederlanden für Macht und Freiheit unseres Vaterlandes noch ein Verständniß hegte? In der That, wer sich nicht durch den großen Namen „Republik" in den Rausch einer unbestimmten Begeisterung hineintreiben läßt, der muß bekennen, daß das höhere Recht, der moderne Staatsgedanke auf Seiten der Oranier stand. Die Regenten behaupteten den Generalstaaten gegenüber die Libertät der mittelalterlichen Stände, die Freiheit vom Staate, ihren Unter-

thanen gegenüber die unbedingte Herrschaft, während die Oranier in der Union wie in den Provinzen die moderne Idee der Freiheit im Staate verfochten. Wunderlicher hat nie ein großer politischer Kopf geirrt, als Mirabeau, da er in seinem flammenden Pamphlete sur le stadhouderat, aus dem Wagenaar schöpfend, den harten Aristokraten Johann de Wit verherrlichte und die Oranier verdammte, welche doch wie Mirabeau selber für das Ideal der demokratischen Monarchie kämpften.

Schauen wir vergleichend hinüber nach den verwandten Kämpfen Englands, so müssen wir unzweifelhaft die Stuarts und die holländischen Republikaner auf die eine, die Oranier und das Parlament auf die andere Seite stellen. Der Glaube an die Unantastbarkeit der Obrigkeit von Gottes Gnaden wurzelte nicht fester in den Herzen der Stuarts, als in der Seele jenes Johann de Wit, der schroff den Königsmord der Briten verdammte und offen gestand, er würde die Empörung gegen Philipp von Spanien nie begonnen haben. Wie der oranische und der puritanische Demos beide glaubenseifrig zu dem strengen Calvinismus standen, so entsprach auch die Staatskirchentheorie der Edelmögenden durchaus dem Wahlspruch der Stuarts: no bishop no king. Ein gleicher Anlaß bewirkt in beiden Ländern den ersten gewaltsamen Zusammenstoß der Parteien: die Souveräne erdreisten sich, gegen den Willen der Nation ein stehendes Heer zu halten — nur daß solche Willkür in England als Despotismus, in der Union als Particularismus erscheint. In beiden Staaten führt der erste Kampf zu dem gleichen Ende — zu der Hinrichtung Oldenbarneveldt's durch Moritz von Oranien, der Verurtheilung Karl's I. durch sein Parlament — und beide Blutthaten erwecken in der unterwürfigen europäischen Welt dieselbe Empfindung des Abscheus. Dies Jahrhundert, das für den Gedanken der Herrschaft schwärmte wie die Gegenwart für das Ideal der Freiheit, sah mit frommem Schauder, wie Obrigkeiten durch Unterthanenhand gerichtet wurden. Nur ein zufälliger Umstand, die Familienverbindung der Stuarts und der Oranier, verschob dann für kurze Zeit die natürliche Stellung der Parteien. Hingerissen von dem Hasse gegen die jetzt verschwägerten Fürstengeschlechter, erscheinen die Regenten von Holland eine Weile als Bundesgenossen der englischen Republik, als „Libertins," bis endlich durch Wilhelm III. das gesunde Verhältniß sich wiederherstellt, die Oranier abermals für die Rechte des englischen Parlaments eintreten.

Doch mit alledem ist ein abschließendes Urtheil über dies Parteileben noch nicht gefunden. Innerhalb des hocharistokratischen Staates konnte der Gegensatz von Aristokratie und Demokratie sich nicht rein ausbilden; beide Parteien erscheinen wie Schattirungen derselben Grundfarbe, auch auf oranischer Seite stehen Regenten, die in oligarchischem Dünkel mit ihren Gegnern wetteifern. Und weiter, worin liegt denn der Weltruhm dieser Republik begründet? Doch sicherlich in ihrem fessellosen Handel, in ihrer freien Wissenschaft — und eben diese modernen Mächte vertrat dieselbe Staatenpartei, die für die ständische Libertät kämpfte. Nur die Schwäche der Centralgewalt, die anarchische Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen vergönnte den socialen Kräften diese freie Bewegung, die eine Monarchie im siebzehnten Jahrhundert nimmermehr gewähren konnte. Die durch Hollands Beispiel erhärtete und von allen Nationalökonomen der Epoche, auch von dem Deutschen Becher festgehaltene Behauptung, daß nur in Stadtstaaten der Handel seine höchste Blüthe erreiche, war für jene Zeit keineswegs unrichtig. Und sind nicht die Oranier erst durch ihre rechtlich unklare Stellung gezwungen worden zu einer Anspannung der Thatkraft, die ein Monarch, im gesicherten Besitze der Macht, sich gern erspart? Wie wir auf beiden Seiten tapfere, tief überzeugte Männer, die Besten der Nation, finden, bei den Oranischen den Seehelden Tromp, bei den Staatischen den großen Ruyter, so darf auch das historische Urtheil nur sagen: der Kampf der beiden Parteien entsprang nothwendig aus dem Wesen dieses Staates, die eine wie die andere konnte nicht vollständig und auf die Dauer siegen, ohne durch ihren Triumph die Lebensinteressen der Republik zu schädigen.

In der That ward, so lange die Union blühte, ein dauernder Parteisieg niemals errungen. Die Freundschaft, welche lange den Prinzen Moritz mit dem Führer der Staaten von Holland, dem ehrenfesten Oldenbarneveldt, verbunden hatte, begann sich zu lockern, sobald in Amsterdam das Verlangen nach einem Waffenstillstand laut ward. Die Oranier widersprachen mit vollem Rechte: der Kampf war noch nicht ausgefochten, selbst der Handel von Holland verdankte sein Aufblühen den Siegen der Kriegsflotte. Nach einem mit höchster Leidenschaft geführten Federkriege, der das ganze Jahr 1608 erfüllt, dringt die Meinung der Holländer durch, der zwölfjährige Stillstand wird abgeschlossen. In den Tagen der Waffenruhe bricht dann der kirchlich-politische Hader aus. Die Staaten von Holland weigern sich die große

Synode der allgemeinen reformirten Kirche anzuerkennen, sie begünstigen kraft ihrer Kirchenhoheit die arminianische Richtung und beschließen endlich, da die Union ihnen entgegentritt, daß ihre Truppen allein den Betaalsheeren gehorchen, ihre Communen durch städtisches Kriegsvolk, Waardgelders, sich schützen sollen. Beide Theile beschuldigen einander der Neuerung, beide mit guten Gründen, da der traurige Unionsvertrag keine klare Entscheidung giebt. Da schreitet Moritz ein, begrüßt von dem Jubel des rechtgläubigen Volks, er entwaffnet die Stadtsoldaten, verändert die Magistrate der widersetzlichen Städte. Ein Gerichtshof, von den Generalstaaten berufen, verurtheilt den greisen Oldenbarnevelt als einen Rebellen gegen die Union zum Tode — kraft sehr zweifelhafter Rechtstitel, doch ebenso fest von seinem Rechte überzeugt, wie jenes Tribunal, das dem meineidigen Stuart den Kopf vor die Füße legte. Aber selbst nach dem blutigen Trauerspiele von 1618 bleibt die fürstliche Vollgewalt den Oraniern unerreichbar, und der leere Name der Monarchie reizt den nüchternen Sinn des Siegers nicht. Die Arminianer behaupten sich in der Kirche von Holland, die alte Unionsverfassung wird nicht verbessert, Moritz begnügt sich mit einem gesteigerten persönlichen Einfluß und muß noch am Abend seines Lebens oft schmerzlich erfahren, daß Einfluß nicht Regierung ist.

Unter der Statthalterschaft des milden Friedrich Heinrich sodann erlebt die Republik die goldenen Tage der Macht, des Reichthums, des literarischen Ruhmes — in derselben Zeit, da die Strafe über die Trägheit der deutschen Protestanten hereinbricht. Während das alte Deutschland sich verblutet in einem verspäteten Kriege, der wohl den grimmigen Glaubenshaß, doch nicht die idealen Gefühle der Reformationszeit, wieder heraufbeschwört, steht die junge Union, durch langen Kampf gestählt, in stolzer Sicherheit aufrecht. In allen Schenken klingt das Jubellied: „Piet Hein, zyn nam is klein, zyn dad is groot, hy heeft gewonnen de zylverne vloot.“ Dann folgt das glückliche Jahr 1629, das Jahr der glänzenden Landsiege des Statthalters. Ein Jahrzehnt darauf versetzt Tromp durch die große Seeschlacht im Canal der spanischen Flotte den letzten tödlichen Stoß. In der frohen, versöhnlichen Stimmung dieser großen Zeit wird ein erster bescheidener Schritt zur Monarchie hinüber gewagt: fünf Provinzen übertragen durch die Acte van Survivance dem Sohne Friedrich Heinrich's die Anwartschaft auf die Statthalterwürde des Vaters.

Doch bald bricht der alte Zwist wieder aus: der Ruf nach Frieden erklingt abermals an der Börse von Amsterdam. Vergeblich warnt Friedrich Heinrich die Union, nicht durch einen treulosen einseitigen Friedensschluß den mächtigen Verbündeten, Frankreich, zu beleidigen. Die Staatischen triumphiren, der Friede von Münster wird abgeschlossen (1648), und sofort beginnt Holland eigenmächtig seine Truppen zu entwaffnen. Da schaaren sich die übrigen sechs Provinzen, auch einige Städte von Holland selbst, um die diesmal unzweifelhaft verletzte Bundesverfassung und um den neuen Statthalter Wilhelm II., den feurigsten, stolzesten Sohn des erlauchten Geschlechts. Wilhelm's Truppen ziehen gen Amsterdam, die Metropole demüthigt sich, der Prinz erklärt seinen „bysonderen goeden Vrunden," den Herren von Amsterdam, daß er ihnen einen neuen Magistrat einsetzen müsse. Doch auch diesmal, wie 32 Jahre zuvor, ward der Sieg der Oranier nicht ernstlich ausgebeutet, die Bundesverfassung nicht verändert, und welche hochfliegende Pläne immer der junge Fürst in seinem ehrgeizigen Haupte hegen mochte — er starb plötzlich dahin im Augenblicke des Triumphes (1650). „Da liegt der Ochse im Salze," rief der Dichter Vondel; die Staaten von Holland jubelten, denn ihr Tag brach an. Doch das Gestirn der Republik neigte sich zum Niedergange.

Wie war es möglich, daß unter einer solchen Verfassung, in diesem ewigen Ebben und Fluthen der Parteiung, ein glorreiches Gemeinwesen blühte? Die unseligste Folge der Kleinstaaterei, die Verkümmerung der Volksseele in engen Verhältnissen, konnte hier nicht aufkommen, weil und so lange die Union die erste der protestantischen Mächte war. Während der Holländer in der Schule seines Communallebens eine praktische Staatsbildung empfing, welche so nur noch in England erworben werden konnte, erschloß sich ihm zugleich der weite Gesichtskreis der Weltpolitik. Hier politisirte Jedermann, in keiner Sprache der Erde ward der Name „Staat" so häufig und in so mannichfacher Bedeutung gebraucht. Derweil das lutherische Deutschland schlummerte, England nur ab und zu aus seiner Zurückhaltung sich herauswagte, Frankreich aber, antispanisch in der Politik, katholisch im Glauben, aus einer falschen Stellung in die andere schwankte, be-

hauptete die Union unwandelbar ihren Platz auf der äußersten Linken gleichsam der Staatengesellschaft und verdiente sich also das Lob Paolo Sarpi's: die Staaten allein sind ein wirklicher Fürst, entschlossen, kühn, königlich. Mag die Republik den Hugenotten helfen oder von ihnen Beistand empfangen, mag sie selber auf deutschem Reichsboden die Spanier aufsuchen oder den Pfälzer Friedrich ermuthigen, daß er nach der böhmischen Krone greife — immer, mit sehr seltenen Ausnahmen, hält sich die Vorkämpferin des Protestantismus getreulich auf dem Wege, der steil, doch klar erkennbar vor ihr liegt. Noch lange nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen, pflegt sie die alte Freundschaft mit Genf, der Mutterstadt ihrer Kirche; sie läßt dort Bibeln drucken, um unter den griechischen Christen das Evangelium zu verbreiten, sie unterstützt die leidenden Glaubensgenossen in Irland, ermuntert die Waldenser auszuhalten bei ihrer uralten ehrwürdigen Ketzerei. Jener vielbesprochene „große Plan" Heinrich's IV., der der Republik einen so glänzenden Platz auf der umgestalteten Karte Europa's verhieß, muß freilich heute zu den Fabeln geworfen werden; doch auch die wohlbeglaubigten Actenstücke der Epoche bezeugen, daß jede europäische Macht gezwungen war mit der Union zu rechnen.

Was dieser kleine Staat in der Welt bedeutete, erhellt schon aus seiner geographischen Stellung. Er trat für einige Jahrzehnte in die Lücke ein, welche, Dank der Trägheit der deutschen Protestanten, in der Mitte des Welttheils klaffte; er ward, was Deutschland sein sollte, das Bindeglied zwischen den beiden Staatensystemen des Südwestens und des Nordostens, die noch unverbunden, selten sich verschlingend, neben einander standen. Seine Gedanken umspannten die Welt. Nur im Haag und in Madrid verstand man die Politik im großen Stile, überall wo Menschen wohnten, maßen sich die beiden Feinde. Bald schlugen sie in den indischen Meeren, bald an der belgischen Grenze. Jetzt trachtete Spanien das lutherische Schweden dem Polenkönige zu unterwerfen und also die Ostsee den Schiffen der Ketzer zu sperren; dann, nach den Triumphen Tilly's und Wallenstein's, erwachte der Plan, dicht vor den Thoren der Republik, im Jahdebusen, einen Kriegshafen der Habsburger zu gründen.

Also von den Händeln aller Welt berührt, spann der Rathspensionär von Holland die Fäden weitverzweigter internationaler Verbindungen; dicht gedrängt lagen in der Griffie die goldenen und silbernen Büchsen, welche die Staatsverträge der Union bergen. Die diploma-

36*

tische Kunst, von jeher die Stärke aristokratischer Staaten, wurde hier zur Virtuosität, da das innere Leben der Union selber nur durch diplomatische Verhandlungen in Fluß gehalten ward. Der staatische Gesandte galt in der Welt, wie der von Venedig, als das Ideal des Diplomaten. In der That fand die Politik des siebzehnten Jahrhunderts, die unter pedantischen Formen die wildesten Leidenschaften des Hasses und der Herrschsucht verbarg, sehr getreue Vertreter in diesen feierlichen, zugeknöpften, unablässig wühlenden und heischenden Mynheers, für deren Briefe Oldenbarneveldt's Vorschrift galt: ein genauer Bericht soll Euch statt guten Stiles angerechnet werden. Trocken, unschön, ganz entblößt von jenem Zauber plastischer Kunst, der die Berichte der Venetianer schmückt, bleiben die Aktenstücke der staatischen Gesandtschaften durch Sachkunde und scharfe Beobachtung dem Historiker unschätzbar; und erst wenn einst die Familienarchive der holländischen Regentengeschlechter sich alle geöffnet haben, werden wir die erstaunliche Menge diplomatischer Talente, welche der Republik dienten, ganz übersehen. Der Haag ward die große Sternwarte für den politischen Himmel des Welttheils; um den Gesandtencongreß der Hochmögenden lagerten sich die Gesandten aller fremden Länder, um diese wieder eine Wolke von Abenteurern und Gelegenheitsmachern.

Und da nun Papst und Kaiser, die Standessitten der lateinischen Ritterschaft, kurz Alles, was sonst der Roheit kämpfender Völker Maß und Schranken setzte, jetzt vor dem himmelstürmenden Trotz einer neuen Zeit sein Ansehen verloren hatte, so mußte sich hier im Mittelpunkte der modernen Staatengesellschaft auch zuerst das Bedürfniß regen nach neuen Regeln für den Verkehr der Völker. In Holland ward die Wissenschaft des Völkerrechts geboren; voll Bewunderung grüßten die Edelsten der Zeitgenossen, ein Gustav Adolf, ein Milton, ihren Grotius als den ersten Pfadfinder der Idee in einer Welt der Gewaltthat und der Lüge. Und wie einst die Juristen Roms von dem vagen Begriffe ihres jus gentium zu dem noch unbestimmteren des jus naturale gelangten, so ward auch der Holländer durch die Consequenz des Gedankens weiter getrieben. Zugleich mit der Völkerrechtslehre entstand das Naturrecht. Alte Ideen, die seit Luthers Tagen in der protestantischen Welt gährten, zu einem Systeme zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten. Auch in unseren, dem Joche dieser Doctrinen längst ent-

wachsenen Tagen soll dem Naturrecht der Ruhm unverkümmert bleiben, daß sich auf seinem Boden die gesammte politische Gedankenarbeit zweier reicher Jahrhunderte auferbaut hat. Die Wiege des Völkerrechts aber blieb durch lange Jahre seine Heimath. Von Grotius bis herab auf Wicquefort, den geriebenen Kenner des Gesandtenbrauchs, führten die Holländer das große Wort in der internationalen Publicistik: selbst als die Macht der Republik zu sinken begann, ward das Urtheil des Seerechtslehrers Bynkershoek und der fleißigen Leydener Juristen noch mit Achtung gehört.

Die praktische Politik jedoch, welcher die tugendhaften Schriften der holländischen Gelehrten dienten, war in Wahrheit die verkörperte Selbstsucht. Die **ratio status**, die kalt und unbedenklich nach dem Vortheil greifende Staatsraison des siebzehnten Jahrhunderts, ward hier mit höchster Unbefangenheit, mit der Gewissensruhe des Krämers ausgeübt. Preisgegeben von den natürlichen Bundesgenossen, hatte die Union in den Tagen der Noth allein durch eigene Kraft sich behauptet; jetzt zu der Stellung einer Großmacht aufgestiegen, vergalt sie der Welt Gleiches mit Gleichem. Den Verbündeten treulos zu verlassen ward fast zur Regel unter den Edelmögenden von Holland; auf den Frieden von Münster folgten die noch weit schmachvolleren Separatfrieden von Nymwegen und Ryswick. Unter den Eindrücken dieser staatischen Politik erdachte Spinoza jene furchtbare Lehre: „ein Vertrag zwischen Völkern besteht so lange seine Ursache besteht: die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn“. Mochte der Oranier Moritz von der Befreiung der Welt träumen und Friedrich Heinrich hoffen, die spanische Macht gänzlich hinauszuschleudern aus allen Gebieten diesseits der Alpen und Pyrenäen — der kühle politische Verstand der Regenten von Amsterdam hatte längst erkannt, daß die Größe der Republik am letzten Ende auf der Schwäche ihrer Nachbarn ruhte, auf den bürgerlichen Wirren, den unfreien Gesetzen, welche die Entfaltung der überlegenen Kräfte Deutschlands, Englands, Frankreichs darniederhielten. Solche Unmündigkeit der Nachbarvölker zu verewigen ward jetzt die Aufgabe.

Für uns die Freiheit, gegen Andere das Monopol, — das ist der wahre Sinn jener mit Freiheitsphrasen prunkenden Politik, deren Gleißnerei uns noch mehr empören würde, wenn nicht, wie die Welt lag, das Monopol der Holländer unleugbar der gesammten europäischen Gesittung Gewinn gebracht hätte. Die Schrift des Grotius über das **mare liberum** führt den vielsagenden Nebentitel: **de jure quod**

Batavis competit ad Indiana commercia. Ihr Kernsatz: „nach Völkerrecht haben alle Menschen die Freiheit mit einander Handel zu treiben" wird praktisch dahin ausgelegt: die Holländer segeln frei in alle Welt, selbst in die Häfen der Feinde, sie nehmen auch bei sich daheim die Kauffahrer aller Länder gastlich auf, weil sie Repressalien fürchten und den Nutzen der Handelsfreiheit für ihr eigenes Land unbefangen würdigen; dafür suchen sie im Auslande durch jedes Mittel die fremden Concurrenten zu verdrängen.

Die Holländer hatten einst die Freiheit des Sundes im Kampfe mit den Osterlingen durchgesetzt; jetzt bestürmen sie unablässig die dänische Krone, daß sie den Sund der englischen Flagge verschließe, den Schwedenkönig, daß er die Kupferausfuhr nach Spanien verbiete. Wo irgend an dem weiten atlantischen Küstensaume eine neue Ansiedelung sich erhebt, sei es auch nur eine Feste der Brandenburger in Guinea, da jammert Mynheer überlaut ob der unerhörten Verletzung holländischer Freiheit und ruht nicht, bis er den Nebenbuhler vertrieben hat. Mit heiliger Entrüstung empfing man im Haag die Schrift Selden's mare clausum, welche der englischen Krone das Recht der Herrschaft über die narrow seas zusprach, und zur selben Zeit blokirten die Staaten ein Menschenalter hindurch die flandrische Küste, erklärten für gute Prise jedes neutrale Schiff, das auch nur von ferne an das feindliche Land herankam. Im Kriege mit England untersagen die Generalstaaten den Briten sofort jeden Handelsbetrieb; sie vertheidigen auf allen Staatencongressen den Grundsatz „die Flagge deckt die Waare", und sobald die beiden jetzt verbündeten Seemächte an Frankreich den Krieg erklären (1689), wird den Neutralen der Verkehr mit Frankreich gänzlich verboten. Voll frommen Eifers verlangt die Republik, daß in dem baltischen Meere, wo Holland viele kleine Barken fahren läßt, die Seeräuberei durch die vereinte Kraft der Ostseemächte vernichtet werde. Doch die Befriedung des Mittelmeeres wünscht Holland nicht, da sie nur fremden Nationen zu gute kommen würde: die wenigen großen schwer gerüsteten Straetvarders, die wir durch die Straße von Gibraltar schicken — so gesteht de la Cour unbefangen — sind stark genug sich selber zu beschützen. Als die Hochmögenden dennoch endlich durch einen Vertrag mit Algier sich der Barbareskennoth entledigten und Hamburg wünschte in den Vertrag mit aufgenommen zu werden, da hieß es kurzab: der Abgang des Geschäfts in Hamburg gereicht uns zum Vortheil. Ja, der tief eingeweihte Martin Schoock faßt trocken

die Aufgabe staatischer Politik dahin zusammen: wir müssen unsere Lage in der Mitte des Welttheils ausbeuten, um den gesammten europäischen Handel an uns zu reißen, deshalb vor Allem verhindern, daß der Osten und der Westen sich vereinige, daß Skandinavien und Hamburg jemals über die Nordsee hinaus Handel treibe. Nicht bloß den freien Handel, auch das freie geistige Leben des Welttheils wollte der Kaufmannsstaat allein auf die Mündungen des Rheines beschränken. Amsterdam zitterte bei dem Gedanken, daß in Antwerpen und Gent die kirchliche Duldung aufkommen könne; und schwer besorgt schrieb Peter de Groot, Hugo's Sohn, seinen calvinischen Gebietern aus Stockholm, das lutherische Schweden stehe im Begriff den Calvinisten Duldung zu gewähren: wie unerträglich, wenn alsdann die Arbeitskräfte aus Holland nach Schweden auswandern!

Schwerlich wäre diese Politik der nackten Selbstsucht mit so naiver Plumpheit hervorgetreten, wenn sie nicht gleichsam ein Uebungsfeld für straflose Gewaltthaten gefunden hätte in den nächsten Nachbarlanden der Union: dem feindlichen Belgien, dem herrenlosen Deutschland. Das unglückliche Flandern, das nur durch Waffengewalt zu Spanien zurückgeführt worden, mußte büßen für die Verrätherei der Wallonen. Längst verödet durch die vieljährige Blokade ward der herrliche Hafen von Antwerpen seit dem Münsterschen Frieden von Rechtswegen ein Binnengewässer; die Staaten sperrten die Schelde sowie alle ihre seewärtsführenden Nebencanäle und übten diese beispiellose Bedrückung mit der Unerbittlichkeit des Kaufmanns, also daß sich in Belgien allmählich ein ungeheures Capital des Hasses aufsammelte, das im neunzehnten Jahrhundert seine Zinsen trug.

Auch den Deutschen ward jetzt zehnfach, hundertfach vergolten, was sie einst an den Niederlanden gesündigt. Mit höhnischer Verachtung sah der Holländer auf das große Mutterland hernieder; nichts schien ihm lächerlicher als die Zumuthung, daß er zurückkehren solle zu dem heiligen Reiche — diesem Skelett, dieser Chimäre, wie Johann de Wit zu sagen pflegte. Und leider ist gerade dieser Kaltsinn gegen das Vaterland ein echt deutscher Zug, der auch in der Schweiz und im Elsaß uns begegnet, ein Beweis mehr für das deutsche Blut der Holländer. Doch aus den vormals deutschen Stämmen war wirklich eine neue Nation geworden, wohl berechtigt, ihre schwer erkaufte Unabhängigkeit zu behaupten. Was konnte der zerfahrene deutsche Staat, die von französischen Pensionen prassenden rheinischen Fürsten diesem seegewaltigen Volke bieten? Nicht allein unserem Reiche, auch dem ein-

zelnen Deutschen galt die Geringschätzung des Holländers. Wie die englische Sprache den Namen Dutch allein auf die Niederländer beschränkte, so prahlte man wohl in Utrecht und Leyden, der Holländer allein stamme in gerader Linie von Hermann und den Helden der germanischen Wälder, der Oberdeutsche sei nur ein verkommener Bankert. Und freilich, in sehr bescheidener Gestalt betrat unser Landsmann gemeinhin den Boden der Union. Allsommerlich zogen die Schaaren der Hollandsgänger aus Westphalen herbei, um für die reichen Nachbarn das Gras zu mähen, und in Amsterdam sammelten sich die Abenteurer aus allen deutschen Gauen, um in den hochgehenden Wogen dieses großen Handelslebens ihr Glück zu suchen. Dem holländischen Geldprotzen schien der deutsche „Muff" gerade gut genug zum Söldnerdienst in den Fiebergarnisonen Ostindiens, unser Land aber sollte dem Handel der Union als Absatzgebiet, ihrer Vertheidigung als Barriere dienen.

Obwohl der Name Barriere erst im spanischen Erbfolgekriege auftauchte und die Diplomaten jener Zeit sich abmühten diesen neuen Begriff, dies obex et repagulum, in schulgerechtem Latein wiederzugeben, so reicht doch der Gedanke der Barrierenpolitik bis in die Anfänge der Union hinauf. Kaum hatte sie ihr eigenes Gebiet den Spaniern abgenommen, so trachtete sie darnach, ihre Grenzen zu decken durch eine Kette vorgeschobener Posten, durch staatische Garnisonen in deutschen und belgischen Festungen. Und wie viele Handhaben bot nicht die Armuth, der ewige Unfriede des deutschen Lebens den Uebergriffen geschäftiger Kaufleute! Bald erbat sich ein deutscher Fürst Vorschüsse von den Herren Staaten; dann wartete Mynheer geduldig, berechnete bedachtsam Zins und Zinseszins, um endlich das verfünffachte Capital mit gerechter Entrüstung zurückzufordern und staatische Truppen zur Sicherstellung in das Land des Schuldners zu legen. Auf solche Weise ward Kurbrandenburg während eines halben Jahrhunderts wegen der Hoefyser'schen Schuld von den Staaten mißhandelt. Bald haderte ein Nachbarfürst mit seinen Ständen, und die Union sendete Truppen in's Land, in der Regel zum Schutze der ständischen Libertät, doch je nach Umständen — wie in Ostfriesland — auch zum Besten des Landesherrn. Dazu gewährte der unendliche Streit um Jülich-Cleve mannichfachen Anlaß zur Einmischung, schlimmstenfalls blieben die Holländer auch ohne jeden Rechtsvorwand in ihren Barriereplätzen. Also unterlag der gesammte Nordwesten des Reichs der Willkür der Krämer-

republik. In dem kurkölnischen Rheinberg, dem wichtigen „Paß am Rhein," erhoben Zollwächter der Union, unter dem Schutze staatischer Kanonen, den unleidlichen Flußzoll. Durch dasselbe Mittel ward in Mastricht, der Feste des Lütticher Bischofs, der Maashandel beherrscht; auch auf der Ems sperrte den Verkehr eine staatische Zollstelle, gedeckt durch die Moorfestungen im Bourtanger Lande.

Die Barrierenpolitik entsprang nothwendig aus der Kampfweise, welche auf dem Kriegstheater der Niederlande sich ausgebildet hatte. Sobald man nicht mehr um die eigene Stadt, um Hof und Heerd kämpfte, genügten auch die Schützengilden der Bürger nicht mehr. Das staatische Kriegsvolk bestand fortan lediglich aus Söldnern. Nicht aus der Welt, die ihn umgab, aus der Geschichte des Alterthums vielmehr schöpfte Spinoza den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den er zuerst der modernen Welt verkündigte. Deutsche Protestanten aus Nord und Süd, Schotten und Engländer, Hugenotten und polnische Dissidenten drängten sich in den Stab der Oranier. Das Heer bewahrte trotzdem in den großen Tagen der Republik einen nationalen Charakter, da das Feldherrenhaus, von einem Stamme niederländischer Offiziere umgeben, die Truppen mit seinem eigenen Geiste zu erfüllen wußte und die zahlreichen deutschen Söldner, nach unserer alten Unart, sich willig dem selbstbewußten fremden Volksthum unterordneten. Harte Kriegsartikel und mannichfache Maßregeln der Vorsicht sicherten den Staat vor dem Uebermuthe seiner Söldner: man zahlte pünktlich reiche Löhnung und ließ beim Garnisonwechsel die Truppen meist wohlverwahrt zu Schiff auf den Canälen reisen. Das oranische Lager blieb durch ein halbes Jahrhundert die hohe Schule für die Feldherren Europa's; der Festungskrieg, der wichtigste Theil der Kriegskunst jener Tage, erhielt durch Moritz und Friedrich Heinrich feste Gesetze.

Der Charakter eines Staates spiegelt sich stets getreulich wieder in den Formen seines Heerwesens. Artillerie und Genie, die beiden großer Capitalkräfte bedürftigen technischen Waffen, haben ihre Verwandtschaft mit dem bürgerlichen Gewerbfleiß nie verleugnet, sie blieben seit den Tagen Karthago's immer der Liebling der Handelsstaaten. Bei der Belagerung von Steenwyk (1592) begrüßten sich noch einmal die alte und die neue Zeit, phantastische Ritterehre und rechnende Kriegswissenschaft: laut spotteten die Spanier von den Wällen herab über den feigen Feind und seine bäurischen Waffen, als Moritz seine Truppen, für zehn Stüver den Tag, mit dem Spaten in den Laufgräben

arbeiten ließ. Doch der modernen Waffe blieb der Sieg, und kaum ein Jahrzehnt später, bei der vielbewunderten Belagerung von Ostende, wetteiferten beide Theile in den Künsten des Minenkriegs. Streng methodisch ging Moritz zu Werke, nach den Grundsätzen, die der gelehrte Simon Stevinus in dem „eigentlichen und vollkommenen Bericht vom Wasserbau" aufgestellt hatte; ein mathematischer Lehrcursus, an der Leydener Hochschule für das Heer eingerichtet, bildete ihm seine Ingenieure. Und die neue Kunst blieb heimisch in den Niederlanden, von Moritz und Wilhelm Ludwig bis herab auf Coehorn, von jenen Erstlingsversuchen vor Steenwyk bis zu dem fürchterlichen Bombenkriege, der auf diesem Boden zuerst die Städte heimsuchte. Jahraus jahrein tobte der Kampf vor den Wällen kleiner Plätze, deren Namen heute längst verschollen sind; die Reiterei bedeutete wenig, sie bildete nur ein Achtel, höchstens ein Fünftel des Heeres. Das ganze Gebiet der Republik glich einer großen Festung, im Innern gedeckt durch wohlgesicherte Wasserlinien, an den Grenzen durch die großen Außenwerke Sluys, Herzogenbusch, Nymwegen; die Barriereplätze endlich vervollständigten das Defensivsystem. —

Wenn die Barrierenpolitik der Union bei den Nachbarvölkern viele gehässige Erinnerungen wachrufen muß, so bezeichnet dagegen die maritime Entwickelung der Republik einen großen, preiswürdigen Fortschritt des Menschengeschlechtes. Freilich, was der Staat selber für diese glänzendste Seite des niederländischen Lebens that, blieb immer mangelhaft. Die Kriegsmarine auf den Ertrag der Schiffsgelder anzuweisen, war allerdings ein gesunder Gedanke; so erhielt die Kriegsflotte selbständige Einnahmen, sie ruhte unmittelbar auf ihrem natürlichen Boden, auf dem Gedeihen der Handelsflotte. Trotzdem brach auch hier die Erbsünde dieses Staates, die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes, durch. Fünf Admiralitätscollegien — drei holländische in Amsterdam, Rotterdam und im Norderquartier, dazu die beiden von Middelburg und Harlingen — sollten das Marinewesen leiten: schwerfällige Körper von gegen 60 Räthen, so verbissen in ewigem Hader, daß die vorgeschriebenen jährlichen Versammlungen der gesammten Admiralität lange unterbleiben mußten. Die Admirale und Schouts by Nacht galten zwar als Offiziere der Generalität, doch sie leisteten allein ihrer Provinz den Eid, und auch sie litten, wie die Feldherren, unter dem Mißtrauen der Regenten, wurden oft gezwungen, Deputirte der Hochmögenden mit an Bord zu nehmen. Doch über alle diese

lächerlichen Institutionen stürmte das seemännische Genie, die kecke Wagelust des Volkes hinweg, so oft es galt die Ehre der vergötterten Flagge zu vertheidigen. Dann ward ganz Holland ein ungeheures Schiffswerft, dann strömten die Matrosen zu den Werbecapitänen, und wie schnell ließen sich nicht die zahllosen kleinen Kauffahrer in behende Kaper, die großen Mittelmeerfahrer mit ihren im Barbareskenkampfe gestählten Schiffsvolk in Orlogsschiffe umwandeln! Die also rasch und planlos gebildeten Flotten, die selten mit der Zahl, fast niemals mit der Größe der feindlichen Schiffe wetteifern konnten, begannen tollkühn sogleich das Entergefecht, den Geschützkampf aus nächster Nähe: keine Marine der Welt hat so viele Flaggenoffiziere im Nahgefecht verloren wie die staatische.

Und mußte nicht die Lust am Seekriege zur nationalen Leidenschaft werden in einem Volke, das seinen Reichthum, seine ganze Weltstellung wesentlich den Großthaten der Flotte verdankte? Der Kaperkrieg, den die Wassergeusen begonnen, ward, so lange der Kampf mit Spanien währte, rührig weitergeführt; zuweilen warf der Seeraub in einem Jahre der Union drei Millionen Ducaten ab. Zugleich fuhr der holländische Kauffahrer mitten im Kriege ungestört in die spanischen Häfen, und die Union gewährte ihm gern Licente: sie begriff, daß dieser unerhörte Handel die wirksamste Waffe gegen Spanien bot. In der That erklärt allein die wirthschaftliche Ohnmacht des Weltreichs den glücklichen Ausgang des Kampfes; denn jedes Tau und jeder Anker, dessen der katholische König für seine Flotte bedurfte, ward ihm von den Holländern verkauft, und daß die Rechnungen der Ketzer nicht an übertriebener Bescheidenheit krankten, war in der Ordnung. So lernte Holland, wie der Krieg den Krieg ernährt; Spanien allein bezahlte die Kosten des ungeheuren Ringens. 1800 Millionen Livres hat die Krone an die Bändigung der sieben Provinzen gewendet, die ungeheuren Opfer vollends, die Spaniens Volk gebracht, entziehen sich jeder Berechnung. Wohl empfand der Hof des Escorial bitter diese schimpfliche Abhängigkeit von dem Handel der Rebellen, doch erst nach Jahren (1584) wagte Philipp II., die Häfen seines Stiefkindes Portugal der ketzerischen Flagge zu verschließen, und erst sein Nachfolger dehnte das Verbot (1599) auch auf Spanien selbst aus.

Der Schlag fiel zu spät. Die Holländer, erprobt in den kecken Fahrten des langen Piratenkriegs, warfen sich alsbald gradeswegs auf die Kolonien der Spanier und Portugiesen, um im indischen Archipel

mit dem Säbel in der Faust die köstlichen Waaren des Ostens zu holen, die ihr Kaufmann bisher in dem Stapelplatze Lissabon friedlich erhandelt hatte. Es war, als ob auf ein Signal des katholischen Königs der Damm zerstochen sei, der die aufgesammelte Thatkraft des kleinen Volkes bisher noch in Schranken hielt. Alle die verwogenen Gesellen, denen der wilde Kampf am Lande allzugemächlich ging, stürzten sich in die wilderen Abenteuer des Seekrieges. Seit hundert Jahren erst kannte unser Geschlecht die Majestät des Oceans, da wagte Houtmann eine Seefahrt, wie die Welt noch keine sah. Kraft jener alten vom Papste beschlossenen Theilung der Meere gehorchten jetzt, da Portugal und Spanien unter Einem Herrn vereinigt waren, alle Küsten Afrika's und Asiens dem König von Spanien, und wo die Flagge der Portugiesen nicht aufgehißt war auf einer Festung am Strande, da hausten ungastliche Barbaren oder glaubenseifrige Muhamedaner: nirgends eine Stelle für den ketzerischen Fremdling, wo er landen, in Frieden rasten konnte. So segelten diese Holländer durch viele tausende von Seemeilen, fünfzehn Monate lang, immer auf hoher See, bis endlich die Küste von Java in Sicht kam (1596); dann führten Niederländer und Portugiesen, wie kurz vorher Portugiesen und Araber, auf den Meeren des Ostens den unversöhnlichen Nationalkrieg weiter, der im ferneren Abendlande begonnen hatte. Die kleine Nation verstand den Vortheil zu benutzen, der dem Emporkömmling im Kampfe mit dem Reichen zusteht: sie durfte Alles wagen, da nur der Gegner etwas zu verlieren hatte. Den Eingeborenen die Küsten Asiens zu entreißen hätte sie schwerlich vermocht, doch sie erntete jetzt, wo der Feind gesäet: sie fand die Kraft der Orientalen bereits durch die portugiesischen Eroberer halb gebrochen vor und wußte schlau den grimmigen Haß der Unterworfenen gegen die Zwingherren auszubeuten.

Währenddem zogen Jahr für Jahr waghalsige Entdecker aus den Häfen Hollands aus, um einen sicheren, vom Feinde nicht beherrschten Weg nach der Heimath der Gewürze zu suchen: die Einen südwestwärts, die Küsten Amerikas entlang und dann durch die Inselwolken der Südsee; die Muthigeren gen Norden, in dem festen Glauben, daß sich bei den Polarlanden Europas und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müsse. Kühner hat nie der Mensch mit den Mächten der unwirthlichen Natur gerungen, als in jenen Tagen, da die Heemskerk, Linschoten, Barendsz bei Spitzbergen und Nowa Zembla

dwers door't ys zu steuern versuchten. Staunenswerthe Leistungen für diese Tage der unentwickelten Seefahrt: galt es doch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für wohlfeiler und sicherer, von Marseille nach Rouen auf den Flüssen und den weiten Umwegen des unvollständigen französischen Canalsystems zu fahren statt auf hoher See.

Auf die Conquista der iberischen Völker folgte jetzt der zweite glänzende Abschnitt des Zeitalters der Entdeckungen: die Staaten- und die Prinzenflagge machten die Runde um den Erdkreis. Fern von der Heimath, inmitten des gewaltigen Weltkampfes, den die Völker des weißen Rasse jenseits des Oceans um die Herrschaft der Erde kämpfen, flammte der Nationalstolz der Europäer stets in höchster Leidenschaft auf. Wer sich erinnert, mit welchem Entzücken unsere Landsleute in Neuyork, in Singapore, in Buenos-Ayres, freudiger als die kaltsinnigen Volksgenossen daheim, das erste deutsche Orlogsschiff auf der Rhede begrüßten, der mag ermessen, wie stolz dem Holländer damals die Seele schwoll, da der fünfte Welttheil den Namen einer niederländischen Provinz empfing, da die Südspitze Südamerika's getauft ward nach der Vaterstadt ihres holländischen Entdeckers, und droben am Nordpol ein Staateneiland, nahe dem Südpol ein zweites lag. Minder phantastisch, doch nicht minder selbstbewußt als weiland die Weltmeerritterschaft der Conquistadoren zogen die neuen Seebeherrscher daher. Auf der unheimlichen Fahrt zwischen den finsteren Felsenmassen der Magalhaens-Straße, die einst dem ersten Entdecker erschienen war wie der Eingang zur Hölle, stifteten die verwogenen holländischen Schiffer den Orden vom ungebändigten Löwen und verschworen sich, die Waffen Niederlands dahin zu tragen, wo der Hispanierkönig seine Schätze sammelt. Zur selben Zeit errang sich ihr Landsmann Huygen den ersten Platz unter den nautischen Schriftstellern: die Seekarten der Holländer und das Seemannshandbuch Wagenaar's blieben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert die Lehrmeister für die Schiffahrt aller Völker.

Die Ueberlegenheit, welche die niederländische Gesittung gegenüber der deutschen damals unzweifelhaft behauptete, wird am sichersten veranschaulicht durch das eine Wort: die Entdeckung des indischen Seewegs und der neuen Welt ward für Holland schon im siebzehnten, für uns erst im neunzehnten Jahrhundert zur Wahrheit. Wie die Fremden von den Kaufherren Amsterdams erzählten: sie sind Fürsten und

spotten der Könige — so wuchs auch auf der staatischen Flotte ein unzähmbares Geschlecht heran, sicher des Sieges gegen eine Welt von Feinden, Mann für Mann würdig der Grabschrift, die in der alten Kirche zu Amsterdam dem Seehelden van der Hulst gesetzt ward:

hier rust hy, die niet rusten kon,
eer hy zyn vyant overwon.

Den Deutschen, der jener Zeiten denkt, übermannt oft die beschämende Erinnerung, wie kläglich das Volk der Hansa dem Meere sich entfremdet hatte, wie ganz verhockt wir saßen in der Enge des binnenländischen Lebens: nur Wallenstein träumte noch den unmöglichen Traum einer mitteleuropäischen Seemacht, die niemals deutsch sein konnte. Darum sollen wir doch des Dankes nicht vergessen, den die Gesittung der Menschheit jenen Seelöwen vom Niederrhein schuldet. Die Entdeckung Amerikas war der letzte große Triumph der alten Kirche, die ersten Conquistadoren durchglühte noch jene Kreuzfahrerbegeisterung, die in dem Lande der Maurenkriege niemals ganz erloschen war. Daß dies romanisch katholische Wesen nicht für immer die Herrschaft behauptete in den Pflanzungstaaten der weißen Rasse, daß das Weltmeer heute den Germanen gehört, den Protestanten — dies ganz unsagbare Glück danken wir der glorreichen Flagge der Ketzer von Holland.

Von allen den Gebieten, die dies Banner überschattete, war keines köstlicher als „unser Oost." Da lag sie strahlend zwischen den fünf Meeren des Ostens, die traumhaft schöne Welt der Sunda-Inseln, der reichste Strich der Erde, den alle Reiche der Natur mit ihren prächtigsten Wunderbildungen schmücken. Hier allein, in feucht-heißer Luft, reifen die herrlichsten der Gewürze, Muskatnüsse und Gewürznelken; der König der Bäume, der Waringin, spannt sein ungeheures Laubgewölbe zu weiten Bogengängen aus; ohne Stengel und Wurzeln sprießt die bunte Wunderblume aus der Erde; ein Geschlecht goldglänzender Vögel nistet in den Zweigen der Akazienwälder, das Einhorn und der schwarze Tiger birgt sich in undurchdringlichem Röhricht; in majestätischen Vulkankegeln arbeitet noch das unterirdische Feuer — und über all dieser Pracht funkeln Nachts die schönsten der Sterne, Kreuz und Skorpion. Das Durcheinanderwogen von Völkertrümmern, das überall den Orient von den geschlossenen nationalen Staatskörpern des Abendlandes unterscheidet, erscheint hier in den ostindischen Meeren

gesteigert bis zur höchsten Zerrissenheit des Völkerlebens. Ein vielsprachiges Gewimmel, bunter noch als das Völkergemisch in Stambul, treibt sich handelnd und raubend durch die Häfen der Inselwelt, nothdürftig zusammengehalten durch die lingua franca des Archipels, die malaiische Sprache: Malaien und Javanen, Bengalesen und Araber, dazwischen, sie alle überlistend, die Juden des Ostens, die Chinesen. In diese zerspaltene Welt trat der Holländer hinein, gefürchtet als der Ueberwinder des unüberwindlichen Portugiesen, und gründete ein Kolonialreich, das mit seinen Inseln und Meerengen einen größeren Flächenraum bedeckte als das Festland Europas und in Wahrheit einen sechsten Welttheil umfaßte, der unabhängig neben Asien stand.

Kecke Freibeuter, zumeist im Dienste der Handelsgesellschaft van Verre, einige auch Kaper auf eigene Faust, hatten zuerst den Kampf um Java, „den Garten des Archipels", aufgenommen. Nun benutzte der geriebene malaiische Handelsmann die vielseitige Nachfrage, um den Preis seiner Gewürze in die Höhe zu treiben, während in Amsterdam durch das gesteigerte Angebot der Markt beengt ward. Doch bald begriff der kaufmännische Scharfsinn der Holländer, daß so gewagte Unternehmungen einer großen Geldmacht bedurften, welche die langsame, erst nach zwei Jahren erfolgende Erneuerung des Capitals ertragen konnte und, indem sie zahlreiche Speculationen zugleich begann, die eine durch die andere versicherte. So entstand die für jene Zeit wohlbegründete Meinung, nur eine große alleinberechtigte Handelsgesellschaft könne die Seekarawanen, welche die gefahrvolle Fahrt gen Indien wagten, beschützen, die Züge der kaufmännischen Eroberer nach festem Plane leiten. Im Jahre 1601 genehmigten die Hochmögenden die Stiftung der ostindischen Compagnie; und die neue Handelsmacht wurde nächst ihrer westindischen Schwester der furchtbarste Feind des spanischen Reiches, für die Handelsgesellschaften aller Völker das vielbeneidete Vorbild. Wie eine Gotteslästerung erschien es der katholischen Welt, daß der kleine Ketzerstaat, nur zwanzig Jahre nachdem er seinem König abgeschworen, auch nach den höchsten Rechten des Papstes griff und ganze Hemisphären zu verschenken wagte: alle die unermeßlichen Gebiete zwischen den Südspitzen Afrikas und Amerikas sollten der Compagnie gehören, soweit ihr gutes Schwert sie unterwarf, und nach dem Erlöschen des Freibriefes an die Union heimfallen. Die Gesellschaft war souverän in den Reichen des Ostens, warb Heere und Flotten,

entschied über Krieg und Frieden, sie schlug sich Jahre lang mit Portugiesen und Briten herum, während die Staaten daheim in Frieden lebten. Der partikularistische Geist der Republik drang freilich störend auch in diese Handelsmacht: die sechs Kammern der Gesellschaft, deren mächtigste zu Amsterdam tagte, feilschten oft mit einander um den beherrschenden Einfluß. Doch da der Generalität das Recht der Oberaufsicht zustand, so nahmen beide Parteien des Mutterlandes regen Antheil an dem Gedeihen der Compagnie. Das Waffenglück, der ungeheure Aufschwung des Handels trieb den schwerfälligen Körper vorwärts. Die Gesellschaft, die mit dem ärmlichen Capitale von 6 Millionen Gulden begann, sah bald ihre Actien auf den sechsfachen Werth steigen, die 17 Directoren verfügten allein in den Niederlanden über ein Beamtenheer von 6000 Köpfen.

Wie jederzeit in den Kolonien der Geist des Mutterlandes sich zur Einseitigkeit, zum Zerrbilde zu steigern pflegt, so trat auch in der ostindischen Compagnie der Krämersinn der Holländer mit erstaunlicher Unbefangenheit hervor. Während der freie Handel seinen bescheidenen Gewinn durch Vermehrung des Umsatzes zu steigern sucht, galt in der Compagnie der monopolistische Grundsatz, durch Verringerung des Angebots hohe Procente zu verdienen. Nur 40, anfangs gar nur 14 Ostindienfahrer segelten jährlich nach dem Osten. Große Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken wurden verbrannt und mehrmals ganze Schiffsladungen von Muskatnüssen in die Südersee geworfen; der Anbau der Gewürznelken blieb auf Amboina, der der Muskatnüsse auf Banda beschränkt. Durch solche Mittel gelang es, bei den zwei großen Versteigerungen, welche die Compagnie alljährlich veranstaltete, ungeheure Preise zu erzielen: für Pfeffer oft das Achtfache, für Arac das Zwanzigfache des Einkaufspreises.

Der Staat von Indien empfing seine Einrichtung durch den tapferen Jan Koen. Ein Generalgouverneur und der große Rath von Indien führten die Regierung, wenig belästigt von den Directoren im Mutterlande, wohl ausgestattet mit jener feierlichen Pracht, die der Orientale von seinem Herrscher verlangt. Selten zeigte der Gouverneur sein Angesicht den Eingeborenen; bei den Paraden erschien nur sein Reitpferd, königlich geschirrt, und ward von der Garnison mit präsentirtem Gewehr begrüßt. Trat der Gewaltige selber hinaus, um sich auf silbernem Teller eine Botschaft der Directoren aus Europa überreichen zu lassen, dann umgab ihn ein glänzendes Gefolge von

Trompetern, Pagen und Hellebardieren. Höchste Aufgabe der Kaufmannsregierung blieb die Ausbreitung und Sicherung des Handels. Es galt zunächst alle fremden Mächte aus den Meeren des Ostens hinauszuschlagen. „Alle andere natien zult gy aantasten" hieß es kurzweg in den Instructionen an die Capitäne, und lange bevor der Kampf gegen die romanische Welt zu Ende ging, ward Holland hier schon handgemein mit dem großen germanischen Nebenbuhler, mit England. Die Kreuzer der Compagnie säuberten die See von den verwegenen malaiischen Piraten, die in den engen Meeresgassen des Archipels, hinter den zahllosen Inseln und Felsenbuchten versteckt, den Kauffahrern auflauerten. Mit der Inselrepublik Banda und anderen unabhängigen Staaten schloß man Verträge, die den Agenten der Gesellschaft den Alleinhandel verbürgten; den geordneten Verkehr in den unterworfenen Gebieten sicherten die Garnisonen der Küstenfestungen.

Minder hoffärtig als der Portugiese verstand der Holländer doch meisterhaft, die Orientalen in ehrfurchtsvolle Entfernung zurückzuweisen. Er erschien zuerst als wohlwollender Beschützer, er gewann das Vertrauen der kleinen Höfe, da der erfahrene Kaufmann die Grundlage des Credits zu würdigen wußte und seine Verträge ein wenig gewissenhafter hielt als andere Europäer. Er zeigte eine zärtliche Vorliebe für schlechte Fürsten, die sich leichter durch weiße „Lieblinge" beherrschen ließen — wie der euphemistische Ausdruck der holländischen Geschichtschreiber lautet. Er benutzte gewandt die Geldverlegenheiten und Familienzerwürfnisse in den Dynastengeschlechtern, hetzte unbedenklich den Sohn gegen den Vater, und kam es trotz solcher kleinen Künste zum offenen Kampfe, dann war der Sieg im freien Felde den holländischen Waffen sicher. So ward durch List und Gewalt ein Fürst nach dem andern bewogen, sich als „Regent" dem Rathe von Indien unterzuordnen, und der Gouverneur gestattete den Regenten gern einige Willkür gegen ihre Unterthanen. Nur wenn die Eingeborenen, erbittert über die lächerlichen Preise, welche der weiße Herr für die Gewürze zahlte, gegen die Holländer selber sich empörten, dann griff der Rath von Indien durch mit blutiger Strenge. In Civilstreitigkeiten war erlaubt an das oberste Gericht zu appelliren, doch niemals in Criminalfällen. Der Schrecken seines Namens ging vor dem Holländer her, jeder Eingeborene grüßte ihn aus der Ferne und fiel demüthig in den Staub, wenn nur der leere Wagen des Gouverneurs

sich zeigte. Aber auch der Weiße stand fast rechtlos der Compagnie gegenüber, die in tiefem Geheimniß ihre Geschäfte trieb und bald nach Krämerart einem schamlosen Nepotismus sich hingab. Die freie Presse des Mutterlandes fand in Indien keine Stätte; wer sich bedrückt fühlte, mochte klagen so lange er noch auf dem Gebiete der Compagnie verweilte, daheim in Holland ward keine Beschwerde mehr angenommen. Die mächtige Gesellschaft hat manchen tapferen Seemann, Tausende gewandter Kaufleute gebildet, doch weit weniger politische Talente erzogen als späterhin die ostindische Compagnie der Engländer: hier war nicht wie im britischen Indien ein großes Reich durch eine schöpferische Politik zu organisiren, man begnügte sich eine zerbröckelte Welt von ohnmächtigen Staaten dem Handel des Herrenvolkes zu unterwerfen.

Mag immerhin der Handelsneid englischer und französischer Historiker die Kolonialpolitik der Holländer allzu schwarz geschildert haben — die rohe Habgier, die tiefe Unsittlichkeit, welche jedem Kaufherrenregiment anhaftet, hat sich im indischen Archipel mit nichten verleugnet. Im Uebrigen wird die Frage immer unlösbar bleiben, welchem der europäischen Völker, die das Morgenland besiedelten, der Preis der Ruchlosigkeit gebühre. In dieser Welt der Selbstsucht galt von jeher das Recht des Starken, die Kraft rang mit der Kraft. Von allen den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war hier keine wirksam; die Stimme des öffentlichen Gewissens drang nicht in diese Fernen. Die weiße Rasse dankt ihre Herrschaft im Osten nicht blos der Thatkraft und der Ueberlegenheit des Geistes, sondern auch jener Gemüthsfreiheit, welche uns dem gebundenen Sinne des Orientalen so furchtbar erscheinen läßt: der Europäer erschlägt unbedenklich den Gastfreund, der mit ihm an einem Tische zecht, keine durch den Glauben geheiligte Sitte bändigt seine Herrschgier. In dieser wilden Jagd nach Reichthum und Herrschaft entfesseln sich alle männischen Kräfte der Seele, edler Heldenstolz und teufliche Grausamkeit. Wer kennt nicht aus den Kupfern der Kinder-Heldenbücher den holländischen Regulus, Peter van den Broek? Gefangen von den Engländern, von ihren gezückten Schwertern bedroht, steht er ruhig unter den Wällen von Jacatra und ermahnt die Landsleute droben, auszuharren in der Festung bis zum letzten Mann. Und das Volk, das solche Männer gebar, entledigt sich zur selben Zeit seiner unbequemen Nebenbuhler durch einen schändlichen Justizmord: die englischen Kaufleute auf

Amboina werden, auf die Aussage eines Gefolterten, als Verschwörer hingerichtet. Aehnlich furchtbare Contraste begegnen uns in der Geschichte aller anderen Europäer, die in Indien hausten; den Holländern eigenthümlich ist nur die Gleichgiltigkeit — oder, wie man in den Niederlanden sagt, die Duldsamkeit in Glaubenssachen.

Der Romane trug den Segen und den Schrecken seiner Kirche mit sich über das Weltmeer. Sein Franz Xaver, der Apostel Indiens, predigte mit staunenswerther Kühnheit das Christenthum bis nach China hinein und rief noch an den Grenzen Asiens glaubensfreudig: amplius! In Goa, wo die Vicekönige der Portugiesen ihren Herrschersitz errichteten, gründete auch die heilige Inquisition ihren Glaubensgerichtshof. Anders der Holländer. Unbefangen gleich dem kaltherzigen Chinesen ließ er die Gläubigen des Brahma und des Buddha ihre Tempel bauen dicht neben den Moscheen des herrischen Islam; freier Gottesdienst für jeden ehrlichen Kaufmann, der mit der Compagnie Geschäfte treibt, ward in dem Handelsvertrage mit der Republik Banda ausbedungen, denn „Gott sei Richter zwischen Euch und uns." Der Kaufherr errieth schnell, daß diese alten hochausgebildeten Religionen des Morgenlandes, die ihren Bekennern Recht, Sitte, Sittlichkeit, Alles in Allem sind, dem Bekehrungseifer christlicher Prediger ein undankbares Feld bieten. Der Rath von Indien wollte den Glauben der Javanen und Malaien nicht stören, auf daß sie nicht durch die evangelische Kirche verführt würden, sich als Brüder ihrer weißen Herren zu fühlen — gleichwie die westindische Compagnie auf Curaçao die Kinder der katholischen Negersklaven in der Religion der Väter erziehen ließ, damit der sinnliche Cultus, wie der Stolz der Calvinisten sich ausdrückte, die Geister danieder hielte. Noch mehr, dies Heldenvolk des Calvinismus ward in Indien durch die rasende Goldgier zu einer schimpflichen Verleugnung des Glaubens verleitet, die in der Geschichte christlicher Völker einzig dasteht. Eben die Bekehrungsversuche der Jesuiten bildeten für die Holländer den Hebel, um die Eingeborenen gegen die Portugiesen aufzuregen; gelassen sah Mynheer zu, wie seine japanischen Diener feierlich das Kreuz mit Füßen treten mußten. Holländische Schiffe unterstützten den Mikado von Japan, als er den großen Christenaufstand niederwarf, und diese Menschen, die daheim den katholischen Ketzerrichtern getrotzt, spielten hier die Büttel einer scheußlichen heidnischen Inquisition, lieferten die gefangenen Christen auf die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes der Japanesen. Freilich trieb das erregte

kirchliche Leben des Mutterlandes zuweilen seine Wellen bis nach Indien hinüber. Einzelne evangelische Prediger begannen das Werk der Heidenbekehrung, mit großem Erfolg auf Formosa; der Katechismus und die Bibel wurden endlich in die Sprachen der Orientalen übersetzt. Doch der Rath von Indien war sehr geneigt, jeden Missionar als einen Ruhestörer zu behandeln; er rührte sich nicht, als Tausende christlicher Eingeborener wieder zum Islam übertraten. Die Wissenschaft fand selten Gunst bei dem banausischen Regimente: für die Erforschung der prächtigen alten Tempel im Innern Java's geschah gar nichts, für Sprachkunde und Naturforschung ungleich weniger, als die Engländer in ihrem Indien geleistet haben; die trefflichen Karten des Archipels blieben bis zur französischen Revolution ein Geheimgut der Compagnie.

Auch dem Staate der Niederlande wuchs in dem Materialismus dieser Kaufmannschaft ein unheimlicher Feind heran. Die Gewohnheit mit dem Feinde Handel zu treiben mußte einen vaterlandslosen Krämersinn erzeugen, sobald die Leidenschaft des großen Krieges verrauchte. Schon in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts behauptete der Amsterdamer Kaufherr das natürliche Recht, Pulver und Kanonen geradeswegs in die belagerten Städte des Feindes zu führen. Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle — so lautet ein oft wiederholter kaufmännischer Kernspruch jener Tage — wenn Mynheer Satan gute Rimessen giebt, so soll er pünktlich bedient werden. Als späterhin die Hochmögenden den Plan faßten, die beiden Compagnien für Ost- und Westindien zu verschmelzen, da empfingen sie die Antwort, lieber wolle die Gesellschaft ihre Besitzungen im Archipel an den König von Spanien verkaufen!

Auf Java erhob sich (seit 1619) rasch aufblühend die Hauptstadt Batavia, derweil Goa's alter Glanz verblich. Bord an Bord und Mast an Mast gedrängt, lagen die Dschunken der Chinesen, die scharfgebauten schnellsegelnden Prauwen der Malaien und die schweren Dickbäuche der Compagnie auf den beiden Rheden dieser Königin des Ostens, die ein Schwert mit einem Lorbeerkranze im Wappen führte. Der Holländer, der sich nichts Schöneres wußte als die Reize des heimischen Sumpflandes, zertheilte den Fluß von Batavia in Kanäle, welche die tropische Stadt mit Fieberdünsten erfüllten, pflanzte Palmen an den Ufern statt der gewohnten Linden, baute hochgieblige nordische Häuser die Baumreihen entlang und war befriedigt, als dergestalt eine

Tigersgracht und eine Rhinocerosgracht entstanden war, die mit der Herrengracht von Amsterdam sich messen durfte. Von Java aus beherrschte Holland die Einfahrt zu den Gewürzinseln. Bald nachher (1641) fiel auch die Straße von Malacca, der Thorweg zu den Küsten Chinas, in die Hände der Niederländer. Malacca ward die zweite Hauptstadt Indiens, eine große Factorei auf Formosa betrieb den chinesischen Handel und sandte das räthselhafte Heuwasser des Ostens, den Thee, nach Europa. Auch Japan, das geheimnißvolle Inselreich, das allen Weißen herrisch seine Häfen schloß, gestattete der Compagnie allein unter schimpflichen Demüthigungen einen beschränkten Verkehr. Behütet und geschmäht von japanesischen Wachen verweilten die Holländer auf der Insel Desima Angesichts der Küste, sie mußten dulden, daß ihre Schiffe durch Japanesen gelöscht und wieder befrachtet, alle Winkel der Kajüten durchstöbert wurden, selbst ihre Todten zu begraben war ihnen verboten! Das Alles ertrug man, um des Kupferhandels willen. Gen Südosten reichte der Herrschaftsanspruch der Compagnie bis nach Neu-Zeeland und Van-Diemensland. Im Westen entriß sie (1657) den Portugiesen das glückselige Ceylon, das einzige Land der Erde, das mit Java sich vergleichen mochte. Die Zimmetwälder der Insel, die Perlenfischerei im Golfe von Manaar brachten ihr ebenso ungeheuere Gewinnste wie der schwunghafte Handel in den neuerworbenen Häfen von Bengalen, der die rauchlustigen Chinesen mit dem geliebten Opium versorgte. Zuletzt ward noch ein wichtiger Außenposten von der Compagnie besetzt: das Cap der guten Hoffnung, das, lange gering geschätzt, erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts recht gewürdigt ward als die große Raststelle auf der indischen Handelsstraße, unentbehrlich für jeden Beherrscher Indiens.

Dergestalt war das üppigste Gebiet der Erde dem Handel der Union unterworfen. Doch die Lande zu besiedeln, in das Innere einzudringen ward grundsätzlich vermieden, obgleich nach dem Völkerrecht jener Tage jedes überseeische Reich dem Beherrscher seiner Küste von Rechtswegen gehörte. Das kleine Mutterland vermochte nicht eine starke Einwanderung zu stellen, der Handel bedurfte ihrer nicht, ja die Compagnie duldete ungern einen Europäer im Osten außer der unentbehrlichen kaufmännischen und militärischen Mannschaft: wie leicht konnte die abgöttische Scheu des Eingeborenen vor dem weißen Herrn, dem Tuwan, bei näherer Bekanntschaft sich verlieren! Der Holländer ward selten heimisch in seinem Archipel; er kam hinüber, um nach

einigen Jahren mit Schätzen beladen heimzukehren — wenn ihm nicht das Schicksal beschied, vor der Zeit, zur Freude lachender Erben, dem tropischen Klima zu erliegen und dann als „Onkel in Indien" in den Gesängen europäischer Dichterlinge unsterblich fortzuleben. Immerhin war dem holländischen Indien eine bedeutende Zukunft gesichert. Ward das Monopol der Compagnie dereinst unhaltbar, so blieb noch immer möglich, die Handelskolonie in eine große Pflanzung zu verwandeln, die unterwürfigen Insulaner zur Zwangsarbeit für die herrschende Rasse anzuhalten. —

Weit unsicherer erschien von Anbeginn das Loos der westindischen Compagnie, welche als eine Waffe gegen Spanien durch Moritz von Oranien und seine Kriegspartei gestiftet ward (1621) und die Küsten des atlantischen Oceans zugewiesen erhielt. Da auf die Eroberung der ungeheuren Creolenreiche der spanischen Krone nicht zu hoffen war, so sah sich diese wunderlichste aller Handelsgesellschaften, die überdies nach holländischer Weise durch die vielköpfige Leitung von fünf Kammern gelähmt ward, wesentlich auf den organisirten Seeraub angewiesen. Ihr diente Piet Hein, unter ihrer Flagge wurden die verwegensten Schläge gegen die spanischen Galeonen geführt, 800 Kaperschiffe sandte sie binnen zwölf Jahren in die amerikanischen Meere; doch mit dem Kriege schwand auch ihre Lebenskraft. Wohl spielte ihr einmal ein märchenhaftes Glück ein köstliches Besitzthum in die Hände: ihre tollkühnen Söldner entrissen (um 1636) Brasilien den Portugiesen. Welch eine Zeit, da Johann Moritz von Nassau in den prangenden Palmengärten des Schlosses Schoonzigt das Westreich der portugiesischen Krone beherrschte! Der Glanz von Batavia schien überboten, als in dem Hafen der neuen Mauritsstad Schiff auf Schiff mit dem Zuckerrohr der Negerpflanzungen, mit köstlichen Farbehölzern befrachtet ward und die Schleifer daheim die massenhafte Einfuhr der brasilianischen Edelsteine kaum mehr bewältigen konnten. Allein die kaufmännischen Künste einer Handelscompagnie genügten nimmermehr, um diese Millionen katholischer Portugiesen und Mischlinge auf die Dauer zu beherrschen, dies weite Gebiet militärisch zu sichern. Eine gewaltige nationale Erhebung, von Jesuiten geleitet, warf nach wenigen Jahrzehnten die ketzerischen Fremdlinge aus dem Lande. — Dauerhafter war die Blüthe der großen Pflanzungskolonie in den Flußmündungen von Surinam, den Niederlanden der Tropen. Doch im Wesentlichen ging auch an den Holländern das Gesetz in Erfüllung, das über der

Kolonisation der neuen Welt bisher gewaltet hat: den Völkern Europas ist in Amerika nur die Besiedelung ihrer Gegenküsten auf die Dauer gelungen. Wie die Spanier und Franzosen in Nordamerika sich nicht behaupten konnten, so vermochten auch die Germanen niemals das tropische Amerika für ihre Gesittung zu erobern. In diesen Landen, wo schon die Namen der Städte San Salvador, Santa Maria, Vera Cruz die Allgewalt der alten Kirche verkündigen, ist kein Boden für die Ketzerei des Nordens. Die westindische Compagnie der Niederländer, unfähig zu schöpferischem Wirken, lebte in Wahrheit immer von spanischer Beute: sie begann mit dem Seeraub und endete mit einem großartigen Schmuggelhandel, der zwischen den verschlossenen Häfen des spanischen Amerikas und den holländischen Stapelplätzen auf Curaçao und St. Eustatius schwunghaft hin- und herging.

Unter allen Kolonien der Holländer ist dem Politiker keine so lehrreich wie die verunglückte Ansiedelung an den Mündungen des Hudson und des Delaware. Das Schicksal dieses „Neuniederlands" giebt uns den Schlüssel zu der Frage, warum die Großmachtstellung der niederländischen Union selber ein Kunstgewächs war, zu frühem Welken bestimmt. Zwar fruchtlos blieb es mit nichten für die Menschheit, daß Neu-York sich einst Neu-Amsterdam nannte. Auch der nordamerikanischen Welt hat das kraftvolle Volk der Niederlande den Stempel seines Geistes aufgeprägt; holländische Ansiedler verbreiteten zuerst hier auf dem dankbarsten Boden die germanischen Gedanken des Föderalismus. Nach dem Vorbilde der Utrechter Union schlossen schon i. J. 1643 die Kolonien Nordamerikas einen Bund, um mit vereinter Macht die Rothhäute abzuwehren. Doch als endlich die Aussaat reifte und die große Bundesrepublik der Germanen entstand, da hat der angelsächsische, nicht der niederländische Stamm die Ernte eingeheimst. Woher sollte auch ein kleines Volk von drei Millionen Menschen die fleißigen Hände nehmen, um einen Welttheil dem Pfluge zu unterwerfen? Die wenigen tausend Boers aus Geldern und Overyssel, die nach Neu-Niederland zogen, verschwanden in der Unermeßlichkeit des Urwaldes. Auch das menschenarme Schweden, der Schicksalsgenosse der Union — gleich ihr eine künstliche Großmacht, durch das Glück der Waffen emporgehoben über sein eigenes Maß — konnte sein Neu-Schweden an der Küste Nordamerikas nicht behaupten. In diesem Wettkampf siegte die Zahl der Köpfe und die Kraft der Lenden. Lange bevor auf den Meeren die dreifarbige Flagge vor dem Kreuze von St. Georg

sich senken mußte, war durch die dichten Züge der englischen Einwanderer und ihre laute Kinderschaar bereits entschieden, daß Neu-England, nicht Neu-Niederland, die Gesittung Nordamerikas bestimmen werde.

Zudem hat der holländische Kaufmann das Wesen einer Ackerbaukolonie nie recht verstanden. Die Compagnie versuchte auch dieses Land für den Handel auszubeuten; sie sendete ihre Holzhauer in den Urwald, verkaufte die ungeheuren Stämme als Mastbäume an die Rheder des Mutterlandes und achtete wenig des Bauern, der auf dem abgeholzten Boden sein Wälschkorn pflanzte. Sie handelte mit den Fellen der Biber, die droben am Delaware ihre Bänke bauten — ein Erwerb, der rasch versiegen mußte — und führte zuweilen auch Sklaven aus ihren afrikanischen Küstenplätzen hinüber. Und wie fremd stand doch das streng aristokratische Regiment der Compagnie in dieser jungen Welt, wo alle Lebensformen nach socialer Freiheit und Gleichheit drängten! Nicht darum wahrhaftig hatte der Ansiedler die bequeme Heimath verlassen und mit der Axt sich den Weg gebahnt durch die geilen Weinranken der Wildniß, um hier abermals wie daheim den Hochmuth der Regenten zu ertragen. Und nahebei in Neu-England trieb der Calvinismus mit jener gewaltigen ethischen Gestaltungskraft, die ihn vor allen christlichen Kirchen auszeichnet, bereits neue Gedanken hervor. Seine harten puritanischen Bekenner forderten die Herrschaft der Gemeinde, die reine Demokratie in Staat und Kirche. Mit Abscheu wandte sich die Handelsgesellschaft von diesen neu-englischen Ideen ab, hoffärtig rief ihr Gouverneur den murrenden Kolonisten zu: „ich habe mein Amt von Gott und der westindischen Compagnie, nicht von unwissenden Unterthanen“. Selbst als Englands Waffen bereits die Ansiedlung bedrohten, wurden nach holländischem Regentenbrauche nur die vornehmsten Bürger (die Broedschap) von Neu-Amsterdam versammelt, um über die Landesvertheidigung zu berathen. Was Wunder, daß die Kolonie sich schließlich ohne Schwertstreich den englischen Nachbarn ergab? —

Von dem unsicheren Glanze des Kolonialhandels allein kann eine Welthandelsmacht nicht gedeihen. Der nachhaltigste Quell des holländischen Reichthums floß in Nordeuropa. Die Ostsee hieß in Amsterdam die Mutter aller Commercien. Die baltische Handelsstraße zu sichern, den Sundzoll abzulösen blieb lange ein Hauptziel der staatischen Politik; den ontsluyter van de Sondt, den Seehelden Kortenaer, ehrte

der dankbare Kaufherr durch ein prächtiges Denkmal. Wie jederzeit arme Ackerbauvölker den Verkehr mit dem reichsten der Handelsvölker suchen, so zog auch der Consument in Preußen und Schweden den holländischen Kaufmann, der die längste Borgfrist gewährte, allen anderen Lieferanten vor. Die staatische Flagge beherrschte das baltische Meer; von dem Gesammttonnengehalt der holländischen Marine kam ein starkes Drittel auf die Ostseefahrer. Auch nach dem weißen Meere fand der holländische Kauffahrer seinen Weg; er brachte von Archangel das Pelzwerk des Nordens heimwärts, aus Skandinavien Holz, Eisen und Flachs für den Schiffbau. Durch den Verkehr mit den Weichsellanden ward Amsterdam der erste Getreidemarkt der Welt. Die massenhafte Einfuhr baltischen Getreides erlaubte dem holländischen Landmann, einzelne Zweige der intensiven Landwirthschaft sorgsam zu pflegen; und dies Sumpfgebiet, wo nach dem Sprichwort alle vier Elemente nichts taugen, dies Land, das noch heute nur auf zwei Fünftheilen seiner Fläche den Ackerbau erlaubt, ward in der Welt beneidet um seine kunstvolle Bodencultur, um die Blumenpracht der Gärten von Haarlem.

In den anderen nordischen Meeren wußte der Holländer das natürliche Vorrecht des seebeherrschenden Volkes, den Fischfang, rührig auszubeuten, zumal da der Häring, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Ostsee verlassen hatte, fortan der Westsee treu blieb. Der Wallfischfang, der alljährlich Hunderte waghalsiger Gesellen um Schmeerenberg auf Spitzbergen versammelte, blieb freilich unschätzbar als die hohe Schule für das Schiffsvolk, doch er hieß nur die kleine Fischerei, bedeutete wenig neben „der großen Fischerei“, neben den ungeheuren Summen, welche durch die gewandten Häringsbuyzen auf den Nebelbänken der Nordsee gewonnen wurden. — Auch im Levantehandel behauptete Holland eine Zeit lang die Vorhand, da die Juden von Amsterdam, die den Verkehr mit den Stammgenossen im Orient niemals aufgegeben, der schwerbefrachteten „Smyrnaflotte“ ihrer neuen Heimath die sichersten Absatzwege eröffneten.

Und zu alledem das weite Hinterland! Ganz Holland war das große Emporium des Rheines, ungleich günstiger gelegen als Hamburg und Bremen, die nur ein wenig entwickeltes Stromgebiet, ein verarmtes Ackerbauland hinter sich hatten. Seit der Sperrung der Schelde beherrschte die Union den deutschen Strom unumschränkt. Ihre Schiffer führten deutsches Holz und deutschen Wein zuthal, brachten

dafür rheinaufwärts die Industrieprodukte aus aller Herren Ländern und die Kolonialwaaren, also daß der Kaffe von Amsterdam und der Dreireitertabak zuletzt in jeden Bauernhof unseres Westens drang. Nicht blos in Deutschland — auf allen europäischen Märkten rissen die Holländer den Durchfuhrhandel an sich. Wer sollte auch im Commissionsgeschäft wetteifern mit diesen Frachtfahrern aller Nationen, die in ihrem Ländchen — so ging die Rede in der Welt — mehr Schiffe als Häuser hatten? Unermeßliche Capitalien und ausgedehnte Handelsverbindungen standen ihnen zu Gebote, desgleichen der niedrige Zinsfuß und die pünktliche Ehrlichkeit — die natürlichen Vorzüge hoch entwickelter Volkswirthschaft. Mag auch einige Uebertreibung mit unterlaufen in der Behauptung Colberts, daß vier Fünftel der gesammten europäischen Marine der staatischen Flagge angehörten — so viel steht fest, daß nie wieder ein Volk ein so unzweifelhaftes Uebergewicht im Welthandel behauptet hat wie dies moderne Karthago. In Amsterdam galt der bewährte Grundsatz: verlieren wir einen Markt auf ein Jahr, so ist er für immer verloren. Wie weit sind wir Deutschen doch noch entfernt von der Stellung einer Handelsgroßmacht! Unsere Handelsflotte erreicht noch heute nur etwa ein Viertel des Umfangs, den die staatische Marine schon vor einem Vierteljahrtausend erlangt hatte. Die Union besaß i. J. 1634 nach amtlicher Berechnung 34,850 Handelsschiffe mit einer Tragkraft von 2,002,500 Lasten, Deutschland mit den Hansestädten i. J. 1866 nur 7211 Schiffe mit 648,956 Last.

Erst aus dem Welthandel erwuchs in den Niederlanden die Großindustrie. Zunächst natürlich die mannichfachen Gewerbe, welche der Schiffbau nährt, sodann die Verarbeitung der überseeischen Rohstoffe: Tabaksfabriken und Zuckersiedereien, desgleichen die Diamantenschleifereien der Juden von Amsterdam, die den gesammten Edelsteinhandel Europas an sich zogen, und die Droguenfabriken, die mit ihrem Bleiweiß und Zinnober gleichfalls alle Märkte des Welttheils beherrschten. Durch den Getreidehandel ward Holland das classische Land der Windmühlen; der Schiedamer und Geneverbranntwein schlug alle anderen Liqueure, während zugleich die Bierbrauerei hier in der Nachbarschaft von Flandern und Brabant — den Landen des Jan Primus — ihr altes Hausrecht behauptete. Dazu die Wollfabriken von Leyden und die berühmten Linnenbleichen von Haarlem. Bei diesem emsigen Völkchen schien Handel und Gewerb mehr eine Leidenschaft als

ein Geschäft; Jedermann handelte und mit jeder Waare. Selbst die Eier der Seevögel auf Eierland nährten einen einträglichen Verkehr, und der Schafmist der Heerden auf den flachen Inseln am Marsdiep ward benutzt, um jenen grünen Käse zu färben, den die arglosen deutschen Kunden mit Behagen als Kräuterkäse verspeisten.

Allen Zweigen der mannichfachen Produktion kam der wohlfeile Wasserverkehr zu Statten, dessen Bedeutung in jener Epoche der elenden Landstraßen sich kaum hoch genug anschlagen läßt. Zwar völlige Sicherheit vermochte aller Fleiß der Menschen dem meerumbrandeten Lande, den weiten tief unter dem Meeresspiegel gelegenen Polders, nicht zu gewähren. Noch im achtzehnten Jahrhundert stand einmal das Dasein der Republik in Frage, als der Pfahlwurm die Roste unter dem Boden der Städte, das Holzwerk der Deiche zerfraß. Doch der Holländer verstand die Noth zur Tugend zu machen; durch ein wohldurchdachtes Kanalsystem mit zahllosen Schleusen und Schöpfmühlen wurde der Lauf der Binnengewässer so gänzlich neugeordnet, daß schließlich keine Welle im Lande mehr in ihrem natürlichen Bette floß. Das siebzehnte Jahrhundert ist durch Hollands Einfluß für ganz Westeuropa das Jahrhundert der großen Kanalbauten geworden. Während Deutschlands herrliche Ströme unter dem Unsegen der Binnenzölle und Stapelrechte verödeten, ging ein massenhafter Lokalverkehr, der im Grunde für den Volkswohlstand noch weit mehr bedeutet als der Welthandel, zwischen allen niederländischen Städten auf den Kanälen hin und her. Welch ein Genuß für ein holländisches Gemüth, rauchend am Bord der Treckschuite zu sitzen und die scheußliche Landschaft zu betrachten, derweil ein magerer Gaul das Ziehschiff langsam, langsam durch das stinkende schwarze Wasser führt! Auch im Winter boten die rasch gefrierenden trägen Gewässer eine bequeme Straße. Wie lustig schildern die holländischen Maler das auf Schlittschuhen zum Markte eilende Landvolk; selbst Alba's Spanier mußten sich an die nordische Kunst gewöhnen. Den aus den Kanälen ausgegrabenen Schlamm verwendete man, um die Masse zu bilden für die Klinkers — jene hellen harten Ziegelsteine, womit alle Häuser des Landes gebaut, alle Straßen gepflastert werden. An dies Gewerbe schloß sich die Verarbeitung des Thones in den Pfeifenfabriken, an diese wieder die Produktion der „Delftschen Waaren;“ erst die Cigarre hat die Thonpfeife von Gouda, erst das Wedgwood jenes altväterische Delfter Steingut aus den Häusern des Continents verdrängt.

Auch der Geld- und Effectenhandel der Welt fand seinen Mittelpunkt bei dem reichsten Handelsvolke. Die Girobank von Amsterdam, gegründet in der bösen Zeit der Kipper und Wipper (1609), um dem Handel stets einen Vorrath vollwichtiger Münzen zu sichern, war die älteste Nordeuropas und bald die erste der Welt; sie regelte den Wechselcurs für alle Handelsplätze, 300 Millionen in Metall lagen zur Zeit des Münsterschen Friedens in ihren Kellern. Die Berechtigung der Leihbanken war hier schon längst von tüchtigen volkswirthschaftlichen Schriftstellern siegreich erwiesen, und während in Deutschland noch der Haß der Theologen gegen den Wucher das große Wort führte, stritt man in Holland bereits über die Frage: Bankfreiheit oder Bankmonopol? Um die Mitte des Jahrhunderts konnten die Edelmögenden die Verzinsung ihrer Staatsschuld auf 4% herabsetzen, der durchschnittliche Zinsfuß im Lande stand nur auf 2 bis 3%. Das massenhaft angesammelte Capital sucht Verwerthung in mannichfachen Differenzgeschäften: wer kennt nicht die tollen Speculationen des holländischen Tulpenhandels? Kaum sind die beiden indischen Compagnien gegründet, so werden ihre Actien schon zu Zeitkäufen benutzt; ein Verbot der Generalstaaten fruchtet nichts, da viele der Hochmögenden selber an dem lockenden Glücksspiele in der Stille sich betheiligen.

In Holland zuerst hat das moderne Bürgerthum die Macht seiner Arbeitskraft und seiner Sparkraft entfaltet, während die Herrlichkeit der Hansa, der italienischen und flandrischen Städte verkam und Englands Mittelklassen noch in unfertiger Bildung verharrten. Modern von Grund aus erscheint diese rastlose Beweglichkeit des socialen Lebens, die so seltsam absticht von der Erstarrung der Staatsformen. Neue Größen, Amsterdam, Haarlem, Leyden, steigen auf, indeß die altberühmten Plätze Staveren, Deventer, Kampen verfallen; zuletzt stellt sich Rotterdam als ein glücklicher Emporkömmling der Stadt am Y an die Seite. Mit naiver Verwunderung blicken die noch in der Sorglosigkeit des Mittelalters dahinträumenden Fremden auf dies Land der harten Arbeit. Jeder Holländer, sagen sie erstaunt, hält das Jahr für verloren, das ihm nicht einen Ueberschuß abwirft; die größten Firmen behelfen sich mit finsteren Contoren in engen Stadtvierteln dicht neben einander und nennen das: den Werth der Zeit ehren. Sie handeln mit allen Schätzen der Erde und kleiden sich in grobes Tuch; selbst ihre peinliche Sauberkeit dient nicht dem Schmucke, nur der Sparsamkeit. Und wie sicher gehen diese ungeheuren Geschäfte! Die gewünschte große

Assecuranzcompagnie für die gesammte Union kommt freilich nie zu Stande, die Hochmögenden und die Edelmögenden werden nicht einig, aber die zahllosen kleinen Versicherungsanstalten fordern die niedrigsten Prämien, und jede Prämie wird wieder versichert. — Dichtigkeit der Bevölkerung galt allen Denkern des Jahrhunderts als die festeste Grundlage politischer Macht. Wie mochte nur hier ein solches Menschengewimmel gedeihen, in einem Staate, der von allen Geldrenten 25 %, von Wein und Bier 100 % des Werthes für sich forderte, der die Steuerkraft des Volkes an so vielen Stellen zu fassen wußte, daß draußen die Rede ging: in jedem Gericht Fische, das auf einen holländischen Tisch kommt, stecken dreißig verschiedene Steuern —? Die Ketzerei, antwortete man rathlos in Spanien und Frankreich, scheint leider den Handelsgeist zu beflügeln; Andere sahen Zauberkräfte wirken in der Nebelluft und dem schlammigen Boden:

occulta est Batavae quaedam vis insita terrae.

Wer in der „Politik der Navigation und Commercien" sich nicht zu helfen wußte, suchte Rath bei der Erbweisheit der Holländer. Durch die Firma Spiring von Amsterdam ließ Gustav Adolf das neue Zollsystem einrichten, das die Erträge der schwedischen Häfen verzehnfachte; auch in der Verwaltung von Dänemark ist, vor dem Königsgesetze, der Einfluß Hollands leicht erkennbar. Hollands Handelsusancen galten überall als Vorbild, obgleich der träge Staat sie niemals in einem Handelsgesetzbuche ordnend zusammenstellte. Die italienische Buchführung drang von Amsterdam aus in die Handelsbücher der Deutschen und Franzosen. Ricard's traité du commerce — die mannichfach bearbeitete und übersetzte Schrift vom Koophandel van Amsterdam — war noch im achtzehnten Jahrhundert die Trösteinsamkeit jedes strebsamen Commis; eadem ubique! sagt die Inschrift unter der Gestalt des Handels auf dem Titelbilde. England vornehmlich verfolgte mit Spannung das rasche Aufsteigen des kleinen Nachbarvolkes; seit der geniale Sir Walter Raleigh seine Landsleute zuerst auf Holland hinwies, blieb die Hoffnung, von Holland zu lernen und dann den Meister zu überflügeln, der leitende Gedanke aller englischen Nationalökonomen bis herab auf Child und Temple. Und sie entdeckten schnell die Wünschelruthe, welche das Gold aus diesem Boden stampfte; sie erkannten, daß ein rüstiges Volk die höchste Steuerlast mit Leichtigkeit erträgt, wenn ihm die Handelsfreiheit die Arme entfesselt.

Während die Volkswirthschaftspolitik aller anderen Staaten durch das fiscalische Interesse bestimmt ward, schrieb in Holland der Kaufmann die Gesetze. Sein Grundsatz lautete: Freiheit des Verkehrs, soweit der Großhandel ihrer bedarf. Im Ausland und in den Kolonien brauchen wir das Monopol, sagt der Nationalökonom Boxhorn gleichmüthig, im Inland ist jedes Vorrecht ein Raub. Doch auch im Inland steht der consumirende Jan Hagel dem Kaufherrn nach. Also: mäßige Finanzzölle für Aus- und Einfuhr; dafür mögen die Staaten und die Städte nach Bedarf den Consum im Innern mit Trank-, Mahl- und Schlachtsteuern, mit Accisen und Waaggeldern belegen. Freiheit der Einwanderung und der Niederlassung, mäßige Gebühren für Bürger- und Meisterrecht; aber Erschwerung der Auswanderung, damit unsere Handels- und Gewerbsgeheimnisse nicht ausgeplaudert werden. Vor Betrug soll sich der Käufer durch eigene Vorsicht schützen; nur jene für die Ausfuhr arbeitenden Gewerbe, welche durch unechte Waaren den Ruf des holländischen Großhandels schädigen können, vornehmlich die Butter- und Käseproducenten, müssen ihre Waaren von der Obrigkeit untersuchen und stempeln lassen. Verkümmerung der Zünfte, thatsächliche Gewerbefreiheit in den Städten; dafür darf das Kleingewerbe sich entschädigen an dem flachen Lande: die Bannrechte der Städte bleiben aufrecht, und da der Säckel der großen Communen der Brodtaxen nicht entrathen kann, so wird auch auf dem Lande das Brod besteuert. Rasche und wohlfeile Handelsprocesse, strenge Gesetze gegen die Bankbrüchigen entsprachen den Wünschen der Kaufherren; die Testirfreiheit, das Recht der unbeschränkten Verfügung über das eigene Vermögen ergab sich von selbst in einem Lande, wo die bewegliche Habe weitaus überwog. Und hemmte noch irgendwo ein altes Monopol den freien Verkehr, so griffen die souveränen Stadtregenten zur Selbsthilfe: als Dordrecht die Amsterdamer Kaufleute wegen Verletzung seines Stapelrechtes verklagte, da verbot der Stadtrath von Amsterdam die Vollstreckung des Urtheils, und die Klägerin mußte in die Ablösung ihres Rechtes willigen.

Mag immerhin der Doctrinär eine Gesetzgebung, welche das gesammte Volksleben dem Großhandel und dem Großgewerbe unterordnete, für ebenso einseitig erklären wie das Mercantilsystem der Nachbarstaaten — in ihren praktischen Ergebnissen kam sie dem Systeme Adam Smith's sehr nahe. Und praktisch, ganz mit dem Bedürfniß des Augenblicks beschäftigt war auch die reiche volkswirthschaftliche

Literatur, die mit dem gewaltigen Handelsgetriebe Hand in Hand ging. Dem Holländer blieb immer eine Freude nachzudenken über die Gesetze des Waarentausches. Wenn Franz van Mieris am frühen Winterabend von der Staffelei und seinen reizenden Bildchen aufstehen mußte, dann erholte er sich am Schreibtisch, entwarf seine Abhandlungen über das Geld. Jede Handelskrisis, jede brennende Frage des Bank- und Geldwesens rief eine Fluth von Schriften und Gegenschriften hervor, und so tief war die Idee der Verkehrsfreiheit dem Kaufmannsvolke in das Blut gedrungen, daß selbst Graswinckel, der Verfechter des göttlichen Königsrechts, sie bekennen mußte. Auch der ethische Grundgedanke der modernen Volkswirthschaftslehre — ein Gedanke, von dem sich freie und fleißige Völker nie mehr trennen werden — ward in Holland zuerst ausgesprochen. Hugo Grotius erklärte: der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit. —

In den Kolonien freilich führte dieser Ueberschwang des Reichthums zu schmutziger Habgier, zu banausischer Roheit; in dem Mutterlande dagegen stand den Mächten der wirthschaftlichen Arbeit ein hochaufgeregtes geistiges Schaffen ebenbürtig zur Seite. Die Großmacht des Handels war die Freistatt des Gedankens, und daß dies Wunder möglich ward, das bleibt unter allen stolzen Erinnerungen unseres Glaubens die stolzeste. Denn allein der strenge Ernst des Protestantismus hat die Union bewahrt vor der sittlichen Verwüstung der Handelsstaaten, und auch er nur so lange die idealen Kräfte des Volks in einem gerechten Kriege sich Jahr für Jahr verjüngten. Der Glaube des Volks blieb nüchtern und langweilig, beschränkt und hart. Hier wie in England klang das selbstgefällige Lord make thy chosen people joyful aus allen Predigten heraus. So oft eine freiere Richtung in der Kirche sich herauswagte, donnerten die regtzinnigen Prediger ihren Schlachtruf: „zu deinen Gezelten Israel!“ Nicht minder fanatisch als weiland Gomar gegen Arminius kämpfte Voetius mit seinen bibelfesten Gemeinden wider die milde Lehre der Coccejaner. Doch hier wie in England war der Glaube echt und ehrlich. Jeder Hausvater versammelte alltäglich die Seinen zu gemeinsamer Andacht, mit einem Gebet ward jede Sitzung der Hochmögenden eröffnet. Das Volk liebte die frommen Sprüche seiner Kirche auch an weltlichen Gebäuden zu lesen; in bunten Steinen prangte auf dem Pflaster des Delfter Marktes die riesige Inschrift: elk wandel in Gods weghen. Und wer sollte den unverwüstlichen sittlichen Kern einer Kirche nicht

bewundern, die immer wieder den ermüdeten Arbeitsmann mit herzhaftem Gottvertrauen in seine sechs schweren Werkeltage hinausschickte und den harten Kaufherrn an die Nichtigkeit irdischen Tandes, an die Pflichten der Nächstenliebe mahnte? Kirchlicher Sinn und republikanischer Gemeingeist erzeugten in dem geldgierigen Volke eine großartige Wohlthätigkeit, die in zahllosen milden Stiftungen und Vereinen sich entfaltete. Derweil in den nahen Krummstabslanden am Rhein die Klostersuppe und der privilegirte Bettel die Masse verdarben, erlaubte hier eine verständige Armenpflege die Durchführung strenger Gesetze gegen Strolche und Tagediebe.

Daß der Glaubenseifer der Regtzinnigen den bürgerlichen Frieden nicht ernstlich störte, dafür sorgte — die Schwäche der Staatsgewalt. Die politische Zersplitterung, die Anarchie war die Mutter der holländischen Duldsamkeit, gleichwie auch in Deutschland das geistige Leben eine Zeit lang durch die Kleinstaaterei unleugbar gefördert wurde. Nichts irriger als der unter den republikanischen Schwärmern des achtzehnten Jahrhunderts übliche Lobspruch: die Freiheit von Holland ist die Herrschaft des Gesetzes. Vielmehr ward das harte unduldsame Staatsgesetz durch die souveräne Willkür der Regenten zum Heile der Welt täglich übertreten. Die reformirte Kirche war Staatskirche, ihre Prediger besoldete die Obrigkeit. Den Andersgläubigen blieb als Recht nur die freie häusliche Andacht. Der Art. 13 der Utrechter Union, der den Provinzen frei stellte, den Katholiken öffentlichen Gottesdienst zu gestatten, wurde sofort aufgehoben, sobald man auf die Wiedervereinigung mit dem Süden verzichtete. Einen Staat ohne Landeskirche vermochte dies Jahrhundert sich nicht vorzustellen. Doch die großen Hafenplätze bedurften fremder Arbeitskräfte, nahmen gastfreundlich jeden Einwanderer auf. Die protestantische Großmacht ward das Asyl für alle Flüchtlinge des evangelischen Glaubens, für Puritaner und Hugenotten, für die Verlorenen, welche die wilde Brandung des deutschen Krieges an den Strand warf. Trauernd sah der unglückliche böhmische Winterkönig von seinem „Königssitze“ auf dem Heimenberge hernieder auf die weite Ebene der Veluwe und dachte der fröhlichen Pfalz. Alle diese Fremden schaaren sich in Gemeinden, erbauen Kirchen, unbehelligt von den Stadtregenten. Zuweilen fahren die Hochmögenden mit einem Strafplakat dazwischen und verbieten, auf das Andringen der rechtgläubigen Domine's, den Gottesdienst der Socinianer; doch der kaufmännische Weltsinn der Stadträthe läßt auch diese gefürchteten Heiden

gewähren. Also finden schließlich alle Richtungen des evangelischen Glaubens eine Heimath in den Niederlanden. Dem decentralisirten Staate entspricht die sektirerische Kirche. Unter dem Segen des Friedens lernen auch fanatische Sekten ihren gehässigen Eifer zu mildern, die schwärmerischen Wiedertäufer verwandeln sich in harmlose Mennoniten. Durch die Gewohnheit brüderlichen Zusammenlebens dringen die Ideen der Humanität nach und nach in das Volksbewußtsein, und während anfangs die Duldsamkeit des Staates nur dem Handelsinteresse entsprang, bekennt sich allmählich eine immer wachsende Gemeinde freudig zu jener milden Weisheit Platon's, die einst Grotius mittenhinein in die wüthenden Lästerreden der Zeloten gepredigt hatte: die beste Strafe des Irrenden ist — belehrt zu werden.

Auch die Judenschaft Westeuropas strömte in Schaaren nach dem neuen Jerusalem Amsterdam. Der spanisch-portugiesische Judenstamm, von jeher kühner, begabter als der polnisch-deutsche, verdankte der Union eine Nachblüthe des Glücks, das ihm einst auf spanischem Boden zu Theil geworden; die großen Geschlechter der Pinto und Da Costa, die reiche Kolonie, die in Surinam um die prächtige Synagoge der Juden-Savane sich vereinigte, bezeugten sein Gedeihen. — Gedrückter blieb lange die Lage der Katholiken. Das ganze Jahrhundert hindurch lebte unter den „Pausgesinden," vornehmlich in den Generalitätslanden, ein tiefer Groll; sie blickten verlangend nach Spanien, dann nach Frankreich hinüber, ließen ihre Söhne von den Jesuiten der Löwener Hochschule erziehen. Die strengen Protestanten riefen Zeter, so oft an den harten Gesetzen gerüttelt ward, welche den Katholiken von jedem Amte, wie von den beiden großen Handelsgesellschaften ausschlossen und zu Zeiten den römischen Priester zwangen, in abgelegenen leicht zu überwachenden Häusern zu wohnen. Die evangelische Religion, so schrieben die Staaten von Zeeland noch i. J. 1672, ist das wahrhafte Palladium dieses Staates, wir können doch nicht den öffentlichen Gottesdienst der Papisten dulden als een serpent in den eigen boezem! Erst im achtzehnten Jahrhundert, als die Erinnerung an die alten Kämpfe verblaßte, ward man nachsichtiger, einzelne Städte gestatteten den öffentlichen Gottesdienst, und zuletzt fühlte sich die Republik so sicher, daß sie selbst den aufgehobenen Jesuitenorden nicht vertrieb. Und seltsam, der sektirerische Geist dieses Volkes drang endlich sogar in die alte Kirche hinüber: die Jansenisten von Utrecht lehnten sich auf gegen den unfehlbaren Papst.

Gleich dem Glauben dankte auch die Presse ihre Freiheit allein der Sitte, nicht dem Gesetze. Obwohl die Union an die Einführung der Censur nie gedacht hat, so schritt sie doch oft in erregten Tagen mit Plakaten ein. Während des arminianischen Streits (1618) verboten die Hochmögenden in Bausch und Bogen alle ergerlycke ende seditieuse boecken, ja zur Zeit der englischen Revolution untersagten sie behutsam jede Schriftstellerei für oder wider das Parlament. Doch wo war der Stadtrath, der solche Gesetze in einem freimüthigen Volke durchzuführen wagte? Schon Buzanval wußte, wie rasch der Holländer die starken Nerven, die dicke Haut des Republikaners sich erworben hatte, und schrieb sorglos während eines wilden Federkrieges (1599): so lange der Magen und die Contore nicht mitschreien, muß man kein Aufheben machen von all' diesem Lärm. Und wenn die Edelmögenden von Holland den Leydener Philosophen verboten, die anstößigen Lehren des Doctors Des Cartes auf das Katheder zu bringen, und ihnen anempfahlen, ihre erläuternden Beispiele aus der Medicin und der Rechtslehre, nicht aus der Theologie zu wählen — wer konnte denn die Herren Regenten im Curatorium der Hochschule zu strenger Aufsicht zwingen? Aus Liebe zur Freiheit, so pflegte der große Kurfürst zu sagen, ist diese Republik entstanden; unhemmbar brach das Feuer des freien Gedankens, das ihren Boden erwärmte und segnete, überall aus der Erde heraus. Alle Parteien in Staat und Kirche und Wissenschaft verkündeten hier ungescheut ihre kühnsten Gedanken. Graswinckel und Salmasius verfochten das göttliche Recht der Könige, Ulrich Huber pries die Demokratie als die natürliche Staatsform. Der Buchhandel von Amsterdam und Leyden ward der Vermittler für den geistigen Verkehr aller Völker. Zu seinen Pressen flüchteten sich die Unzufriedenen aus den Nachbarlanden. Wer kennt nicht eine jener zahllosen pseudonymen Schriften, die unter der Firma „Cologne, Pierre Marteau" in die Welt hinausflogen? — Und unberührt von diesem wogenden Kampfe stand der verklärte Weise, den die Dinge dieser Welt nicht mehr beherrschten, Baruch Spinoza — auch er des freien Staates froh, der ihm seine Cirkel nicht störte.

In edlem Wetteifer sorgten die Provinzen und die Städte für das Gedeihen der Wissenschaft; fünf Universitäten, allesammt noch während des Krieges gegründet, erwarben der Republik den Ruf des gelehrtesten aller Länder. Die Philologie wanderte aus Italien über

Frankreich herbei, behielt in Leyden ihren Lieblingssitz, bis mit Wolf und Winckelmann die großen Tage der deutschen Alterthumswissenschaft begannen. In den Naturwissenschaften behauptete der erfinderische, scharf beobachtende Holländer immer einen hohen Rang, von Jenssen, dem Erfinder des Fernrohrs, bis herab auf Boerhave. An das emsige diplomatische Treiben im Haag schloß sich eine massenhafte staatswissenschaftliche Literatur: welcher Politiker mochte die zierlichen Pergamentbändchen der Respublicae Elzevirianae, die Erstlinge der Statistik, entbehren, oder die Folianten der Plakatbücher und Urkundensammlungen, die diese indiskrete freie Presse allen Verboten trotzend herausgab? Große erhebende Erinnerungen steigen auf in der Seele des fremden Gelehrten, der auf der stillen Rapenburger Gracht zu Leyden unter den alten Linden wandelt und dann die ehrwürdige Aula betritt, wo unter so vielen erlauchten Häuptern der große Scaliger thront, im rothen Talar, wie ein Fürst im Reiche des Wissens.

Doch warum erscheinen alle diese Bilder dem Deutschen, dem Franzosen so vertraut, als wären sie sein eigen? Die holländische Gelehrsamkeit war classisch, weltbürgerlich. Bedeutende Köpfe aus allen Ecken der Welt fanden sich hier zusammen, von großem Ehrgeiz beseelt, gewillt, nach dem Worte des Grotius, auf die Nachwelt die Erinnerung der ihnen beschiedenen Talente zu übertragen. Sie beherrschten die Bildung Europas, so lange auf allen Kathedern noch lateinisch gelehrt wurde und die nationale Literatur der großen Nachbarvölker darniederlag. Das kleine Volk trat auch mit seiner geistigen Arbeit in die Bresche ein, welche durch die Religionskriege in dem Culturleben des Welttheils entstanden war. Allüberall stockte die Schöpferkraft der Dichtung, Tasso war verstummt, Milton hatte noch nicht gesungen. In solcher Oede schien es den Zeitgenossen keineswegs lächerlich, wenn der gelehrte Jurist Johannes Meursius, begeistert von einer lateinischen Schultragödie des Wunderkindes Hugo Grotius, triumphirend ausrief:

Graecia nunc minor est et minor Ausonia.

Erst als Moliere's neckische Gestalten die trauten Herzensgeheimnisse der Franzosen ausplauderten, als Thomasius auf deutschem Lehrstuhl deutsch zu reden wagte, da erst trat das Volksthum, die Mutter jeder echten Bildung, wieder in sein Recht, und der Ruhm der gelehrten Lateiner von Leyden verblich.

Nicht als hätte den Niederländern eine nationale Literatur gefehlt. Vielmehr, gleichwie der deutsche Strom an der Grenze von Gelderland seinen Namen ablegt, so löste sich auch das holländische Volksthum mit vollem Bewußtsein von dem deutschen ab. Bei den Großthaten der Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe; und wirklich gelang es emsiger Gelehrtenarbeit, den derben Matrosendialekt der Holländer, den noch zur Zeit der Utrechter Union zahllose hochdeutsche und wälsche Brocken verunzierten, zu einer Schriftsprache auszubilden, die bald in dem Geschichtschreiber Peter Hooft einen redegewaltigen Meister fand. Beim ersten Hören freilich wird jeder Oberdeutsche unwiderstehlich zum Lachen gereizt von einer Seemannssprache, welche das Erhabene und das Abstracte zumeist nur durch umschreibende oder triviale Ausdrücke wiederzugeben vermag; wer tiefer eindringt, erfreut sich doch an der Fülle kraftvoller alterthümlicher Wörter und Wendungen, worin die Vroomheid, die biedere Männlichkeit des altholländischen Wesens sich getreulich wiederspiegelt. Noch schwerer fällt dem Deutschen ein unbefangenes Urtheil über die Dichter dieser jungen Sprache. Deutschlands classische Kunst ward groß im Kampfe gegen die gezierten Regeln, welche die Blüthezeit der holländischen Poesie beherrschten — in einem Kampfe für die Natur und für das Recht des Herzens, der unserer Dichtung für alle Zukunft seinen Stempel aufgedrückt hat. Wer denkt noch daran, daß einst Opitz die holländische Poesie die Mutter der deutschen nannte und alle jene Schlesier bei den Sängern vom Niederrhein in die Schule gingen? Wir lachen, wenn der alte Pedant Daniel Heinsius mit seinen Bakchanten und Silenen und Thyrsusstäben heranpoltert und doch die helle Lustigkeit eines ehrlichen Rheinweinrausches gar nicht finden kann; wir schlafen ein — ich wenigstens — bei den geistlichen Liedern des „Bestevaters“ Cats; ja selbst bei den klappernden Alexandrinern des gerühmten Vondel kommt uns das Gähnen an, und wir athmen erst auf, wenn auf den unnatürlichen Schwulst einer jener schönen Reihengesänge, menschliche Empfindung in melodischer Sprache, folgt. Und doch hat diese Gelehrtendichtung gelebt in ihrem Volke, und sie lebt noch heute. Vater Cats war, wie unser Gellert, mit seinen erbaulichen Versen ein Tröster und Lehrer für Unzählige, und Jahr für Jahr seit einem Vierteljahrtausend wird Vondel's Gysbrecht van Amstel in den zwölf

heiligen Nächten der Neujahrszeit auf der Amsterdamer Bühne aufgeführt; die Amstelstadt verlangt, daß ihr das Weihnachtsfest geweiht werde durch den rührenden Reihensang der Klarissinnen: „o Christnacht schön vor allen Tagen!“

Ueber eine Dichtung von so durchschlagendem, so andauerndem Erfolge soll der Fremde mit Zurückhaltung sprechen; nur das Eine läßt sich ohne Anmaßung sagen, daß unter den holländischen Dichtern und Denkern keiner die höchsten Höhen des Geistes erstieg, keiner mit der Tiefe und Weite seines Wirkens heranreicht an die weltbürgerlichen Classiker von Leyden. Indeß die gewaltigste geistige Kraft der Republik lag auch nicht in der Leydener Aula, sie lag in den Volksschulen. Holland war der erste moderne Staat, wo Jedermann lesen und schreiben konnte, wie Preußen späterhin der erste, der seinen Bürgern den Schulzwang auflegte. Jede Gemeinde befolgte den Rath des alten treuen Johann von Nassau, erbaute Schulen und pflegte sie. Nicht am wenigsten dem A B C Buch und der Bibel dankte die Union ihren köstlichsten Schatz, das freie Bürgerthum.

Und wie getreu wußte dies Bürgervolk im Häuserbau, in allen Lebensformen des alltäglichen Daseins seine Eigenart auszusprechen! Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein blieb Holland nächst Venedig das Lieblingsziel der Reisenden; der „curieuse Antiquarius“ fand kaum Worte genug, die Wunder von Amsterdam nach Gebühr zu preisen. Allerdings mehr curieus als schön erscheint dem reineren Kunstsinn der Gegenwart die breite Behäbigkeit dieser bürgerlichen Baukunst; und wer gar von den prächtigen Hausteinbauten der belgischen Städte herüberkommt, wird den ernsten Ziegelrohbau des Nordens leicht allzu nüchtern finden. Auch in ihrer Architektur sind die Holländer das Volk des siebzehnten Jahrhunderts. Von den weiträumigen Kirchen des prachtliebenden alten Cultus blieb wenig übrig nach den Stürmen des Glaubenskrieges; die neuen schmucklosen Tempel des Calvinismus — enge Säle, die des Predigers Stimme gerade ausfüllte — konnten und wollten nichts bedeuten neben den stattlichen Häusern der Magistrate, der Gilden, ja selbst der einzelnen Bürger. Und wahrhaftig, einen malerischen Anblick gewährt es doch, das ehrenfeste altholländische Bürgerhaus: — der Giebel nach niederdeutscher Art der Straße zugekehrt; auf dem Dache Bildsäulen und Vasen, Obelisken und Schnecken, auch wohl ein Schaf oder Rind in Stein gehauen; überall an den bauschigen Gesimsen, den schweren in die

Straße hineinspringenden Freitreppen hat die Laune, der Handwerksstolz des Hausherrn wunderlichen Zierrath angefügt; große blanke Fenster und die sauberen weißen Kalklinien zwischen den Steinen mildern den dunkeln Ton der bräunlichen Wände; im Erdgeschoß eine Schenke oder ein Kramladen mit dem mächtigen Mohrenkopfe, dem Gaper, vor der Thür; im obersten Stockwerk ein Waarenspeicher, daraus ein Krahn bis über den Spiegel des Kanals hervorragt — das Ganze ein Bild des Behagens, froher Lebenslust. Und selbst wo dem Bauherrn der Raum nicht so reichlich zugemessen wird, wie in dem wohlhäbigen Leyden, der schönsten Stadt des Landes — selbst in den engen Gassen von Rotterdam und Amsterdam fehlt der Behausung des Bürgers das Eine nicht, was des altniederländischen Volkes bester Vorzug ist — der Charakter.

In gemüthlicher Enge wie eine große Familie haust die Nachbarschaft zusammen; wem ein Kind geboren wird, hängt das zierliche Spitzenkissen, den Klopper, an die Thür und meldet daneben auf sauberem Zettel, daß die Kraamvrouw und das Kind sich nach Umständen wohl befinden. Die tiefe Kluft, welche die Regenten von den Kleinbürgern trennte, ward im täglichen Verkehr kaum bemerkt. Denn auch der Regent war ein Bürger, achtete jedes Geschäft, das seinen Mann nährte, bewarb sich unbefangen für seinen Sohn um die einträgliche Stelle des Zettelanklebers der Bank und versorgte den Dichter des Patriciats, Vondel, auf seine alten Tage in den Schreibstuben des Amsterdamer Leihhauses. Nur am Sommerabend pflegte sich der Reiche hinauszuflüchten auf die Buitenplaatsen, die wohlgepflegten Landsitze vor den Stadtthoren. Wie lieblich ging ihm hier das Leben ein, wenn er auf glattem Kiesweg zwischen den gestutzten Taxushecken einherwandelte und die Goldfischchen im Teich, die bunten mit glänzenden Muscheln eingefaßten Tulpenbeete betrachtete! Was gab es Schöneres? Mynheer schrieb befriedigt über die Hausthür: myn genoegen — wel tevreden — groot genoeg — und bedauerte herzlich seinen Statthalter, König Wilhelm III., der drüben in England den regellosen Baumwuchs der üppigen Landschaft gar nicht ersehen mochte und erst nach jahrelanger Arbeit die Zierlichkeit des holländischen Gartenbaus in seinem Schloßpark einbürgern, die Barbarei der Natur unter das Scheermesser beugen konnte. Unterdessen lärmte am Abend die feiernde Menge durch die Straßen der Städte, handfest in der Freude wie in der Arbeit. Welch ein Gedränge, wenn

eine Zugbrücke aufgezogen ward, um schwerbefrachtete Schiffe hindurch zu lassen, und der Menschenstrom auf beiden Ufern der Gracht sich staute; und welch ein Jubel in den raucherfüllten Toneels, wenn die Helden des glorieusen Nederlands über die Bretter schritten oder der Liebling des Volkshumors, der Matrose Jan, seine rohen Witze riß!

Auf den Wellen dieses hoch daherfluthenden Bürgerlebens wiegten sich die frohmuthigen Künstler, welche dem Volksthum ihrer Heimath den eigenthümlichsten und großartigsten Ausdruck geben sollten — Rembrandt und seine Gesellen. Die Malerei der Niederländer ist ein Kind der Freiheit, das mit ihr stieg und sank. Jeder Stadtrath, jede Gilde wollte ihren Festsaal mit Gemälden schmücken; so entstand die monumentale Kunst der „Regentenstücke,“ schlicht und groß wie dies Bürgerthum selber. Nicht Schlachten noch feierliche Staatsaktionen verlangte der Bürger von seinem Maler: zu dem prächtigen Bilde des Velasquez „die Eroberung von Breda“ wird sich schwerlich ein holländisches Seitenstück finden; fast allein die Marinemaler lieben Scenen des Kampfes, ihr Meister van der Velde wird nicht müde die englischen Orlogsschiffe zu malen, die vor den drohenden holländischen Kanonen die weiße Flagge aufhissen. Das Einzelporträt und die Porträtgruppe bilden das bescheidene Gebiet dieser Historienmalerei; aber wie großartig weiß sie ihren Stoff zu packen, in die Tiefen der Menschenseele einzudringen, und welche stolze Daseinsfreudigkeit, welche Fülle historischen Lebens liegt doch in all' diesen namenlosen Jan und Maurits, die hier im Zunfthaus Rechnungen prüfen oder festlich geschmückt zum Schießplatz ausziehen oder bei reicher Mahlzeit das Ende des achtzigjährigen Krieges feiern! Kerngesunde Männer mit sehnigen Leibern und feurigen, offenen, fröhlichen Augen — noch nicht schwammig und feist wie das spätere Geschlecht der faulen Friedenszeit — so war das Volk, das dem katholischen König den Herrscherstab der Meere entriß. Rembrandt und Bol, van der Helst und Flink sind in Wahrheit die Historiker des großen Freiheitskampfes der Protestanten, gleichwie uns Rubens und van Dyck, Murillo und Velasquez jene belgischen und spanischen Männer schildern, die für das katholische Weltreich fochten.

Während die historische Malerei durch ein unbegreiflich fruchtbares Schaffen fast jedes Stadthaus der Republik in ein Museum verwandelte, fand die Emsigkeit der Landschafter und Genremaler der

Arbeit kein Ende für den Zimmerschmuck der behäbigen Bürgerhäuser. Der reiche Markt erlaubt die Arbeitstheilung, gestattet jedem Talente, nach Lust und Laune sich zur Specialität auszubilden. Unermüdlich malt Wouwermann viel hundertmal Schimmel und wieder Schimmel, und wählt er einmal einen Stoff, der, wie die Flucht des Loth, mit dem weißen Rosse schlechterdings nichts zu thun hat, dann muß wenigstens ein schneeweißer Engel als Ersatz dienen für das geliebte Thier; immer wieder setzt Gerhard Dow seine Zahnärzte und musicirenden Damen hinter einen offenen Fensterbogen, und van Schalken kann selbst ein monumentales Porträt Wilhelm's III. nicht malen, ohne die rothen Lichtstrahlen seiner unvermeidlichen Kerze auf den harten Zügen des Königs spielen zu lassen. Mag Einer auch ermüden bei solchen ewig wiederholten Schrullen oder auf die rüpelhaften und trivialen Züge in den Bildern der Bega und Teniers schelten — ein gesundes, ein durch und durch glückliches Volksleben tritt uns doch entgegen aus dieser engen Welt. Unsere skeptische, in ihren heiligsten Gefühlen unsichere Zeit mag wohl mit einigem Neide schauen auf diese Metzu, Mieris und Terburg, die mit ihrer goldenen Laune das Kleine und Kleinste zu verklären, auf jenen Ruysdael, der selbst die holländische Landschaft zu adeln wußte, auf dies Volk, das sich so wohl fühlte in seiner Haut und — das so unbefangen dahinlebte in seinem Glauben. Durchwandert die Kirchen Belgiens, betrachtet die religiösen Bilder des Rubens — grandiose Gestalten, schöne Köpfe, die das Herz nicht wärmen — oder gar die katholischen Tendenzbilder seiner Nachtreter, der Quellin und van Thulden: die alleinseligmachende Kirche als ein geschmücktes Weib auf goldenem Wagen, von lieblichen Mädchen an Rosenguirlanden gezogen — die Wahrheit triumphirend über Luther und Calvin, die sich kläglich am Boden winden — und wenn Euch dann das Herz nicht aufgeht vor den herzigen holländischen Buben, die Rembrandt's Christus segnet, wenn Ihr dann nicht den unendlichen Abstand zwischen dem conventionellen Glauben und der schlicht menschlichen, protestantischen Empfindung erkennt, so habt Ihr kein Herz oder Ihr redet nach, was die Reisehandbücher und die Kunstgeschichte Euch vorschwatzen.

Auch die populäre Kunst diente dem Ruhme des Landes: auf zahllosen wohlfeilen Stichen und Holzschnitten waren die Schlachten, die Friedensschlüsse der Republik verherrlicht oder Neptun dargestellt, wie er der Republik, der ostindischen Compagnie und anderen der

qualificirten Allegorie dringend verdächtigen wohlbeleibten Frauengestalten seinen Dreizack überreicht. Der Niederländer sah sich nicht satt daran; er hegte alle großen Erinnerungen seines Volkes und mehrte sie durch eitle Fabeln: sein Lorenz Koster mußte durchaus die Buchdruckerkunst erfunden, sein Grotius das Vorbild geschaffen haben für Miltons Verlorenes Paradies! Mit einem Uebermuthe, der sich allein durch das holländische Wort Broodbronkenheid getreulich schildern läßt, blickte er hernieder auf die armen Schlucker draußen; und unleugbar bildete der schroffe Nationalstolz eine feste Klammer für die Union, wie das republikanische Selbstgefühl der Schweizer für die Eidgenossenschaft. In Amsterdam bewährte sich immer auf's Neue an den Einwanderern die starke Assimilationskraft, welche alle große Städte auszeichnet; aber auch der fremde Gelehrte in Leyden und Franeker ging rasch in diesem selbstbewußten Volksthum auf. Ganz unbekümmert um das Urtheil der Welt lebte das kleine Volk dahin, ganz „unanthuulich“ — auch hier giebt die holländische Sprache allein wie in unbewußter Selbsterkenntniß das rechte Wort: — sein ungeheurer Dünkel fand nirgends seines Gleichen denn allein in Spanien.

In allem Uebrigen freilich bestand zwischen den beiden Todfeinden, die sich selber gern mit Rom und Karthago verglichen, ein Gegensatz, der in alle Fasern des nationalen Lebens drang, ein Gegensatz, den die kühnste Phantasie nicht greller malen kann. Es war als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuren Contrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft für alle Ewigkeit dem Menschengeschlechte einprägen wollte. Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handels und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber, hoch aufgeregt durch pfäffische Wuth, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist Alles adlich, seines blauen Blutes froh, und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier giebt man gastlich den Verfolgten aller Länder

Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wüthet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Moriscos die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volke wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesammte Volkswirthschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichthum, zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluche jedes Despotismus, der Finanznoth, läßt an den Hausthüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöthe des eigenen Volkes. Und das Ergebniß? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Castiliens verödete Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Italiens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphirend an das Fenster seiner Alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden diktirt, und schreibt darunter:

Philippus teekent met zyn handen
het vreeverbondt met zynen landen.

Nicht minder lehrreich ist ein Blick auf zwei nahe verwandte Handelsrepubliken. Die ungeheure Ueberlegenheit protestantischer Geistesfreiheit tritt uns vor die Augen, sobald wir den finsteren Druck der venetianischen Inquisition, den grundsätzlich zu sinnlicher Schlaffheit erzogenen Pöbel der Lagunenstadt neben die kühne Presse, das trotzige Bürgerthum des nordischen Venedig stellen. Und stolz fühlen wir uns als die Söhne der modernen, christlichen Gesittung, wenn wir das neue Karthago mit dem alten vergleichen. Auf den ersten Blick meinen wir in der Kanaaniterstadt jeden einzelnen Zug des holländischen

Staatslebens wiederzufinden. Auch dort ein unabläſſiger Kampf zwiſchen der kaufmänniſchen Oligarchie und einem von erlauchten Feldherren geführten Demos. Daſſelbe Mißtrauen des Friedensſtaates gegen den Militärſtaat, der durch Felddeputirte überwacht wird; dieſelbe Weiſe der Kriegführung durch fremde Söldner und hochausgebildete techniſche Waffen, im Süden eine verſchanzte Poſtenkette als Barriere gegen die Nomaden der Wüſte. Die größte Kauffahrteiflotte der Welt, erprobt in verwegenen Entdeckerfahrten von der malabariſchen Küſte bis zur Oſtſee, monopolſüchtig, feſt entſchloſſen, die weſtliche Durchfahrt in den Ocean keiner anderen Nation zu geſtatten. Ein intenſiver Ackerbau, der für den Kaufmann arbeitet; ungeheure Capitalien, die in den mannichfachſten Speculationen, auch in fremden Staatsanleihen Beſchäftigung ſuchen; ein Zeichengeld, den Zeitgenoſſen nicht minder erſtaunlich als der Wechſelhandel von Amſterdam. Blühende Kolonien an den Küſten des Mittelmeeres und weithin in Afrika, allein dem Handel dienend, unfähig, fremde Völker mit karthagiſchem Geiſte zu erfüllen. Und doch — die Tragiker der Hellenen wußten wohl, warum ſie ihr „halte Maß, o Menſch“ in allen Chorgeſängen bis zur Ermüdung des modernen Leſers als die Summe irdiſcher Weisheit wiederholten. Mit maßloſem Ungeſtüm, mit einſeitiger Härte verfolgen die Völker des Alterthums den Lebenszweck, der ihnen der höchſte iſt. Der Handel, allein der Handel füllt jenen Semiten an der Bai von Tunis das öde Daſein aus; ihr ganzer Staat iſt von Habgier durchdrungen, wie Ariſtoteles treffend ſagt. Kein Künſtler, kein Denker durchleuchtet dies umnachtete Volksthum mit den Strahlen der Idee. Eine rohe banauſiſche Literatur lehrt den Pflanzer, den Kaufmann ſeine Schätze zu mehren, ein ſcheußlich lüſterner blutdürſtiger Götzendienſt verſchärft die Herzenshärtigkeit der Krämer zu grauſamer Wildheit. Verzweifelnd kehrt endlich Hannibal der entgeiſterten Stadt den Rücken, die nicht vermag einen Helden zu ertragen. Dreimal geſegnet das Chriſtenthum, dem die neue Karthago die Dichtigkeit des geiſtigen Daſeins, die Barmherzigkeit der Sitten dankt!

Mit freudiger Rührung begrüßten die aufathmenden Völker Mitteleuropas die westphälischen Friedensschlüsse, das Ende der gräßlichen Glaubenskriege. Nirgends erklang der Jubel lauter als in Holland, und nirgends brachte der Friede weniger Segen. Die Union hatte in wenigen Jahrzehnten Größeres geschaffen für die Gesittung der Menschheit als manche langlebige Despotenreiche in vielen Jahrhunderten; doch jetzt erfüllte sich auch an ihr die Wahrheit, daß republikanische Staatsformen nicht ausreichen für das verwickelte Leben eines europäischen Großstaates. Sobald die Anspannung des Krieges nachließ, traten die Widersprüche der anarchischen Verfassung grell hervor, der Materialismus des Handels fand nicht mehr ein Gegengewicht an dem Heldenthum eines großen Kampfes. Schon Aristoteles weiß, daß die Zersetzung aristokratischer Staaten langsam und leise anhebt (*μάλιστα λανθάνουσιν αἱ ἀριστοκρατίαι μεταβάλλουσαι τῷ λύεσθαι κατὰ μικρόν*); auch in dieser Republik begann der Niedergang so unmerklich, daß viele holländische Historiker noch heute die Blüthezeit ihres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts suchen und Macaulay zuversichtlich das Jahr 1688 als den Höhepunkt batavischer Herrlichkeit bezeichnet. Die Verkehrtheit dieser Auffassung erhellt schon aus der einen Thatsache, daß gerade in dieser Zeit französische Weise übermächtig eindrang in die Sitte und Sprache der Niederländer. Wie die Union nicht ihrer Verfassung ihre Größe verdankte, so ist sie auch nicht gefallen durch die Wirren ihres Staatsrechts, sondern durch die erschlaffende sittliche Kraft ihres Volkes und durch die Neubildung des europäischen Staatensystems.

Diese Großmacht ohne Land war und blieb eine Anomalie, sie zehrte von dem Unglück der Nachbarvölker, sie besaß nur die rasch versiegende Lebenskraft eines Kleinstaates, nicht jene glückliche Gabe, sich aus sich selbst heraus zu verjüngen, welche große Nationen durch alle Stürme der Geschichte siegreich hindurchführt. Wie rasch war einst die Herrlichkeit Athens verfallen, weil dem kleinen Staate die Zufuhr frischen Blutes versagt war, und wie viel härter mußte dieser unheilbare Mangel sich bestrafen in den großen Verhältnissen der modernen Flächenstaaten! Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat in Wahrheit den Grund gelegt für die Machtstellung der neuen europäischen Großstaaten. Durch den pyrenäischen Frieden ward die Selbstvernichtung der spanischen Weltmacht vollendet, und mit ihrem Untergange fiel der leitende Gedanke hinweg, welchem die Union bisher die klare

Bestimmtheit ihrer diplomatischen Kunst verdankt hatte. Derweil dem Staate also das Steuerruder seiner großen protestantischen Politik aus den Händen glitt, wuchs Frankreich zur ersten Militärmacht des Festlandes heran, England streckte seinen Arm aus nach der Herrschaft der Meere, Rußland that die ersten Schritte nach der Ostsee und dem Pontus, durch die Eroberung Ungarns ward das neue Oesterreich, der Donaustaat, gegründet, und aus dem Wirrsal des deutschen Lebens erhob sich glorreich der preußische Staat. Neben diesen großen Monarchien versanken allmählich die beiden Großmächte, welche die hohe Fluth der Religionskriege emporgehoben hatte: Schweden und Holland. Das Land, das den Zwischenhandel aller Welt in seinen Händen vereinigte, sah einen natürlichen Feind in jeder Nation, die zu starkem Selbstbewußtsein erwachte, doch seine gefährlichsten Nebenbuhler wurden die beiden protestantischen Großmächte.

Deutschlands Schwäche war Hollands Stärke; die Stellung des kleinen Staates an der Spitze des protestantischen Mitteleuropas kam sofort in's Wanken, sobald sich bei uns eine selbständige evangelische Macht erhob. Der Gegensatz der Interessen trat schon leise hervor, als Johann Sigismund von Brandenburg zum reformirten Bekenntniß übertrat, durch die Erwerbung von Preußen und Cleve sein Haus emporhob aus der Enge des territorialen Stilllebens: es scheint wie ein sanftes Vorspiel kommender Verwickelungen, daß der Kurfürst, kaum am Rhein eingetroffen, die tapfere Kirche von Wesel von dem niederländischen Synodalverbande abtrennte und als eine selbständige Landeskirche organisirte (1610). Nach deutscher Weise blieben die Kräfte der jungen Macht durch lange Jahre ungenutzt liegen, und als endlich in dem großen Kurfürsten der Held erstand, der sie verwerthete, da gewann die Union freilich einen treuen Freund und Bundesgenossen, aber auch einen stolzen Nachbar, der deutsches Recht gegen Jedermann wahrte. Er drängte die Garnisonen der Staaten aus den niederrheinischen Landen hinaus und befreite Ostfriesland von der Uebermacht der holländischen Krämer. Die Zerstörung der staatischen Barriere im Nordwesten, die Demüthigung der schwedischen Räuber im Nordosten — das waren die beiden ersten Staffeln auf der langen ruhmvollen Bahn, die den preußischen Staat emporgeführt hat zur Herrschaft in Deutschland. Wieder verfloß ein halbes Jahrhundert, eine Zeit des Verfalls für Holland, des Erstarkens für Preußen; dann wagte der große König, die Kraft

des deutschen Nordens in den Kampf zu führen wider Oesterreich, und sofort lag vor Aller Augen, daß Preußen, nicht mehr Holland, die erste protestantische Macht des Festlandes war. Die Zeit der deutschen Schande war vorüber, die Mitte des Welttheils behauptete wieder ein Recht und einen Willen neben der Uebermacht der Peripherie.

Und wie ganz anders, wie viel großartiger als weiland die Union erfüllte der neue deutsche Staat den Beruf, der Völkergesellschaft als der Einiger und Mittler zu dienen! Soeben noch hatten die beiden alten Staatensysteme Europas wie zwei getrennte Welten ein jedes einen gewaltigen Kampf geführt, den nordischen und den spanischen Erbfolgekrieg, ohne daß die beiden Kriege sich verschmolzen. Jetzt erstand ein Staat, der durch sein ganzes Sein — nicht blos, wie weiland Holland, durch die Interessen des Handels — mit dem Nordosten und dem Südwesten zugleich verkettet war. Seine Marken reichten bis dicht vor die Thore Rußlands und Frankreichs, er gehörte dem Welttheil an, denn in ihm lag die Kraft der centralen, der jugendlichsten Nation Europas. Sobald dieser Macht durch einen Genius das Bewußtsein ihrer Pflichten kam, flossen die beiden Staatensysteme in eines zusammen: der Kampf um Preußens Dasein, der siebenjährige Krieg, wurde der erste europäische Krieg im vollen Sinne des Worts. Friedrich der Große schuf die Einheit der europäischen Staatengesellschaft und ihre aristokratische Form, die bis heute wenig verändert fortwährt. In der neuen Pentarchie aber blieb wenig Raum mehr für die Großmacht des siebzehnten Jahrhunderts, die noch bei lebendigem Leibe ihre Nachfolger gefunden hatte: Preußen wurde der glückliche Erbe der Landmacht der Union, wie England der Erbe ihrer Seeherrschaft.

Daher jener tiefe stille Haß gegen Preußen und England, der noch heute in dem langsam vergessenden holländischen Volke lebt. Zweihundert Jahre lang hat Holland unserem Staate selten Anderes geboten als Kälte, Undank, Gehässigkeit jeder Art; und doch ist keiner unserer Nachbarn weniger berechtigt als dieser, uns irgend einer Unbill zu zeihen. In Strömen ist preußisches Blut geflossen für Niederlands Freiheit, zweimal gab unser gutes Schwert den Holländern ihr verlorenes Reich zurück, niemals hat unser Ehrgeiz auch nur ein Dorf der sieben Provinzen bedroht; das Wenige, was wir ihnen nahmen, war unser eigen, war deutsches Land. Der historische Proceß, kraft

dessen Preußen, die Holländer überflügelnd, zur ersten Landmacht der protestantischen Welt heranwuchs, vollzog sich langsam, ohne offenen Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, so in der Stille, daß er noch heute von manchem flachen Kopfe ganz übersehen wird. Doch er vollzog sich. Holland sank, weil Deutschland stieg, und je hoffärtiger die kleine Nation einst auf den armen Muff herabgeschaut, um so bitterer empfand sie Preußens Erstarken. Wir Deutschen aber dürfen getrost die Frage aufwerfen: ist nicht durch diese Neugestaltung der Staatengesellschaft eine natürliche Ordnung an die Stelle künstlicher Verbildung getreten? Die Natur der Dinge, recht eigentlich die Vernunft der Geschichte, hat das große evangelische Deutschland wieder emporgeführt auf den Platz, den kleine Nachbarlande nur unserer Zwietracht und Trägheit verdankten. Und weil die neue Großmacht Mitteleuropas auf dem gesunden Grunde eines starken nationalen Lebens ruhte, darum hat sie nicht, wie Schweden, räuberisch ihre Hand ausgestreckt nach aller Welt Enden, sie begnügte sich das deutsche Land, das ihr gebührte, zu beherrschen; sie hat nicht, wie Holland, die Volkswirthschaft fremder Länder für sich ausgebeutet, ihr Wahlspruch war immer: die Freiheit der Meere. Die europäische Politik ward sittlicher, seit die großen nationalen Mächte emporkamen.

Rascher, gewaltsamer trat Hollands anderer Nebenbuhler, England, in die Schranken. Ein starker Seemannsstolz lebte von jeher in dem Inselvolke, auch als die Macht den Wünschen nicht entsprach. Schon Eduard III. ließ sich von seinen Gemeinen den König der Meere nennen; selbst in Karl's I. unfähiger Staatskunst tauchte einmal der Gedanke auf, England und Niederland zu einer großen Seemacht zu vereinigen. Die Briten lernten von Holland wie Rom von Karthago, und bald ward in Amsterdam die Klage laut: die Kunst des Handels beginnt allen Völkern gemein zu werden. In Cromwell erschien endlich dem maritimen Ehrgeiz der Nation der schöpferische Genius, er verbot durch die Navigationsacte (1651) den Zwischenhandel allen fremden Flaggen und warf sich mit dem Ungestüm des revolutionären Helden in den Kampf gegen Holland. Auch der elende Karl II. empfand in diesem einen Falle als ein Sohn seines Volks, auch er sprach: et Pontus serviet. In drei fürchterlichen Kriegen maßen sich die beiden Seemächte, doch nicht der Donner der Breitseiten — der friedliche Wetteifer der Arbeit sollte den Kampf entscheiden. Als England nach seiner zweiten Revolution wieder sich selber angehörte und in glücklicher

Sicherheit seine beste Kraft der Volkswirthschaft widmete, da mußte die natürliche Ueberlegenheit des Inselvolkes überwältigend offenbar werden. Wie günstig war nicht schon die Weltstellung dicht am Ocean — damals noch bedeutsamer als heute, da die Holländer für die Fahrt vom atlantischen Meere zur Nordsee stets den weiten Umweg um Schottlands Nordspitze wählten. Nur an dieser Stelle konnte das Weltorgan der germanischen Völker entstehen. Und welche unvergleichliche Schule für die Schiffahrt bot die Insellage, die reiche Entwickelung der Küste, während die Union, sobald sie ihr kümmerliches Gebiet zu erweitern versuchte, sich dem Meere nur entfremden konnte! Hier wurde nicht, wie in Holland, erst durch den Handel die einseitige Ausbildung einzelner Richtungen des Ackerbaus und der Industrie hervorgerufen; ein zahlreiches Volk, stark genug, die weite Erde mit seinem Samen zu bedecken, bebaute den üppigen Boden; hunderttausend fleißige Hände in den Fabriken lieferten dem Handel unerschöpflichen Vorrath. Auf diesem gleichmäßigen Zusammenwirken aller Zweige der Production ruhte und ruht Englands wirthschaftliche Größe.

Noch lange gebot Holland über das größere Geldcapital; doch was frommte dies jetzt, da die Kohlenschachte, die Eisenlager ihre wunderbaren Schätze öffneten und die neue Großindustrie aufstieg, welche der massenhaften working hands bedarf, weil sie für das Bedürfniß der Massen arbeitet? Im Jahre 1650 verhielt sich der holländische Handel zum englischen wie 5 : 1, hundert Jahre darauf wie 6 : 7, im Jahre 1792, nach dem Aufkommen der neuen Maschinengewerbe, wie 2 : 5. Die Briten, denen der Holländer einst seine Waaren zugeführt, warfen nunmehr ihre eigenen Producte in Massen auf die deutschen und holländischen Märkte, also daß Rotterdam fast wie eine englische Stadt erschien. Auch in den Kolonien triumphirte überall der angelsächsische Stamm. Er besiedelte Amerika. Seine ostindische Compagnie erkannte schneller als ihr holländisches Vorbild, daß die Zeit der Handelsmonopole abgelaufen sei, sie gab den Zwischenhandel in Indien frei, und herrlicher als das alternde Batavia strahlte die jüngste Königin des Ostens, Calcutta. Der Denker aber erblickt auch hinter diesem Wettkampf das Walten eines historischen Gesetzes. Wer erkennt nicht das stätige Fortschreiten der expansiven Civilisation, wer nicht die tiefsinnige Wechselwirkung der politischen und der volkswirthschaftlichen Kräfte in der Reihenfolge der Mächte, welche nach einander die Seeherrschaft unter den Germanen behaupteten? Auf den weithin versprengten

Städtebund der Hansa folgte die niederländische Republik, die immerhin ein Staat war mit geschlossenem Gebiet, auf diese England, ein nationales Reich mit eigenem Ackerbau und Gewerbfleiß, und kraft derselben Nothwendigkeit wird dereinst Nordamerika, das über die unermeßlichen Hilfsquellen eines Welttheils gebietet, die erste Seemacht der Erde sein.

Unterdessen ward in Frankreich durch die starke Hand der beiden Cardinäle die Staatseinheit vollendet, die Eroberungslust des stolzen Volkes durch die Siege des dreißigjährigen Krieges krankhaft gesteigert. Schon längst drohte dem Gleichgewicht Europas eine größere Gefahr von dieser aufblühenden Militärmacht als von dem tief gedemüthigten Spanien; nicht am wenigsten die Angst vor dem übermächtigen Bundesgenossen hatte die Edelmögenden bestimmt, einseitig den Frieden von Münster abzuschließen und — also den Bourbonenhof unvergeßlich zu beleidigen. Der junge König, der jetzt die reiche Erbschaft der Cardinäle antrat, sah mit dem Hasse des Despoten auf den état populaire an seiner Grenze. Sein Colbert führte den Gedanken der Staatseinheit in der Volkswirthschaftspolitik bis zu den letzten Folgerungen durch: der Tarif von 1664 und eine lange Reihe von Einfuhrverboten wurde den holländischen Waaren ebenso verderblich wie Cromwell's Navigationsacte der Schiffahrt der Niederlande. Die allmächtige Staatsgewalt gründete rastlos neue Handelscompagnien und Fabriken; die Kriegsflotte, Richelieu's Schöpfung, ward verstärkt, der Grundsatz „la robe d'ennemi confisque celle d'ami“ schonungslos angewendet gegen die holländische Flagge. Herrisch erklärte der König: das Mittelmeer gehört Uns souverän und eigenthümlich an. Das Merkantilsystem war der getreue Ausdruck des abweisenden Staatsegoismus der Zeit; die Völker bekriegten sich durch Tarife noch wirksamer als durch Kanonen. Ueberall fand das Beispiel Cromwell's und Colbert's Nachahmung, selbst das befreundete Schweden erschwerte durch sein Produktenplakat den Holländern die Schiffahrt. Durch diese Verwandlung der Staatengesellschaft wurde die alte Machtstellung der Union unhaltbar. Wie sollte der kleine Staat zugleich gegen Englands Seemacht sich behaupten und zu Lande vor der Habgier der Bourbonen sich schützen? Wie das Monopol des Welthandels aufrecht halten im Kampfe mit dem erstarkenden Selbstgefühl der anderen Völker? Was die Kraft des nationalen Gedankens bedeute, das erfuhr die Union soeben schmerzlich durch die Portugiesen, welche, des spanischen Joches

entledigt, mit der lodernden Begeisterung eines freien Volkes sich auf das holländische Brasilien stürzten. Und wie nun, wenn die beiden Westmächte sich verbündeten zur Demüthigung der Handelsrepublik — ein Bund, den auf die Dauer keines Menschen Witz verhindern konnte?

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, da allein fester Einmuth den Staat retten konnte, ward die Union der Tummelplatz verblendeter Parteiherrschaft. Der plötzliche Tod Wilhelm's II., der nur einen nachgebornen Sohn hinterließ, warf der Staatenpartei die Zügel des Gemeinwesens in den Schooß. Da sie den Sieg der Laune des Glücks allein verdankte, so ward er auch ausgebeutet mit einer rücksichtslosen Gehässigkeit, welche die Oranier bei ihren Triumphen stets verschmäht hatten. Längst harrten die Patricier auf den Tag der Rache, auf die Vergeltung für die Hinrichtung Oldenbarneveldt's, für die letzten Gewaltschritte Wilhelm's II.; sie nannten sich drohend die Loevesteinsche Partei nach jener Festung, wohin die Oranier ihre besiegten Gegner zu schleppen pflegten. Jetzt schlug die ersehnte Stunde. Eine außerordentliche Versammlung der Generalstaaten, die groote Vergadering (1651), erklärte das Verfahren Wilhelm's für ungesetzlich und — vollführte selber einen ärgeren Staatsstreich. Mit hochtönenden republikanischen Kraftworten verwiesen die holländischen Regenten auf das Vorbild des ältesten Freistaates, des jüdischen, der ohne ein Oberhaupt herrlich bestanden habe. Der Widerspruch aus den Landprovinzen ward überhört, die Ernennung eines neuen Statthalters unterblieb, nur in Friesland und Groningen behauptete noch die Nebenlinie der Oranier die ererbte Würde. So ward ein wesentliches Glied aus der Verfassung ausgebrochen; Partikularismus, Regentenwillkür, Krämerselbstsucht zitterten nicht mehr vor einem demokratischen Helden. Amsterdam und Holland beherrschten die Union, königlicher Pomp umgab die Staaten von Holland, die sich fortan die Edelgroßmögenden nannten und in Wahrheit an die Stelle der Hochmögenden traten. Allsonntäglich ward dem Jan Hagel durch das neue Kirchengebet eingeschärft, die Herren Staaten von Holland seien seine einzige Obrigkeit von Gottes Gnaden, und triumphirend riefen die Söhne des Grotius den Rächern ihres Vaters zu:

collegiumque quo potentius nulla
adspexit aetas post Quiritium leges
uni subactas consulumque vim fractam.

Wie ein Siegeszeichen des Patriciats erhob sich jetzt auf einem Roste von 14,000 Mastbäumen aus dem schlammigen Strande das Capitol dieses Senats, das Rathhaus von Amsterdam — das achte Wunder der Welt, wenn man dem Holländer glaubte. Jedermann durfte eintreten durch eine der sieben Thüren, welche sinnvoll die sieben Provinzen vorstellten, und droben an den schimmernden weißen Marmorwänden des großen „Bürgersaales“ die prahlerische Inschrift lesen, die in langathmigen Versen von Hollands Macht und Pracht erzählte und nebenbei mit einigen Worten nicht ganz unverdienten Lobes auch des alten Herrgotts gedachte.

Wähnte man durch dies lärmende Selbstlob vor der Welt zu verhehlen, daß eine harte Parteiherrschaft auf dem Lande lastete? Mißmuthig sah der kleine Mann der Allmacht der Regenten zu, er fragte, wo sein Schützer sei, er lauschte auf die Worte der Veteranen, die von Herzogenbusch und Wesel, von dem Kriegsruhm der großen oranischen Tage erzählten. Wenn der kleine Prinz von Oranien hinausfuhr nach dem Haus im Busch, dann strömte jubelnd das Volk zusammen, alle Hüte flogen in die Luft vor dem schwächlichen Knaben, dem letzten Erben des Heldengeschlechts, und bald klang es drohend aus den Massen: „ist unser Prinzchen noch so klein, so soll er doch Statthalter sein!“ In der That sollten die zwei Jahrzehnte des statthalterlosen Regiments (1650—72) unwiderleglich beweisen, daß die Union des Statthalteramtes nicht entbehren konnte. Wie mit zerbrochener Nabe knarrten die Räder der unförmlichen Verfassungsmaschine. Keine Provinz, die nicht heimgesucht ward von innerem Unfrieden, seit das Fürstenhaus fehlte, das so oft die Hadernden beschwichtigt. In Holland selbst ließ sich die belobte republikanische Freiheit nur aufrecht halten durch Gewaltmittel, welche stark an die Künste der venetianischen Polizei erinnern: mehrmals wurden im Haag Druckereien geschlossen, welche oranische Parteischriften unter die Masse warfen, Spione der Herren Staaten behorchten auf den Treckschuiten das Gespräch der unzufriedenen Marktleute. Jeder Versuch der Gilden und Schutteryen einen politischen Willen zu äußern galt als Empörung; das flache Land und die kleinen Communen empfanden schmerzlich, daß sie in Wahrheit, wie Spinoza in seinem **tractatus theologico-politicus** schildert, **sub regimine** der vollberechtigten Städte standen.

Je lauter das Volk nach seinem Prinzen rief, um so störrischer traten die Edelgroßmögenden dem gefürchteten Kinde entgegen. Die

holländische Seclusionsacte (1654) schloß den Oranier feierlich von den hohen Staatswürden aus. Die Denkschrift, welche Holland zur Rechtfertigung dieses neuen Staatsstreichs an die murrenden Landprovinzen richtete, bleibt dem Politiker theuer als eines der aufrichtigsten Geständnisse des modernen Mammonspriesterthums, als das unerreichte Vorbild für alle jene gesinnungstüchtigen Krämerrechnungen, welche dem Bürgerthum unserer Tage vorhalten, daß der deutsche König zehnmal mehr Geld zu verjubeln hat als der Präsident von Nordamerika. Gleichwie heute der schmutzige Materialismus, der seinen Gott und sein Vaterland nach Thalern und Groschen schätzt, mit idealistischen Freiheitsphrasen einherprunkt, so beginnt auch jene staatische Denkschrift mit einer beweglichen Schilderung von dem Ungemach der Knechtschaft. Dann folgt die landesübliche Aufzählung der Tyrannen der Geschichte von Pisistratus und Cäsar bis auf die Visconti, und nun die entscheidende Frage: wie viel Geld hat dies unersättliche oranische Haus von 1586 bis 1650 der Union gekostet? Baare 19,699,855 Livres und fünf ganze Sols! Sogar ein Taufgeschenk von 1800 Liv., das die Herren Staaten vor fünfzig Jahren als Pathen einem oranischen Neugeborenen in die Wiege gelegt, steht mit in der Rechnung verzeichnet. Schade nur, daß die gewissenhaften Kaufleute die Frage gar nicht aufwerfen, ob diesem Soll der Firma Oranien nicht auch ein ansehnliches Haben gegenüber stehe, ob das Blut von Mook und Heiligerlee, die Rettung des Vaterlandes und des Glaubens nicht unter Brüdern immerhin auf einige Gulden zu schätzen sei. Der kleine Prinz gilt den Staaten nur als „ein Einwohner der Provinz Holland, ein geborener Unterthan der Edelgroßmögenden.“ Doch um die oranische Partei zu beschwichtigen, erklären sie ihn für ein Kind des Staates: sie sorgen für seine Erziehung, quälen die Prinzessin-Wittwe beharrlich durch ihre mißtrauische Aufsicht, und wenn der große Kurfürst sich einmal dringend für seinen jungen Neffen und Mündel verwendet, so giebt man kurze Antwort oder beschließt auch wohl, die Zuschrift des Brandenburgers als nicht gelesen zu betrachten. Endlich wird durch das ewige Edict (1667) das Statthalteramt für Holland auf immer abgeschafft, der Prinz muß beschwören, er wolle niemals nach einer Würde trachten, die einer Republik nicht ansteht.

Und sicherlich, ein bedeutendes Bild republikanischer Größe tritt uns entgegen in jenem kleinen Hause am Kneuterdyk, wo das Haupt der siegreichen Partei, Johann de Wit, mit einem Diener und einer

alten Magd seine bescheidene Wirthschaft führt. Ein Mann der Arbeit, der niemals jung gewesen, steht er schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre, da er das Amt des Rathspensionärs übernimmt, als ein gereifter Politiker da; er beherrscht die auswärtige Politik der Union unumschränkt, die innere soweit ein Einzelwille in dem vielköpfigen Gemeinwesen zu entscheiden vermag; er lebt und webt in Staatsgeschäften mit seltener Arbeitskraft, mit einer unbestechlichen Rechtschaffenheit, die in der oligarchischen Verderbniß dieser statthalterlosen Zeit bereits anfängt für auffällig zu gelten. Und doch ist dies Urbild des altholländischen Regenten ein Parteimann vom Wirbel bis zur Zehe; jenen Edelsinn, der das persönliche Gefühl verleugnet um der Idee willen, suchen wir vergeblich unter diesen harten niederländischen Naturen. Er haßt den Oranier als den Prätendenten, der ihm sein republikanisches Staatsideal zu zerstören droht, aber auch als den Sohn jenes Wilhelm's II., der den alten de Wit in den Kerker geworfen hat. Das „Kind des Staates“ wird sorgfältig erzogen, denn für gutes Geld fordert der solide Kaufmann guten Unterricht; aber wehe den Junkern in der Umgebung des Prinzen, die sich unterfangen, mit den fürstlichen Verwandten auswärts Briefe zu wechseln: unnachsichtliche Strafe, Tod oder Verbannung ist ihr Lohn. Ein Freund Spinoza's, ein bedeutender Mathematiker, hochgebildet und durch die Kühnheit seiner volkswirthschaftlichen Ideen selbst die holländischen Zeitgenossen weit überragend, bleibt de Wit mit all' seinem Wissen doch ein enger einseitiger Kopf. Nur zwei Klassen der Menschen, Kaufleute und Gelehrte, sind ihm verständlich; er zuckt die Achseln über die kleinen Leute, belächelt ihre leidenschaftliche Hingebung an das Heroengeschlecht der Nation als knechtischen Pöbelwahn, und von dem gewaltigen cäsarischen Ehrgeiz, der an dem Bourbonenhofe immer dreister und drohender hervortritt, läßt er sich nichts träumen. Manch schönes Bild verherrlicht noch den kleinen hageren Mann mit den scharfen strengen Zügen, wie er, angethan mit der dreifarbigen Schärpe, hinauszieht an die Buitenkant von Amsterdam, um sich selber an das Steuerruder des Admiralschiffs zu stellen und die Flotte hinauszuführen durch die stürmischen Gewässer der Südersee, dem Feind entgegen. Und trotzdem sind die Gedanken des tapferen Bürgers ganz befangen in der Friedensseligkeit des Krämers: „Friede in unseren Tagen und Friede überall, weil unsere Commercien überall hingehen,“ schreibt sein Genosse Boreel dem Freunde aus der Seele.

Der Rathspensionär sah in Englands Seemacht den gefährlichsten

Gegner der Union — und wer darf diesen leitenden Gedanken schlechthin verwerfen? Um so unbegreiflicher die Sorglosigkeit dem französischen Hofe gegenüber. Zuversichtlich bis auf Heller und Pfennig bewies de la Cour, daß Frankreich einen Angriff auf Holland niemals wagen werde, da die Kosten der Eroberung nicht im Verhältniß ständen zu dem Gewinne; den Edelgroßmögenden war kein Zweifel, daß auch der Despot an der Seine gleich ihnen selber durch die Rechnungen des Klüngels sich bestimmen lasse. Man ließ die Festungen verfallen, man schwächte das Heer — aus kaufmännischem Geiz und aus Parteihaß, da die Offiziere allesammt zur oranischen Partei gehörten. Und während der kriegerische Geist im Volke grundsätzlich darniedergehalten ward, wähnte man die Ländergier des Bourbonenhofes zu beschwichtigen durch Beweise der Ergebenheit, die der Selbstentwürdigung sehr nahe kamen und den gepriesenen republikanischen Stolz in seltsamem Lichte erscheinen ließen. Sol Gallis exorte tuis super omnia regnas imperia — sang der gelehrte Holländer Keuchenius dem allerchristlichsten König zu.

Unterdessen hatte Cromwell den Krieg um die Herrschaft der Meere begonnen. Wohl kämpfte der holländische Seemann in den zwölf großen Seeschlachten dieser wilden fünfzehn Monate noch mit dem alten Muthe, und noch einmal wie in besseren Tagen segelte Tromp mit dem Besen am Mastbaum triumphirend durch den Kanal. Doch die Briten verstanden, wie einst die Holländer gegen die Portugiesen, den Vortheil des Emporkömmlings zu benutzen: unermeßliche Beute brachten ihre Kaper auf, und zuletzt, im Frieden von Westminster (1654), mußte die Union die Navigationsacte des Protectors anerkennen, den britischen Schiffen in den englischen Meeren den Flaggengruß versprechen — eine grausame Demüthigung nach den Begriffen der Zeit. Wie tief war doch das Ansehen der Niederlande gesunken, wenn Cromwell auch nur den Plan fassen konnte, die beiden seegewaltigen Republiken zu einem Gemeinwesen unter Englands Führung zu verbinden! Und mindestens ein beherrschender Einfluß auf das innere Leben der Union ward ihm gewährt durch die Parteiwuth der Regenten. Der Rathspensionär und der Protector begegneten sich in dem Hasse gegen die verbündeten Dynastien der Stuarts und der Oranier: jene Seclusionsacte, welche den Prinzen von Oranien von den hohen Staatswürden ausschloß, war mit Cromwell verabredet. Mit tiefem Ingrimm erzählte sich der oranische Demos, sein Prinz müsse leiden auf den Machtbefehl des

Landesfeindes, des Engländers. Wie die Masse der Engländer in ihrem größten Herrscher niemals etwas Anderes sehen wollte als den Usurpator, so verfolgte auch das niederländische Volk den Königsmörder mit um so wilderem Hasse, je demüthiger fortan die Regenten vor dem Gewaltigen sich beugten. In Amsterdam tanzte die Menge auf den Straßen und jubelte „der Teufel ist todt," als der Mann gestorben war, der die Schlüssel des Festlandes an seinem Gürtel trug. Die Rückkehr Karls II. galt dem Jan Hagel als der sichere Vorbote der Wiederherstellung der oranischen Macht.

Auch die späteren diplomatischen Leistungen dieser statthalterlosen Epoche beweisen immer auf's Neue, daß eine Kaufmannsregierung selbst unter fähiger Leitung für die große Politik verloren ist. Kein Wunder wahrlich, daß de Wit und seine Freunde die Haltung des großen Kurfürsten während des ersten nordischen Krieges mit gehässigem Tadel brandmarken. Welch ein beschämender Abstand: der kleine deutsche Fürst führt sein soeben aus dem Nichts geschaffenes Heer durch den Sieg von Warschau in die Reihe der großen Militärmächte ein; dann wagt er, der polnischen Hoheit entledigt, mit kühner Schwenkung jene „gute Cavalcade" nach Schleswigholstein, die seinen Adlern zum ersten male den Weg gen Düppel und Alsen weist, und ruft die ehrlichen Deutschen auf, nicht mehr schwedisches Brot zu essen, Oder, Elbe und Weserstrom zu befreien aus fremder Nationen Gefangenschaft — und dem gegenüber die reiche Seemacht, besorgt um ihren Ostseehandel und doch nicht gewillt zu kämpfen gegen das räuberische Schweden, schwankend von einer Halbheit zur anderen, bis endlich beim Friedensschlusse von Oliva die Verhandelnden Hollands Vermittelung schnöde zurückweisen! Und welch eine Demüthigung vor den wiederhergestellten Stuarts! Dieselben Regenten, die soeben noch mit dem großen Protector Freundschaftsgrüße gewechselt, liefern jetzt unterwürfig die in das gastliche Holland geflüchteten Königsmörder an Karl II. aus, sie betheuern, jede staatische Flotte werde die Flagge streichen vor der kleinsten englischen Jacht, und ernten mit all dieser Schmach nur herausfordernden Hohn. Der zweite Krieg mit England bricht aus, der große Ruyter läßt die Staatenflagge in der Mündung der Themse wehen, der Donner seiner Kanonen dringt bis an den Hof von Whitehall; doch auch diesmal bleibt im Frieden die Ehre der Flagge den Briten und das herrliche Neuniederland geht verloren. Währenddem liegt die Landmacht der Republik so jämmerlich darnieder, daß der streitbare Bischof Bernhard

von Münster fast ohne Widerstand ihr Gebiet verheeren darf; im Reiche ruft man spöttisch: die Union läßt sich beißen von einer Maus!

Dann wagt Ludwig XIV. seinen ersten großen Schlag gegen den Osten, den Einfall in Belgien. De Wit aber ermannt sich zu einem schwächlichen Gegenschlage, er schließt mit England und Schweden die mit Unrecht vielgerühmte Tripelallianz (1668), die den vorsichtigen Eroberer zwingt seine Pläne zu vertagen und sich mit dem größten Theile der gehofften Beute zu begnügen. Doch während die Edelgroßmögenden im Haag des gelungenen Schachzugs sich freuen, rüstet der König, den ketzerischen Freistaat zu züchtigen, und schließt den Kriegsbund mit dem feilen Stuart. Das Jahr 1672 bringt endlich die Katastrophe; die Sonne Ludwigs, so oft von ergebenen holländischen Poeten gefeiert, versucht „den Sumpf auszutrocknen, worin die holländischen Frösche sich verstecken." Das glänzende Heer des Bourbonen überschreitet den Rhein, und seine Hofdichter verkünden, was der Besiegten wartet: peuple né pour servir que mon bras abandonne! Die Raserei der Angst fliegt über das Land, weithin hallt der Jammerruf „Holland in Noth!" Binnen einiger Wochen öffnen 83 feste Plätze ihre Thore, Ludwigs Dragoner schweifen bis auf wenige Meilen von Amsterdam, die reichen Kaufherren fliehen nach Hamburg, nach Dänemark, ja nach dem feindlichen England. Die Magazine stehen leer, da Mynheer, getreu dem Glauben, daß Gold nicht stinkt, die Vorräthe an den Feind verkauft hat. Drei Provinzen unterwerfen sich, Overyssel entsagt förmlich der Union und tritt unter die Hoheit des Bischofs von Münster. So gräßlich geht an dem Heldenvolke des achtzigjährigen Krieges der Fluch des Mammons in Erfüllung, zu so namenloser Schande führt der feige Wahn, der den Frieden für das höchste der Güter hält!

Da wirft der große Kurfürst, so oft mißhandelt von dem Krämerstolze der Nachbarn, hochherzig sein kleines Heer an den Rhein, und Spanien, besorgt um seine belgischen Provinzen, ergreift die Waffen für den alten Feind — zwei Thatsachen, die allein schon genügen, die völlige Umgestaltung des Staatensystems zu erweisen. Zugleich erhebt sich in Holland der mannhafte Demos und ruft nach der rettenden Hand des Oraniers: „Oranie boven, de Witten onder, wer't anders meent, den sla de donder." Das ewige Edict wird aufgehoben, der Prinz mit der Führung des Heeres betraut. Aber das empörte Volk, nicht befriedigt von dieser unblutigen Revolution, verlangt nach einem Opfer. Wer kennt nicht das Entsetzen jenes schwülen Augusttages, da der

wüthende Pöbel vom Haag unter gellenden Hochrufen auf den Prinzen die Gevangenpoort erbricht, den Rathspensionär und seinen Bruder Cornelius packt und die beiden Unseligen in Stücke reißt? Gräßlicher noch, wie zäh der Parteihaß fortlebt in dem nachtragenden Volke. Keine Spur von Reue nach vollbrachtem Gräuel, noch lange weist der kleine Mann triumphirend die Stücke Fleisches vor, die er den Regenten mit seinen Zähnen aus dem Leibe riß, die rechtgläubigen Prediger preisen die gerechte Strafe an den Feinden des Herrn. Der Oranier aber darf die Unthat nicht strafen: er ist ein Parteihaupt, nicht ein König. So über die Leichen seiner großen Feinde hinweg schreitet Wilhelm III. an die Spitze des Staates, die Flugschriften der Zeitgenossen rühmen „den aus tiefem Schlaf wieder aufgewachten niederländischen Leuen." Eine neue Zeit des Glanzes beginnt — eine Zeit des Ruhmes nicht für die Republik, nur für den Helden, der sie leitet. —

Welcher Mann von germanischem Blute beträte gleichgiltigen Sinnes den geweihten Boden jener Ecke des Lahnthals, wo dicht über einander das Schloß der Freiherren vom Stein und die Burg der Nassauer aufragen — die Stammsitze der beiden Helden, die zweimal das zagende Europa wider den romanischen Welteroberer in die Schranken führten? Ist es nicht, als hätte der alte oranische Stamm noch einmal, ehe er ausging, seine ganze Kraft versammelt, um diesen letzten und größten Sproß, Wilhelm III., zu bilden? Von der Wiege an ein Opfer der Parteiwuth, beargwohnt und gequält von erbitterten Feinden, weiß der Prinz früh jedes Wort, jede Miene zu beherrschen, er tritt den Regenten mit vornehmer Sicherheit entgegen und bildet in sich die Eigenart des oranischen Geschlechts bis zur härtesten Schroffheit aus. In einem Briefe, der einen Freund zu geordnetem Wandel ermahnen soll, redet der Fünfzehnjährige bereits als ein fertiger Mann. Mit der frühreifen Einseitigkeit thatkräftiger Naturen wendet er all sein Denken auf den Staat, er lernt von den Sprachen genau so viel als zum diplomatischen Briefwechsel gehört, von der Mathematik nur was der Festungskrieg verlangt; der Liebreiz der Kunst berührt diese männische Seele nicht, nur bei der Wolfsjagd, auf dem Schlachtfeld erheitern sich die strengen Züge des schweigsamen Mannes. Erzogen in dem harten Glauben seines Hauses weiß er sich berufen durch Gottes Gnade, zu fechten für die Freiheit der Welt; unbefangen, ein rechter Holländer, trägt er auch seinen persönlichen Haß mit hinein in den großen Streit. So beginnt er den Kampf gegen Ludwig XIV., wie einst sein Ahnherr

gegen Philipp II. stand, auch er will seinen Vätern gleich eher das Land ersäufen hinter den zerstochenen Deichen als dem fremden Zwingherrn zu Füßen fallen. Der unerfahrene Jüngling lernt von den großen Feldherren des feindlichen Lagers und bewährt das Heldenthum der sittlichen Ausdauer, das wir so oft in Freiheitskriegen bewundern, er versteht, wie sein Ahnherr, wie Coligny und Washington, zwar geschlagen zu werden, doch nie besiegt. Und dürfen wir Deutschen je vergessen der männlichen Freundschaft, die den Oranier mit seinem Oheim von Brandenburg verband? Wir Beide sind, schreibt er einmal dem Kurfürsten, so fest vereinigt, wie Himmel und Erde aneinander hängen. Dürfen wir vergessen, was unser Rheinland den beiden Freunden dankt? Wie jammervoll lag unser Reich darnieder, seine uralte Bildung nahezu vernichtet, seine Sprache wie ein Bettlermantel geflickt mit den Fetzen fremder Kleider — und daneben der Hof von Versailles, wie dort der Strom eines reich entwickelten Volksthums in hohen Wogen ging, Macht und Schönheit, Bildung und Genuß in einem großen Zuge des Lebens sich bewegten! Wahrlich, ohne den Heldensinn des Hohenzollern und des Oraniers verfiel der Rhein rettungslos dem überlegenen Staate, der überlegenen Gesittung der Franzosen. Nach jahrelangen Kämpfen, nach immer erneuten und immer vergeblichen Versuchen, das gesammte Europa durch ein Bündniß gegen Frankreich zu einigen, geräth endlich weithin die protestantische Welt in Aufruhr, da Ludwig die Hugenotten vertreibt und in England der bigotte Jakob II., der Vasall des Bourbonen, die Rechte des Staates und der Kirche mit Füßen tritt. Welch eine Aussicht: Englands Seemacht mit dem Landheer Frankreichs verbündet, die zwei katholischen Höfe des Westens im Begriff noch einmal den Jammer der Religionskriege über den Welttheil heraufzuführen! Da verabredet der große Kurfürst als ein sterbender Mann mit seinem Neffen jenes große gemeinsame Unternehmen der Protestanten Nordeuropas, das den englischen Staat dem Einfluß der Bourbonen, der Willkür der Stuarts entreißen soll: Wilhelm wagt seinen kühnen Befreierzug nach England — eine That gewaltig genug ihn, der sie leitete, unter die Unsterblichen zu erheben, und doch nur eine Scene in dem großen Drama dieses Lebens. Dann löst der wunderbare Mann die unmögliche Aufgabe, zugleich als ein constitutioneller König zu regieren über den undankbaren murrenden Briten und Schotten, als ein Despot in dem meuterischen Irland, als republikanischer Beamter in der Anarchie seiner Heimath, und führt dabei den

Kampf gegen Frankreich unablässig weiter, bis endlich an der Neige seiner Tage der kühnste Traum seines Lebens in Erfüllung geht. Die große Allianz Europas wider den herrischen Bourbon, die lang geplante, kommt zu Stande, Wilhelm's letzte Thronrede wird das Kriegsmanifest des spanischen Erbfolgekriegs. Noch ein Jahrzehnt nach seinem Tode bestimmen seine Gedanken das Schicksal der Welt: sein Schatten schreitet durch jene Heere, die bei Malplaquet und Oudenarde, bei Blenheim und Turin das Gleichgewicht Europas vor Frankreichs Uebermacht erretten.

Ein gewaltiges Herrscherleben sicherlich, und doch sank Hollands Macht unter diesem seinem größten Fürsten. Wilhelm war ein Held Europas, nicht eines Landes, the world's great patriot, wie Addison ihm zurief. Auf Augenblicke gelang ihm wohl den hehren Geist vergangener Tage wachzurufen in seinem Volke: als er die Fahrt gen England begann, da segneten die Prediger in den überfüllten Kirchen Amsterdams den anderen Gideon, der hinauszog in den heiligen Kampf, und fluchten dem Rehabeam zu Paris, der freilich auch die Häringseinfuhr aus Holland verboten hatte. Allein überschauen wir Wilhelm's Wirken im Ganzen, so erscheint er doch nur als der große Herrscher einer sinkenden Nation, die selbst nach der Schande von 1672 die verlorene Mannheit nicht wiederfindet. Nur durch harte Drohungen zwingt er in jenem Schreckensjahre die Friesen, ihre Deiche zu zerstechen, nachher kann er doch nicht verhindern, daß die Hochmögenden im Frieden von Nymwegen den großen Kurfürsten treulos preisgeben — und vor Kurzem noch hatte die Union die Schlacht von Fehrbellin durch einen Bettag gefeiert, dem treuen Alliirten verheißen, sie werde ihm seine hochherzige Hilfe nie vergessen! Sein Lebenlang zerrt und streitet sich der letzte Oranier in aufreibenden Händeln mit der Friedensseligkeit der Regenten von Amsterdam, die ihm einmal kurzweg erklären: „die Erniedrigung von Frankreich, die Eroberung der Welt ist uns nicht so theuer als unsere Privilegien;" hundertmal schelten seine Briefe „diese unbegreifliche Gleichgiltigkeit gegen die auswärtige Politik."

Er bleibt ein Holländer in Sitte und Neigung; wie oft sehnt er sich von der ungastlichen Insel hinweg nach den heimischen Sümpfen, und kommt er einmal hinüber, dann eilen viele Meilen weit die Schlittschuhläufer zu Tausenden herbei den Helden zu begrüßen, der in England nur mit bewaffnetem Gefolge sein Schloß verlassen darf. Aber

in der großen Rechnung seiner europäischen Pläne ist die geliebte Heimath doch nur ein Factor, der anderen größeren Posten nachstehen muß. Der Holländer de Wit sah scheel auf Englands Seemacht und rang mit ihr; für Wilhelm's europäische Politik war der Bund mit England unerläßlich, wenn auch die Heimath darunter leiden sollte. Und sie litt wirklich. Der Argwohn der Briten wider die holländischen Neigungen ihres neuen Königs erwies sich bald als ebenso grundlos wie in unseren Tagen das Mißtrauen der Insulaner gegen den coburgischen Einfluß. Wilhelm III. war ein Fremdling, ein Usurpator auf Englands Thron, er mußte, wenn er sich halten wollte, das neue Vaterland dem alten vorziehen. Die harten englischen Zollgesetze blieben aufrecht, die Navigationsacte ward sogar in den Kolonien durchgeführt; unter der Regierung des Holländers entstanden die beiden großen Geldmächte, die Bank von England und die neue ostindische Compagnie, welche dem niederländischen Handel verderblich wurden. In dem friedlichen Wetteifer zwischen den verbündeten Völkern trat Englands Uebergewicht rasch hervor; der Name der „Seemächte" galt als ein Collectivbegriff in der Sprache der Diplomaten und er bedeutete bald, wie Friedrich der Große boshaft bemerkt: das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe am Schlepptau. Schon in der Seeschlacht von La Hogue ist dies Machtverhältniß unverkennbar: die staatische Flotte kämpft ehrenvoll neben der englischen, doch die Entscheidung kommt durch die Briten. Ja in jener letzten Thronrede spricht Wilhelm selber aus, daß er England als die führende Macht betrachte; er ruft den Gemeinen des Königreichs zu: „an der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks wird man erkennen, ob Ihr ernstlich wollt, daß dies England die Wage der Welt in Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe." — Die Geschichte Europas wird immer den Tag in Ehren halten, da jener größere Wilhelm der Eroberer an Englands Küsten landete und das Haus Oranien dem britischen Volke, wie so oft den Niederländern, seinen stolzen Wahlspruch zurief: je maintiendray! Dem Holländer aber ist zu verzeihen, wenn er mit gemischten Gefühlen auf diesen Glanztag der englischen Annalen blickt.

Auch das Verfassungsleben der Union verdankt dem letzten Oranier wenig. Wilhelm war Generalcapitän der Union, seit 1674 Erbstatthalter in fünf Provinzen, er erlangte durch die Neuordnung der Provinzialverfassungen das Recht, die Magistrate in den meisten

Städten zu ernennen. So gebieterisch schaltete sein Einfluß, daß in seinen letzten Jahren zuweilen die Erklärung genügte: „der König will es, so muß es geschehen.“ Er hatte das Glück, in den Rathspensionären Fagel und Heinsius zwei einsichtsvolle treu ergebene Genossen zu finden. Statthalter und Pensionär, der Kriegsstaat und der Friedensstaat der Union, die lange verfeindeten, wirkten einträchtig zusammen, und die Welt spottete: der Oranier ist Statthalter in England; König in Holland. Aber dieser gedeihliche Zustand, der lebhaft an den norddeutschen Bund erinnert, stand doch nur auf zwei Augen. Die rettende That, deren der kranke Staat bedurfte, die Gründung der Monarchie ward nicht gewagt, denn Wilhelm scheute die Wirren, welche, unzertrennlich von solcher Umwälzung, den kühnen Gang seiner europäischen Pläne leicht stören konnten. Die friesische Nebenlinie wollte auf ihr Statthalteramt in zwei Provinzen nicht verzichten, und als Gelderland dem Prinzen die erbliche Herzogswürde anbot, da lärmten die Edelgroßmögenden von Holland, erinnerten salbungsvoll an den unvermeidlichen Gideon. Wilhelm schlug den Herzogshut aus, und auch als er den englischen Thron bestieg, versuchte er nicht dies widersinnige Staatsrecht zu ändern, kraft dessen ein König der Unterthan der Hochmögenden sein sollte. Ihm genügte der persönliche Einfluß, und der in England das parlamentarische Königthum begründete, er hat daheim die brüchigen Gesetze seines Landes oftmals unbedenklich übertreten. Auch in ihm lebte die Vorliebe seines Hauses für den kleinen Mann; doch den Gilden einen Antheil am Stadtregiment zu geben wagte er nicht, ja durch ihn gerade ist die oligarchische Verbildung auch in die oranische Demokratie eingedrungen. Nach dem Sturze der de Wits vertrieb die siegreiche Statthalterpartei in Massen die alten Regenten, und da Wilhelm jetzt mit einem Schlage an 600 seiner Getreuen in die Stadträthe einführte, so entstand unter den Oranischen eine neue Oligarchie, etwas weniger friedensselig als die staatische, doch nicht minder unbefangen in allen Künsten des Nepotismus. Der alte große gedankenreiche Kampf der Aristokraten und Demokraten schrumpft allmählich zusammen zu dem ideenlosen Gezänk zweier oligarchischer Coterien: die oude und die nieuwe Plooi streiten sich, ob die Staatsämter der alten oder der neuen Vetterschaft gehören sollen. Mit vollem Recht klagt Niebuhr in seinen Circularbriefen: seit dem Tode der de Wits ist Alles kleinlich in diesem Staate. Als der Letzte der alten Oranier

starb, war die Union in jedem Sinne schwächer als zu seines Vaters Zeiten. —

Fast ohne Widerstand gründeten die Regenten jetzt abermals ein statthalterloses Regiment; so wenig hatte die Herrschaft des Königs die Landsleute befriedigt! Da Friedrich I. von Preußen seine Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelms III. nur mit halber Kraft vertheidigte, so blieb der junge Statthalter von Friesland aus der oranischen Nebenlinie der einzig mögliche Nachfolger des großen Todten, und nimmermehr hätte das Patriciat geduldet, daß ein Mann Statthalter sei in allen sieben Provinzen. Ein unerquickliches Bild des Verfalles — das halbe Jahrhundert dieser zweiten statthalterlosen Zeit (1702—47)! Wohl griff die Republik noch eine Weile bedeutsam in die Weltgeschicke ein. Wer kennt nicht „das Triumvirat" — jene Erben der wilhelminischen Politik, die den spanischen Erbfolgekrieg leiteten — Eugen, Marlborough und den Rathspensionär Heinsius? Und neben Heinsius stand ein glänzender Kreis talentvoller Staatsmänner, Hop, Franz Fagel und Slingelandt, redlich bemüht, den losen Staatenbund zusammenzuhalten. Freilich nur die diplomatische Gewandtheit des „Mylord Duc" vermochte den Hochmögenden kühne Entschlüsse zu entreißen. Marlborough's Briefe gewähren einen lehrreichen Einblick in die Gebrechen der Unionsverfassung, und Eugen schreibt einmal traurig: Alexander that Großes mit geringer Macht, aber er hatte keine Felddeputirten in seinem Zelte! Immerhin waren die Leistungen der Republik im Lager und im Rath noch achtungswerth; sie erlebte die Genugthuung, daß noch einmal auf ihrem Boden, zu Utrecht, wie so oft im vergangenen Jahrhundert, der europäische Friedenscongreß zusammentrat. Noch lange erhielt sich im Auslande der Weltruhm des freien Staates. Peter der Große verbrachte seine Lehrjahre in dieser alten Fürstenschule und bildete durch holländische Seeleute seine junge Flotte. Deutsche Prinzen dienten noch gern unter den staatischen Fahnen, zahlreiche Publicisten priesen die Union und fanden wohl in ihrer Verfassung das Ideal des gemischten Staates — dies Ueberall und Nirgends aller charakterlosen Politiker. Noch am Ende des Jahrhunderts rühmte Schiller das milde Gemeinwesen, das allen Fremden bei dem Eintritt in sein Gebiet die verlorene Menschenwürde wiedergiebt. Die strengen Lutheraner wiederum bewahrten dem Staate des Calvinismus den alten Haß, und das Kirchengebet der böhmischen Jesuiten empfahl noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges unter allen

Ketzern absonderlich „die Wasserhunde, die Holländer," den gerechten Strafen des Herrn. Daß eine Welthandelsmacht wie diese nur langsam sinken konnte, leuchtet ein, ja für ihren Osten schien erst jetzt eine neue Zeit des Glanzes zu beginnen, da die ostindische Compagnie große Pflanzungen auf Java errichtete und der Kaffe von Cheribon bald mit dem arabischen wetteiferte.

Doch in Wahrheit war die Union schon während des spanischen Erbfolgekrieges nicht mehr eine Großmacht. Begreiflich genug, daß Blackstone den ewigen Bund zwischen England und Holland als einen Grundpfeiler der englischen Freiheit bezeichnet; den Briten allein fiel der Vortheil zu von dieser Allianz, die während eines vollen Jahrhunderts, bis um 1780, fortwährte, ohne daß die Herzen der beiden Nachbarvölker sich fanden. Die Parteipolitik der Whigs, nicht das Interesse der Union, bestimmte die Hochmögenden den Krieg gegen Frankreich in's Unendliche fortzuführen. Währenddem schloß der kluge Alliirte den Methuen-Vertrag, der den Briten das Monopol des Handels mit Portugal sicherte. Port Mahon, der wichtige Halteplatz der holländischen Schiffe im Mittelmeer, kam an England; Gibraltar, durch die Waffen der beiden Bundesgenossen erobert, blieb den Briten allein. In der blutigen Schlacht von Malplaquet sodann ging die Blüthe der staatischen Armee zu Grunde, also daß die Union fortan nie mehr ein wahrhaft kriegstüchtiges Heer in's Feld stellen konnte. Und was ward durch solche Opfer erreicht, als die Union endlich, verlassen von dem glücklichen Verbündeten, zu Utrecht Frieden schloß? Sie erwarb das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen des nunmehr österreichischen Belgiens; doch die lang erstrebte „Barriere" erwies sich bald als ein zweifelhafter Gewinn. Denn wo war die Bürgschaft, daß Oesterreich diesen Außenposten an der Schelde mit voller Kraft behaupten werde? Schon während der schlesischen Kriege ward in Wien der Wunsch rege, den lästigen Mühlstein vom Halse des Kaiserstaates abzuschütteln. Die Union aber mußte durch die unnatürliche Herrscherstellung auf belgischem Boden unausbleiblich in alle Kriege Oesterreichs und Englands verwickelt werden und wähnte sich dennoch gesichert hinter dem trügerischen Schutzwall der Barriereplätze.

In behaglicher Trägheit lebte der Staat dahin während jenes öden Vierteljahrhunderts nach dem Utrechter Frieden, das Friedrich II. so schlagend als eine Zeit des abâtardissement général der Diplomatie bezeichnet; kläglicher noch als in den Tagen de Wit's wurde die

Wehrkraft verwahrlost. Erst als mit der Thronbesteigung des großen Königs wieder eine Zeit gewaltiger Kämpfe begann, wurde die Ohnmacht des Krämerstaates vor aller Welt offenbar. Derweil die neue protestantische Großmacht mit dem gesammten Europa kämpfte, schrieb der Staatsrath der Union (1757) alles Ernstes ein Gutachten über die Frage, ob die Republik nicht ihre Kriegsflotte auflösen und den Kauffahrern überlassen solle sich selber zu schützen. Der vormals seeherrschende Staat verfocht bescheiden den Grundsatz „frei Schiff frei Gut" — und jetzt ohne Hintergedanken: er hatte sich längst zu jenen menschlichen Grundsätzen des Seerechts bekehrt, welche immer von den Marinen zweiten Ranges vertheidigt werden. Im englischen Parlamente aber erklangen herbe Worte der Verachtung über dies friedensselige Gemeinwesen, das eine Handelsgesellschaft sei, nicht eine Nation, und Lord Chatham vermaß sich: ohne Englands Erlaubniß soll kein Kanonenschuß erdröhnen auf den Meeren!

Wohin wir blicken, überall Erstarrung, bequemes Ausruhen auf den Werken vergangener Tage. Das massenhafte Capital, das in dem sinkenden Waarenhandel nicht mehr Raum fand, warf sich jetzt auf den Geldhandel: die Holländer wurden ein Volk von Capitalisten — die Staatsgläubiger, wie einst die Frachtfahrer aller Nationen. Man berechnete um 1780, daß 1500 Millionen Livres holländischen Capitals in auswärtigen Staatsanleihen angelegt seien — eine Verbildung der Volkswirthschaft, die sich nicht minder hart bestrafte als die einseitige Vorliebe des spanischen Volkslebens für Staat und Kirche. Bankrotte und Schwindelgeschäfte, die unvermeidlichen Begleiter des Capitalüberflusses, gefährdeten bald den alten kaufmännischen Ruf der Nation. In herrlichen Sammlungen und philanthropischen Stiftungen wird der Ueberfluß des Reichthums aufgespeichert, die müßige Schaar der Regenten und Regentinnen standesgemäß beschäftigt. Gartengitter von gediegenem Silber umfriedigen die Häuser der Hochmögenden im Haag; auf allen Schränken schwere Nippes aus Japan; hier eine Uhr, in deren Pendel ein Engel sich schaukelt; dort ein fein geschnitzter Schrein mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegt, öffnest Du die Thür, so erblickst Du hinter einer Vorhalle von zierlichen Pfropfenzieherfäulen ein wohlversorgtes Regentenhaus im Kleinen — überall der kostbare Schnickschnack geschmackloser Pracht, ungeheure Langeweile, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit China. Damals entstand jenes Zerrbild vom holländischen Wesen, das noch heute in den Vorstellungen

der Nachbarvölker fortlebt, obwohl es längst nicht mehr zutrifft: der bequeme Mynheer mit Schlafrock und Thonpfeife, die dicke Mevrouw mit schläfrig wasserblauen Augen, die sich die Füße wärmt über dem Torfbecken, dem Stoofje. Und trotz des Verfalls, trotz der Verwälschung der Sprache noch immer die alte Selbstgefälligkeit! Man verachtet die kühnen Gedanken Lessing's und Kant's als deutsche Neologie, man feiert prunkvoll das zweihundertjährige Jubelfest der Glanztage des Befreiungskrieges, gleichwie der Schweizer in kleiner Zeit noch mit den Morgensternen von Sempach und Morgarten, mit den scharfen Hörnern des Stieres von Uri prahlt.

Im Staatsleben begegnet uns der ganze wohlbekannte Jammer des ancien régime, nur daß hier niemals die aufräumende Hand eines aufgeklärten Despoten einer neuen Zeit die Wege ebnete. Selbst der Ruhm des duldsamsten Staates gebührte der Union nicht mehr, seit in dem Reiche Friedrich's des Großen die gesetzliche Toleranz gegründet ward — eine höhere, reifere Freiheit als die anarchische Nachsicht der Holländer. Unbelehrt durch Friedrich's glänzendes Vorbild halten die Regenten die Folter und die Barbarei der alten Strafgesetze hartnäckig aufrecht. Die Corruption, das Vetterschaftswesen bläht sich auf mit unglaublicher Dreistigkeit: es geschieht wohl, daß, wenn im Hause eines Bürgermeisters ein freudiges Ereigniß erwartet wird, die Stadtregenten ein neues Amt gründen oder ein erledigtes offen halten für das zukünftige bürgermeisterliche Jongetje. Die Stämme der sieben Provinzen waren längst zu einer Nation verschmolzen, auch der sociale Gegensatz der Landschaften glich sich aus, seit der Stand der Kaufleute und Capitalisten in allen Provinzen herrschte. Das Land bedurfte der demokratischen Monarchie, die Bundesverfassung hatte den sittlichen Grund ihres Daseins verloren, doch die träge Oligarchie verschmähte selbst den bescheidenen Bundesreformplan, welchen der treffliche Rathspensionär Slingelandt vorschlug.

Da reichte noch einmal ein gnädiges Geschick dem sinkenden Staate die Hand, daß er sich erhebe. Während des österreichischen Erbfolgekrieges, den die Union als Englands Verbündeter in kläglicher Haltung mitfocht, drangen Frankreichs Heere, die Barriere durchbrechend, in das Gebiet der Republik ein. Und wieder, wie i. J. 1672, hißten die Marktschiffe das Orangebanner auf, der Demos rief nach

seinem Herrscherhause (1747). Der Statthalter von Friesland wurde zum Erbstatthalter erhoben, er empfing das Recht in den meisten Städten die Magistrate einzusetzen, also daß er thatsächlich die Hälfte der Generalstaaten ernannte; er erhielt sogar die Würde des Generalgouverneurs von Indien, die nie ein Oranier erlangt, und vor Allem, er zuerst bekleidete das Statthalteramt in allen Provinzen. Der Weg zum Einheitsstaate lag offen, jetzt oder niemals galt es, die bis in das Mark der Knochen verfaulte Oligarchie durch eine demokratische Bewegung zu stürzen. Doch auf die Nassau-Diezer Linie war von den großen Oraniern nichts übergegangen als der Name. Wilhelm IV. fühlte sich nicht Mannes genug, die Regenten unter eine gerechte monarchische Ordnung zu beugen, er zog den bequemeren Weg vor, ließ die alte Verfassung bestehen und die Oligarchen, da die Kriegsnoth rasch vorüberging, ihr schläfriges Unwesen weiter treiben. Das Volk aber, enttäuscht, preisgegeben von seinem geborenen Freunde, verfällt unter der schlaffen Regierung des vierten und des fünften Wilhelm einem wüsten, zerfahrenen Parteileben. Die Trümmer der alten Staatenpartei, verbündet mit einer neu aufkommenden demokratischen Richtung, streiten wider das Statthalterhaus und seinen Regentenanhang. Zügelloser denn je tobt die von Altersher in diesem Volke heimische Roheit des Parteikampfes: die Exercirgesellschaften der demokratischen Bürger schmähen und poltern gegen die „Hofhunde," werfen Orangen in die Luft und treten sie mit Füßen. Erstaunlich in der That, daß dies wüste Treiben nicht schon weit früher auftrat unter einer Verfassung, welche das zuchtlose Demagogenthum geradezu herausforderte. Und wer darf den berechtigten Grundgedanken in dieser schreienden Opposition verkennen? Der Ruf nach Verfassungsreform, nach grondwettige herstelling klingt aus allen Schmähreden der Unzufriedenen heraus, die Ideen der französischen Revolution dringen nach Holland hinüber, und mitten in dem rohen Getümmel erringt der „holländische Gracchus," Freiherr Capellen tot den Poll, den Bauern der Landprovinzen die Abschaffung der Herrendienste. Um den Hof dagegen kriecht und schmeichelt eine ergebene Liebedienerei, welche die großen Oranier nie geduldet hatten. Als vierjähriger Knabe commandirt Wilhelm V. mit dem Sponton in der Hand die unterthänige Bürgergarde seiner Residenz. Manche ritterliche Männer — wie der junge York, der dereinst Deutschlands Befreiung beginnen sollte — schaaren sich um das bedrängte Statt-

halterhaus, aber auch knechtische Naturen, wie jener Schenck, der Verfasser des ekelhaft servilen Buches über Wilhelm V.

Und seltsam, während der Staat der Utrechter Union dem Untergang entgegenwankte, ward seine alte Herrlichkeit das Vorbild für eine Staatengründung jenseits des Meeres. In einer Bürgerversammlung zu Boston (1772) fielen die drohenden Worte: wir wollen unsere Unabhängigkeit erkämpfen wie einst die Niederländer, gleich ihnen einen Staatenbund bilden und wie sie allen Völkern freien Handel gewähren. Die Erhebung Nordamerikas begann, und da nun alle Feinde Englands auf die bedrängte Meereskönigin sich stürzten, ward auch die Union in den Kampf hineingerissen — durch die Erbärmlichkeit ihrer Bundesverfassung. Ein Handelsvertrag, den die souveräne Stadt Amsterdam eigenmächtig mit den amerikanischen Rebellen geschlossen, führt zu Beschwerden, der alte Haß gegen England braust wieder auf, mit leichtsinnigem Ungestüm taumelt die Republik in den ungleichen Krieg. Was noch übrig von der Macht des Welthandels geht zu Grunde unter den Schlägen des Feindes, nur von den Kolonien wird der beste Theil gerettet — durch Frankreichs großmüthigen Beistand. Welch ein Bild gefallener Größe: das Volk der Tromp und Ruyter feiert die unentschiedene Seeschlacht an der Doggersbank (1781) mit rasendem Jubel als einen unerhörten Sieg, und im Haag wird dem ersten Seehelden der Franzosen, dem edlen Suffren, ein Denkmal errichtet als dem Vertheidiger des niederländischen Indiens! Nach dem Frieden beginnen von Neuem unruhige Bewegungen der „Patrioten." Friedrich Wilhelm II. sendet seine Preußen dem Statthalter zu Hilfe, und das Land der Oranier unterwirft sich ohne Schwertstreich der fremden Intervention. Während der König mit romantischer Großmuth seine Truppen nach errungenem Siege wieder heimruft, beginnen die rückkehrenden Regenten unbelehrt ein System rachsüchtiger Reaktion. Die flüchtigen Patrioten harren in Frankreich auf den Tag der Vergeltung. Das sieche Gemeinwesen vermag nicht mehr aus eigener Kraft zu gesunden. Dieselbe Macht der Geschichte, welche die Aristokratien von Venedig und Genua hinwegfegte, sollte auch den weiland freiesten Staat der Erde zerstören.

Inmitten der ungeheuren Umwälzung, die jetzt über Europa hereinbrach, erschien die Eroberung Hollands, vor hundert Jahren noch ein welterschütterndes Ereigniß, als eine geringfügige Episode. Hier wie in Deutschland und Italien stürzte die alte Ordnung zusammen, mehr durch ihre eigene Fäulniß als durch die Siege der französischen Waffen. Herbeigerufen von der Patriotenpartei rückten die Schaaren der Revolution in dem harten Winter von 1794/95 über die gefrorenen Spiegel der großen Ströme; die Flotte im Eise am Texel strich die Flagge vor einem französischen Reitergeschwader. Die Regenten zitterten vor der Raubsucht der Jacobiner, unter den Mittelständen jubelten Viele der neuen Freiheit zu, nur die kleinen Leute bewahrten allezeit treulich ihre oranische Gesinnung. Durch fremde Gewalt ward endlich das Nothwendige, die Staatseinheit, vollführt, die eine und untheilbare batavische Republik gegründet. Wozu im Einzelnen schildern, wie jetzt die Tochterrepublik gleich einer am Draht geleiteten Puppe jeder Zuckung der Hand des Herrschers gelehrig folgte, wie jedem Staatsstreich in Paris ein gleicher im Haag antwortete? Mit genialer Sicherheit fand sich Bonaparte in den verworrenen Händeln des kleinen Nachbarlandes zurecht. Während er in der Schweiz den republikanischen Föderalismus als die naturgemäße Ordnung aufrechthielt, erkannte er augenblicklich, in Holland sei die alte Staatsform für immer vernichtet und die Zeit gekommen für den monarchischen Einheitsstaat; die alten Provinzen, welche der unitarische Feuereifer der Jacobiner schon einmal gänzlich zerstört hatte, sollten fortleben als Departements. Doch der Wahnsinn der Ländergier trieb den Imperator bald sein eigenes Werk zu zerstören; das Königreich Holland, kaum geschaffen, verschwand in der ungeheuren Oede des Weltreichs.

Nur der blinde Haß kann verkennen, wie viele Keime gesunden neuen Lebens die Tyrannei der Fremden in den Boden dieses erstarrten Gemeinwesens gesenkt hat. Der Gedanke der Staatseinheit stand fortan unverlierbar fest in dem Bewußtsein des Volkes; wer fragte noch nach dem kleinen Gezänk der Utrechter und der Friesen in solchen Tagen, da große Reiche wankten wie das Rohr im Winde? Auch die Rechtsgleichheit aller Landestheile war ein dauernder Gewinn; wer durfte die unwürdige Abhängigkeit der Generalitätslande, nun sie beseitigt war, je wieder erneuern? Die Standesvorrechte verschwanden, die Gesellschaft wurde demokratisirt, so von Grund aus wie nur in

Frankreich selber. Denn die Geburt hatte niemals viel gegolten in dem kaufmännischen Volke, die beiden Säulen aber, worauf das Ansehen der Regenten ruhte, brachen jetzt zusammen: der Alleinbesitz der Aemter und der Reichthum. Der Verlust der Flotte und der Kolonien, der Staatsbankrott und der Stillstand des Handels vollendeten die von den Sansculotten längst angekündigte „Umwälzung der Geldsäcke.“ Die despotische Bureaukratie der Franzosen fegte das buntscheckige Durcheinander der Patrimonialgerichte und Grundherrschaften hinweg, und der classische Staat der Toleranz erhielt die gesetzliche Gleichheit der Confessionen erst durch den fremden Gewalthaber. Unterdessen fanden wie in Deutschland tiefere Gemüther durch die Arbeit des Gedankens das verlorene Vaterland wieder: das ehrwürdige Leyden hegte und pflegte die Erinnerungen der Nation, desgleichen die Hochschule von Utrecht, die von den Franzosen aufgehoben dennoch fortbestand. Als Napoleon's Macht in's Wanken kam, beriethen sich die grollenden „Altregenten“ in der Stille über die Wiederherstellung des Staates. An eine vollständige Restauration wagte auch der starrste Conservative nicht mehr zu denken; durchschlagend, endgiltig, wie der Reichsdeputationshauptschluß in Deutschland, hatte die batavische Revolution mit der Vergangenheit abgeschlossen. Die Staatenpartei war in alle Winde zerstoben. Jedermann verlangte die Wiedereinsetzung des nationalen Fürstenhauses mit besser gesicherten Rechten: „Oranien und das Vaterland sind unzertrennlich geworden.“

Da erhob sich in Preußen das Volk in Waffen, Deutschland war frei. Sobald die ersten Kosakenschwärme an der Grenze der Niederlande erschienen, flüchteten die französischen Beamten, die Truppen zogen sich in die festen Plätze zurück, und das Volk von Amsterdam hißte die Orangeflagge auf (15. Nov. 1813). Freilich, das Heldenthum der alten großen Zeit erwachte nicht wieder. Der unkriegerische Geist des Volkes, der unter allen Gewaltschlägen Napoleons nichts so bitter empfunden hatte wie die Conscription, fiel selbst dem freundlichen Auge Niebuhr's sehr widerwärtig auf, und das Urtheil des Auslandes über das Handelsvolk sprach sich unzweideutig aus in einem weitverbreiteten Spottbilde: Mynheer sitzt behaglich mit seiner Thonpfeife und Theetasse in einem Wagen, den Preußen, Rußland und England stampfend vorwärts ziehen, und ruft vergnügt: zoo gat het wel! Die Blutarbeit der Befreiung blieb den Deutschen überlassen.

In glorreichen Kämpfen rangen Bülow und Oppen um Arnheim und Doesburg, unsere Nordarmee hielt jenen Siegeszug durch die Festen der Niederlande, den der Meißel Christian Rauchs so wunderschön verherrlicht und den das gerettete Volk so gründlich vergessen hat, daß wir den Namen Bülow in den holländischen Geschichtswerken zumeist vergeblich suchen. Unsere Väter fielen nach unsagbaren Opfern unter das Joch des Bundestags, den Niederländern schenkte eine unblutige Revolution, schwunglos und nüchtern wie die englische von 1688, den Segen gesetzlicher Freiheit.

Rechtzeitig, auf den Wink der verschworenen Altregenten, war das Volk aufgestanden, also daß man mit einigem Scheine behaupten konnte, Holland habe sich selbst befreit — ein wunderliches Märchen, das von dem selbstgefälligen Volke noch heute geglaubt wird. Eine provisorische Regierung von Altregenten übernahm die Leitung des Staats und rief den Erbprinzen von Oranien zurück; ihre Seele war Gysbert Karl van Hogendorp, ein hochbegabter Staatsmann, Aristokrat durch Geburt und Neigung, durch langen Aufenthalt in Nordamerika mit großen Verhältnissen vertraut, von jeher ein treuer Anhänger des oranischen Hauses. Während das Volk in seiner Herzensfreude nur an die Rückkehr des geliebten Fürstenhauses dachte, spielte in einem kleinen Kreise von Eingeweihten der Kampf der alten und der neuen Zeit. Hogendorp berief eine Versammlung der Altregenten, auf daß durch die Staatsgewalten der Union zwar die Souveränität des Hauses Oranien begründet, aber auch ein großer Theil der alten föderalen Institutionen wiederhergestellt werde. Da trat der Leydener Professor Kemper in's Mittel, ein derber freimüthiger Holländer mit breitem Gesicht und hellen offenen Augen, ein Mann des Mittelstandes, der modernen Welt, ein wackerer Patriot, der auch unter der Herrschaft der Fremden an seinem Volksthum ehrlich festgehalten. Nicht einer Partei, rief er den Altregenten zu, dem ganzen Volke soll die Befreiung des Vaterlandes zum Heile gereichen; nicht Wilhelm VI. kehrt zurück, um abermals wie seine Väter mit dem Eigensinn der Regenten zu kämpfen, nein, Wilhelm I. eröffnet eine neue Epoche für Niederland, die Zeit der constitutionellen Monarchie. Kemper's Wort drang durch, die Versammlung der Altregenten unterblieb. Die provisorische Regierung wendete sich mit einem Manifeste an das gesammte Volk, und als die Regenten von Utrecht versuchten die Herrlichkeit der Edelmögenden in ihrer Provinz wieder aufzurichten, da genügte eine Ansprache Kemper's, um die

thörichte Restauration zu hintertreiben. Noch blieb ein harter Widerstand zu überwinden. Der Erbprinz von Oranien hatte die gewaltige Umwandlung der Geister nicht in der Heimath mit durchlebt und wußte nicht anders, als daß er der Erbe seines Vaters werden solle; er ließ sich von unserem Niebuhr jenen seltsamen Bundesverfassungsentwurf ausarbeiten, welcher, das Kind einer edlen, aber diesmal grundverkehrten Pietät, nur in diesem historischen Zusammenhange recht gewürdigt werden kann. Erst auf die flehentlichen Bitten der Unitarier entschloß sich der Prinz, die souveräne monarchische Gewalt in dem Einheitsstaate zu übernehmen; also ward jener bescheidene Leydener Jurist in Wahrheit der Schöpfer des constitutionellen Königthums in den Niederlanden. Doch so leicht ließ Hogendorp das Ideal des aristokratischen Staates nicht fallen; vielleicht dankte er auch seinem freundschaftlichen Verkehr mit Jefferson eine einseitige Vorliebe für den Föderalismus — genug, in der von dem neuen Fürsten einberufenen Verfassungscommission legte er einen Plan vor, der das Amt des Rathspensionärs, ja sogar die Statthalterwürde in den einzelnen Provinzen wiederherstellen und in Wahrheit den Staat zurückschrauben wollte auf den Zustand, der unter Kaiser Karl V. bestanden. Nach heftigen Debatten siegte endlich die Meinung der Unitarier Roëll und van Maanen.*)

Die Verfassung vom 30. März 1814 gründete den Einheitsstaat, doch mit nichten eine mechanische Einheit, wie Heinrich Leo klagt. Vielmehr herrscht der gesunde Geist der Decentralisation in der neuen Monarchie. Die laufenden Geschäfte der Provinzialverwaltung besorgt heute ein Ausschuß der Provinzialstaaten, die Centralgewalt mischt sich nur ein durch einen königlichen Commissär, der die Oberaufsicht führt; doch allerdings sind die Generalstaaten und Provinzialstaaten trotz der alten hochtönenden Titel jetzt nur noch constitutionelle Kammern und

---

*) Die ältere Literatur über diese denkwürdige Revolution (Bosscha, geschiedenis der omwenteling in Holland. Amsterdam 1814. — Chad, a narrative of the Dutch revolution. London 1815. — v. d. Palm, gedenkschrift van Nederlands herstelling. 1813. — Kemper, oratio de aetatis nostrae fatis. 1816) hat kürzlich eine wichtige Ergänzung erhalten durch die Forschungen von J. de Bosch Kemper (staatkundige geschiedenis van Nederland. Amsterdam 1866), welche auch Louis Hymans benutzt hat (in seiner Histoire de la Belgique. Bruxelles 1869. vol. I.). Ueber Hogendorp's Bildungsgang geben die Brieven en gedenkschriften van G. K. v. Hogendorp (Haag 1866) lehrreichen Aufschluß.

Provinzialstände. Die Erfahrung zweier Menschenalter hat die Meinung der Unitarier bestätigt, immer auf's Neue das Vorurtheil widerlegt, als ob der Bundesstaat allein die Kraft des Ganzen und die Freiheit der Theile gewähren könne. Erst der Einheitsstaat giebt den Gliedern des Gemeinwesens den gebührenden, gerechten Antheil an der Leitung des Staates: die alte Provinz Holland wählt ein volles Drittel der Mitglieder der Generalstaaten. Die selbständige Verwaltung der Provinzen hat sich kräftig weiter entwickelt und die letzten Ueberreste der napoleonischen Bureaukratie ausgestoßen; aber auch der Gedanke der Staatseinheit ward schärfer ausgebildet, also daß die Mitglieder der Generalstaaten jetzt durch Volkswahlen, nicht mehr, wie jenes Grundgesetz bestimmte, durch die Provinzialstaaten ernannt werden. Niemals ward auch nur ein Wunsch laut nach der Herstellung des alten Bundes. Von dem Partikularismus der Provinzen ist nichts mehr übrig als ein heilsamer Wetteifer und jene harmlose nachbarliche Eifersucht, welche für germanische Völker zum Leben gehört.

Das so verständig begonnene Werk der Neugestaltung wurde von vorn herein gestört durch zwei unreife Nebenpläne. Der oranische Ehrgeiz gedachte durch die Verheirathung des Thronfolgers mit der Erbin der englischen Krone den Eintagsglanz der wilhelminischen Tage zu erneuern — ein Plan gleich unheilvoll für beide Völker, den die Gunst des Glücks rechtzeitig vereitelte. Dagegen kam ein anderer begehrlicher Gedanke, der mit jenem eng zusammenhing, zur Ausführung: obwohl Holländer und Belgier unverhohlen widerstrebten, wurde das Burgunderreich der siebzehn Provinzen wiederhergestellt. Durch langjährige bürgerliche Wirren mußte Holland büßen für die Thorheit der europäischen Diplomatie, welche die Entwicklung dreier Jahrhunderte mit einem Federzuge vernichten wollte. Erst seit der Abtrennung Belgiens bewegen sich die holländischen Dinge wieder in einem frischeren Zuge. Zwar der alte Weltruhm ist für immer dahin, und das langsame Volk sieht sich in seinem Staatsleben oft überflügelt von dem rührigen Nachbar, dem lange mißachteten Belgien. Doch der thätige Handel, die gesunde Volksbildung, die ehrenwerthe Literatur, die sich von den fremden Mustern wieder zurückgewendet hat zu dem Boden der Heimath, geben dem kleinen Volke gerechten Anspruch auf die Achtung der Welt.

Uns Deutschen liegt der vermessene Gedanke fern, nach der Weise des Wiener Congresses die Geschichte der Jahrhunderte zu streichen.

Man liebt uns wenig zu Amsterdam und Utrecht, und selbst unsere Gutmüthigkeit kann den zur Schau getragenen Kaltsinn der Nachbarn nicht mit wärmeren Empfindungen erwiedern. Wer wüßte nicht, welcher Undank die Befreier Hollands belohnte, wie schamlos eine boshafte vertragsbrüchige Krämerpolitik — die Politik des jusqu'à la mer — unseren schönen Strom durch viele Jahre mißhandelt hat? Wo immer in unserem Vaterlande eine gesunde nationale Kraft sich erhob, da begegnete sie auch dem Hasse der Holländer — einem Hasse, welchen die zärtliche Vorliebe der Amsterdamer Börse für die bankrotten Finanzen des Hauses Oesterreich nicht allein erklärt. Durch das kleine Volk geht die unheimliche Ahnung, die Zeit der „verbrokkelde nationaliteiten" sei vorüber. Schon unter dem Ministerium Hohenzollern-Schwerin äußerte ein ausgezeichneter holländischer Staatsmann vertraulich, er freue sich des Mißerfolges der neuen Aera, denn neben einem geeinigten Norddeutschland könne Holland sich nicht halten — und welche Gehässigkeit der kleine Staat uns während des deutschen Krieges und des Luxemburger Handels erwiesen hat, das lebt noch in aller Gedächtniß. Wir deutschen Unitarier aber hören mit Erstaunen von den finsteren Plänen, die man uns zutraut. Wohl sehen wir mit Schmerz, daß die Mündung unseres Stromes nicht mehr uns gehört. Wir glauben auch nicht, daß die holländische Nation jemals wieder mit großer That eingreifen werde in das Culturleben der Menschheit. Die am Niederrhein übliche Versicherung, das holländische Volksthum bilde den Uebergang vom deutschen zum englischen Wesen, erscheint uns, ehrlich gestanden, als eine leere Phrase. Aber diese kleine Nation besteht, mit einer selbständigen Sprache, mit fester Eigenart und starkem Selbstgefühl, und für die Völker ist das Dasein gemeinhin schon das Recht des Daseins. Wir würden, wenn wir je als Eroberer aufträten auf Hollands Boden, zwar schwerlich einen neuen achtzigjährigen Krieg entzünden, wohl aber ein Volk von untreuen, meuterischen Bundesgenossen uns erwerben. Wer darf einen so zweifelhaften Gewinn wünschen? Nein, was wir wollen ist gerecht und redlich: ein treues freundnachbarliches Verhältniß, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehre offen stehe.

Nur ein Mittel giebt es, uns Deutsche wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste europäische Krieg die Belgier als Deutschlands Freunde, die Holländer

als unsere Feinde finden sollte, dann würde Holland durch thörichtes Mißtrauen sich selber ins Verderben stürzen — dann, nur dann müßten wir versuchen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuzwingen in das große Volksthum, das sie einst aufgaben. Es liegt in Hollands Händen, durch eine gerechte und furchtlose Politik diese unabsehbaren Wirren abzuwenden. Der große Gang der deutschen Dinge, die Einheit unseres Reiches von der Ostsee bis zum Bodensee läßt sich nicht mehr hemmen durch das Geschrei kleiner Völker, die verschollener Tage nicht vergessen können. Der alte Baum der europäischen Gesittung ist stark genug, um neben den schweren Aesten der großen Culturvölker, die seine Krone tragen, auch einige bescheidene Zweige zu dulden, die das Laubdach reich und gefällig abrunden.

Zur Geschichte

des

deutschen Dramas.

1. Lessing.

Allein die Zeitgenossen winden dem Dichter den schönsten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag sie Einzelnes preisen, was den Mitlebenden unverstanden vorüberschwebte; doch jene fraglose, unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künstler als edelsten Lohn erstrebt, wird er am gewaltigsten in seiner Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werther so schmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unseren Straßen verkehrten? Und hat je eine moderne Hörerschaft den Scherzen der Narren Shakespeares ein so herzliches baucherschütterndes Gelächter entgegengebracht, wie es dem Dichter zuscholl aus den Reihen der Gründlinge seines Parterres? Denn immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchterner stehen und meinen: so, ganz so empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beschieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht blos durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten. Warum aber ist bei den Deutschen die Zahl der Dichter so auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrotzt? Denn wer außer dem Forscher liest noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Lessings Mannesalter hinausliegt? Es ist wahr, weit später als anderen Völkern ist den Deutschen der Tag der Dichtung erschienen, und in dem Jahrhundert, seit jener Morgen graute, hat unser Volk erstaunlich rasch gelebt. Aber ist mit solcher Antwort das Räthsel gelöst? Warum erfreut sich der Brite noch an seinem Spenser, während Klopstock und Wieland unserem Volke nur Namen sind? Hat doch auch über den Glanz von Spensers Dichtung

sein großer Nachfahr Shakespeare seinen breiten Schatten geworfen, und ungetheilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorien so wenig empfinden, wie unser aufgeregtes Wesen an dem ruhigen Flusse des Epos. Offenbar, wir müssen eine andere Antwort suchen.

Ein Märchen ist es, erfunden in philisterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literarisches Volk bestehen. Zuerst nach dem Ruhme seiner Fahnen schaut ein Volk aus, wenn es seiner Vergangenheit gedenkt, und gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunstwerks, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmste Zeichen ihrer Gesundheit und harmonischen Kraft beneiden, daß ihnen die Kunst auf dem festen Boden staatlicher Größe reifte. Liest der Engländer die Verse von der Feenkönigin, so steigt vor seinen Augen auf das Bild der großen Elisabeth, er sieht sie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heere, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegerischen Schaaren der Engel in Miltons verlorenem Paradiese erblickt er kämpfend Cromwells gottselige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen seiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Also erhalten durch die Wucht erhabener politischer Erinnerungen diese Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts solch ein Fußgestell staatlicher Größe, daraus sie sich sicher emporheben konnte? Von einem gesunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unsere Sänger aus, und wie ihnen im Leben keines Medicäers Güte lächelte, so auch im Tode sind sie, was sie sind, durch sich selbst allein. Als Lessing sein letztes Drama schrieb, fragte er zweifelnd, ob die Tage reiner Menschensitte so bald erscheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerst die Aufführung des Nathan schauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konstantinopel der Nathan in neugriechischer Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edlen Worte erklangen: „es strebe von Euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen“, und die rechtgläubigen Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutscher stolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen christlicher Gesittung hinaus, wo Keiner des Dichters Namen kannte, keine volksthümliche

Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier strahlte siegreich die Macht des deutschen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menschenliebe.

Durch sich selbst allein wirken jene Künstler auf die Nachgeborenen. Noch mehr, sie selbst erst sind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unserem Volke, sie standen unbewußt im Bunde mit jenen Staatsmännern, die dem deutschen Staatswesen ein menschlicheres Dasein bereitet haben. Wie sich von selbst versteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beste Kraft der Deutschen erschöpfte, geschah dies Hinüberwirken Lessings auf unser öffentliches Leben vornehmlich durch seine Person, durch die souveräne Selbständigkeit seines Charakters. Erst vor wenigen Jahren ist ein gutes Bild des Knaben Lessing bekannt geworden, und mit schalkhaftem Behagen sehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da sitzt Theophilus Lessing, sittsam, ernst, in priesterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bruder, „mit einem großen, großen Haufen Bücher", in der eleganten rothen Tracht der Zeit; auch der Unkundige kann errathen, daß jenem bestimmt sei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Conrector, diesem — als Gotthold Lessing. Kraft und Wahrhaftigkeit spricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Sein Puls schlug bei voller Gesundheit so schnell wie der Puls Anderer im Fieber, er besaß im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor anderen Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er fand den Muth also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: le stile c'est l'homme. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verrathen unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieser Natürlichste der Menschen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menschliche Gefühl in feste, herzlose, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhause, wo hart abweisend der

Befehl der Aeltern, unterwürfig und in schnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend spricht aus dem Ausruf des Mannes: „der Name Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wie Honig mit Citronensaft". Als er dann in Leipzig sich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrsamkeit der Schule und jenes Doppelwesen seiner Natur, das schon das Bild des Kindes ahnen läßt, sich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der wittenberger Bibliothek geblättert, der an schlechten Büchern mit Vorliebe seinen Scharfsinn übte, und der Weltmann von feinen Formen, der sich gern im Lärm des Tages tummelte, um die rasche Wallung seines Blutes zu übertäuben: — da brach jener schwere Kampf aus mit seinen Aeltern, der längst schon gedroht. Man kennt jenes bittere Wort, das Lessing am Abend seines Lebens schrieb: „ich wünsche was ich wünsche mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Seiner Jugend vornehmlich gilt diese Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigste unter uns ertrüge nicht mehr die Oede des Daseins jener Tage: ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen im Hause jede Freude zu suchen, und dennoch unfrei sogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, herzergreifend traurig, weil jeder Theil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf. Aber in Lessings Leben — wie herzlich er auch von seinem Vater gesprochen, wie groß immer die innere Verwandtschaft der beiden Streitenden — in Lessings Leben erscheint dieser Kampf unmäßig hart, das alte Geschlecht ungewöhnlich klein und gehässig. Denn der Hader bewegte sich nicht um politische und religiöse Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauses berühren; eine große gesellschaftliche Umwälzung vielmehr begann sich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauses ward bloßgestellt durch die sociale Stellung des Sohnes. Bis dahin war wer hinausstrebte aus der Erwerbsthätigkeit des Bürgerthums in den Dienst des Staates und der Kirche gegangen. Die regsamsten Kräfte des Adels und der Mittelklassen hatte das Beamtenthum und jene Zunftgelehrsamkeit des Katheders verschlungen, die kaum noch den Namen der akademischen Freiheit kannte. Höchstens dem bildenden Künstler ward gestattet seiner Kunst zu leben, im Gefolge eines Hofes ein

Unterkommen zu suchen. Da wagte der Sohn des ehrenfesten Pastorenhauses, was vordem nur verderbene Talente zu ihrem Unsegen versucht, er wurde der freie Schriftsteller, der erste deutsche Literat — nicht in klarer Absicht, nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er also unserem Volke eine neue ungebundene Berufsklasse erschuf, so wandte er auch zuerst mit Bewußtsein sich an ein neues Publikum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weise der Mehrzahl seiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu schreiben wußten. Wohl dachte er groß und menschlich von den niederen Ständen, von „dem mit seinem Körper thätigen Theile des Volks, dem es nicht sowohl an Verstand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt", er wünschte ihnen als Tröstung Gedichte zum Preise der „fröhlichen Armuth". Er selber indeß suchte sich andere Leser. Wie er sich hinausgerettet aus dem Bannkreise der alten Stände, so sprach er auch zu einem gebildeten Publikum, das keine Stände kennt, und half also diesen Kern unseres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerst, dann im Staate zur entscheidenden Macht emporwachsen sollte.

Zum ersten Male sahen die Deutschen das ruhelose und doch nie würdelose Leben eines abenteuernden Schriftstellers. „Lessing", sagt Goethe, „warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können." Wie geistvoll hier der Herzenskündiger geurtheilt, das bezeugt ein erst vor Kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Lessings Studentenzeit; Goethe hat es nie gekannt, und doch stimmt es wörtlich mit seinem Urtheile überein. Achtlos, übermüthig wirft der Dichter in den ersten Zeilen seine Würde hin, um sie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Versen:

Wie lange währt's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt unter'n Füßen.
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen,
Weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Lessings rasche, ungestüme Weise des Lebens — denn er vor Allen besaß jenen gemeinsamen Charakterzug aller vorwärtsstrebenden Geister, die Gleichgiltigkeit gegen seine eignen Werke, sobald sie vollendet — aber bezeichnender noch für die

Meinung, welche unseres Volkes beste Männer von dem Werthe des Nachruhms hegten. Ist den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingestandene höchste Ziel des Schaffens, so leben die Deutschen des Glaubens: der Ruhm sei, wie die Liebe, wie jedes echteste und höchste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschicks, die wir in Demuth hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen. Und noch immer hat unser Volk sich jener Männer mit der wärmsten Liebe erinnert, die am wenigsten davon geredet, daß sie ein solches Gedächtniß erhoffen. — Einen leisen Schatten freilich hat diese harte, kampferfüllte Jugend in Lessings Wesen zurückgelassen. Jener prosaische, nüchterne Zug, der Lessing von späteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weise unterscheidet, wie Friedrich der Große einem Cäsar, einem Alexander gegenübersteht, läßt sich nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. In jenen Tagen, wo das Gemüth jede Härte am schmerzlichsten empfindet, hat kein Frauenauge gütig über ihm gewaltet, allein die streng abweisende Mutter, die lieblos meisternde Schwester trat ihm entgegen. Die innige Zartheit der Empfindung aber, die ein hartes Geschick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann sie je aus sich heraus zu entfalten?

Also hinausgetreten aus den altgewohnten Kreisen des bürgerlichen Lebens, hat er mit unverwüstlichem Muth seinen Kampf geführt wider die falschen Götzen der literarischen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerspruch — vergeblich hat man es leugnen wollen — blieb herrschende Leidenschaft in ihm, der von früh auf liebte, „Rettungen“ verkannter Charaktere zu schreiben, der das Bekenntniß streitlustigen Stolzes niederlegte in dem Worte: „auf wen Alle losschlagen, der hat vor mir Frieden.“ Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Culturvölker gutentheils darin gelegen ist, daß sie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, so offenbarte auch die unreife deutsche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greisenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man sie nennen, wenn das widerstandlose Aufnehmen fremdländischer Ideale und Formen zu solchem Namen berechtigt. Und doch war die in festen überlieferten Formen erstarrte Dichtung nicht einmal der correcten Redeweise mächtig. Von beiden Schwächen hat Lessing unsere Dichtung geheilt. Man erfaßt nur eine Seite seines kritischen Wirkens, wenn man in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die règles du bon goût erblickt, wenn man ihm nicht folgt in jene ersten Jahre, da er mit der peinlichen

Strenge des Pädagogen die kläglichen Uebersetzungsfehler armseliger Gesellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der französischen Aesthetik allein noch haftet in dem Gedächtniß der Nachwelt. Denn das erste dauernde seiner Werke schuf er erst, da er in den Literaturbriefen auf die zuversichtliche Behauptung: „Niemand wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe" — seinen kecken Schlachtruf erschallen ließ: „ich bin dieser Niemand". Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieser Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker sich auf und hält ihr das Recht des Künstlers entgegen, der sich selber seine Bahnen bricht. Doch schärfer noch befehdet der Deutsche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeist in die Enge seiner conventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das schadenfrohe Gelächter des nationalen Selbstgefühles aus jenen erbarmungslosen Zeilen, die der untrüglichen französischen Aesthetik beweisen, daß sie die Regeln des Aristoteles nicht verstanden, die Voltaire's Dramatik enthüllen wie sie ist — gesucht, gemacht, der Natur entfremdet, „so steif, als wäre jedes Glied an einen besonderen Klotz geschmiedet?" Mochten die Einen im derben Liede den alten Fritz preisen, der sich auf die Hosen klopft und die Franzosen laufen läßt, die Andern Beifall rufen, wenn der deutsche Kritiker Voltaire's Blöße zeigte: Beide feierten Siege eines wieder erwachenden Volksthums.

Wucht und Nachdruck erhielten jene kritischen Schläge erst durch Lessings Dichterthaten. Auch er hatte sich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontischer Dichtung, und lange Zeit lockte seinen Scharfsinn, der zu spielen liebte, jenes Grenzgebiet zwischen Dichtung und Prosa: Fabel und Sinnspruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene schöne Gleichgewicht ordnenden Verstandes und schöpferischer Phantasie in dem Drama. Das Gleichgewicht, sage ich. Denn jene noch heute oft nachgesprochene romantische Thorheit, die dem Dichter der Minna von Barnhelm die echte poetische Kraft absprechen will, ist längst im voraus widerlegt durch den Denker, den Lessing selber als den größten der Aesthetiker verehrte. Aristoteles sagt: zum Dichten gehört ein Genius, ein kräftig und ebenmäßig geschaffener Geist (εὐφυής), der von Natur schon das Schöne

und Wahre findet — oder auch ein Geist von erregbarer, enthusiastischer Phantasie (μανικός). Wenn in Lessings Seele der lichte Verstand unleugbar vorherrschte, dieser ekstatische Rausch seinem nüchternen Wesen fremd blieb, so besaß er dafür jenes Höhere: die harmonische Kraft des Genius, die nichts unternimmt, was sie nicht ganz vollbringen kann. Wie er schon als Student an der wirklichen Bühne sich geschult, ja seine Rollen gedichtet hatte für bestimmte Schauspieler aus der Truppe der Neuberin, die uns als die Vorläuferin der modernen Schauspielkunst gilt: so kamen seine dramatischen Anschauungen zur Reife im Verkehr mit jener hamburger Bühne, die heute als die erste Erscheinung des neuen deutschen Schauspiels bezeichnet wird. Und wie er damals schon unter den Franzosen sich die natürlichere Schule Marivaux' zum Muster wählte, so führte er jetzt die germanische Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des shakespeareschen Drama's. Aber ein Reformer — wie der maßvollen Natur des Künstlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie sollte er sich vermessen, auf unsere verwandelte Bühne den ungebundenen Scenenwechsel des altenglischen Schauspiels einzuführen? Der so viele falsche Götzen gestürzt, wie sollte er sich selber Shakespeare als neuen Götzen setzen — was ihm die Gedankenlosen noch heute nachsagen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakespeare's Spuren; doch der Bau seiner Dramen wich nur wenig ab von der Weise der Franzosen, die mit ihrer klaren Verstandesschärfe dem Gegner doch sehr nahe standen und in ihm einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das französische Schauspiel uns überliefert, hat er sorglich beibehalten, nur daß jetzt statt des Liebhabers, des edlen Vaters, der Buhlerin die Tellheim, Odoardo, Orsina erschienen, lebendige Menschen mit dem unendlichen Recht der Persönlichkeit. Auch die dramatischen Probleme, die er sich stellt, sind die höchsten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragischen Gehalt sind seitdem über unsere Bretter gegangen. Doch in seinem engen Kreise schaltet er mit einer dialektischen Kunst und einem Reichthum der Erfindung, die allen Zeiten bewunderswerth bleiben werden; er reißt seine Charaktere in eine leidenschaftliche dramatische Bewegung hinein, die keiner seiner Nachfolger übertroffen hat.

Wenn alle diese gemeinsamen Charakterzüge der Dramen Lessings die Bühne umgestalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch seinen besonderen Einfluß geübt auf unser öffentliches Leben! Schon Sarah

Sampson, dies erste bürgerliche Trauerspiel der Deutschen, konnte nur gedichtet werden in einem Volke, dessen Mittelstände sich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbstgefühl dieser Classe. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Lessing sich des Stiefkindes unserer Dichter, des Lustspiels, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk schuf von specifisch nationalem Gehalt! Hier klingt etwas wieder von dem Lärm des schlesischen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der Grenadiere des alten Dessauers, den der Knabe schon vor den Fenstern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unsere Dichter, wenn sie die Form suchten für den unfertigen, nach Gestaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, sich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit, die so nie gewesen ist, „auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen" lassen! Jetzt endlich wagte ein Dichter das Gemüth der Gegenwart dramatisch zu verkörpern und gab ein Werk, volksthümlich sogar in seinen Schwächen, in der Breite der komischen Scenen, und ebendarum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Lauf der Jahre sich verschönt, so haben manche veraltete Wendungen in diesem Lustspiele für uns Nachlebende einen neuen schalkhaften Reiz gewonnen. Als ein Gott aus der Maschine tritt in dieses Drama noch der große König hinein, mit seinem Herrscherwort die erregten Gemüther versöhnend.

Wie anders schon der politische Sinn in Emilia Galotti! Nicht allein das Kunstwerk erquickt uns, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellertschen Wasserfluth emporstieg, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen". Keiner unter uns, der nicht den sittlichen Zorn wider höfische Tyrannei und Verderbniß aus diesem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Katastrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unseres Volkes seitdem herzhafter und stolzer geworden, daß auch Lessing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit sich nicht völlig befreien konnte? Ein Knabe hat mir einst gesagt: aber warum schlägt der Odoardo nicht lieber den Prinzen todt? — und ich fürchte nicht, daß man dies Wort belächeln werde. Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessings, der vor einem Kunstwerke seiner Empfindung nicht traute, „wenn sie von Niemandem getheilt würde", fassen wir den Muth, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen was wir

fühlen und sagen wir grad heraus: wir verstehen diesen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache die mißhandelte, freilich in ihrem Herzen nicht mehr schuldlose Tochter opfert, statt den frechen Dränger zu tödten. Angeekelt von dem falschen Pathos der französischen Tragödie strebte Lessing vor Allem die Leidenschaft in seinen Charakteren zu erregen, im schärfsten Gegensatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg, und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unser Mitleid für seine Helden zu erwecken, so bemerkt er nicht immer, daß unser Mitgefühl mit einem leidenschaftlich bewegten Menschen auch ein achselzuckendes Mitleid sein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unsicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem staatlosen Volke natürlich war, so bleibt ihm allein der Ruhm einer Kühnheit, die unsere freiere Zeit kaum mehr zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängstliche Gemüther werfen, daß ein Dichter die sittliche Fäulniß der Mächtigen auf der Bühne erscheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliches Haus seiner Heimath ein prunkendes Hochzeitsfest gehalten, weil seine Tochter zur Mätresse des Landesherrn erhoben war! Wenn er absichtlich vermied, seine Fabel mit dem staatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das persönliche Schicksal seiner Heldin die Hörer erschüttern, nur „eine bürgerliche Virginia" schaffen wollte, so hat seitdem die Geschichte seinem Drama einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche après nous le déluge? Wer sieht nicht hinter den Gestalten Marinelli's und der Orsina die Schreckensmänner der Revolution emporsteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit diesem kritischen und dichterischen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutschen der Muth zurückgegeben, in der Kunst sich eigene Pfade zu suchen. Selbständige Werke der Dichtung waren unserem Volke geschenkt, welche, in die eine Schale geworfen, alle Glorie der französischen Dramatik in der andern himmelhoch emporschnellten. Das Kunstverständniß endlich unseres Volkes ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunst wiederhergestellt, der Vermischung von Dichtung und bildender Kunst in der beschreibenden Poesie, der Vermischung von Poesie und Prosa in dem Lehrgedichte ein Ziel gesetzt. Und noch der Lebende sollte die Früchte seines Schaffens schauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geist ein Lehrgedicht zu schreiben, und

sah Lessing auf die jungen Stürmer und Dränger, so hörte er die Deutschen mit Stolz, ja mit Uebermuth wegwerfend reden von den einst vergötterten Franzosen.

Auch durch die beherrschende Vielseitigkeit seiner Bildung ist Lessing ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Gesittung geworden. Der den theologischen Beruf entschieden von sich gewiesen, er sollte der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die heilige Schrift, war selber eine neue Knechtschaft geworden. Lessing aber erkannte in den Schriften des neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des christlichen Glaubens und leitete also auf den Weg, den die wissenschaftliche Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu war diese Richtung; freute sich doch selbst jener harmlose hamburger Naturdichter Brockes, derselbe, der neun Bände lang das irdische Vergnügen in Gott besungen, im Stillen an den geheimgehaltenen Streitschriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Muth, herauszusprechen, was Tausende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpsten," denen Lessing zuerst das tausendmal nachgesprochene Wort entgegenwarf: lieber einen großen Papst als diese vielen kleinen — jener Muth, der am schneidigsten aus der „ritterlichen Absage" an Götze spricht: „schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, Recht gebe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!" Aber vergleichen wir selbst die heftigsten dieser Streitschriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzosen auf die Kirche, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß der deutsche Denker in der Sache die Romanen an Verwegenheit überbietet, in der Form hingegen jenes edle Maß einhält, welches, eine schöne Frucht deutscher Duldung, unsere freien Geister davor bewahrt, Freigeister zu werden in dem von Lessing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt sich nicht aus diesem maßvollen Wesen des Denkers das Räthsel erklären: warum doch er, der hinwegschaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der christlichen Kirchen sich erwärmen konnte? Es ist ein großes Ding, die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Denker sie auslegt. Jene Union, belächelt

als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, stündlich schreitet sie vorwärts, seit die Bildung des Protestantismus, die Ideen Lessings beginnen das Eigenthum unseres ganzen Volkes zu werden. Auf eine solche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden hat, auf ein solches „neues Evangelium" deutet das reifste Werk dieser theologischen Kämpfe Lessings, die Erziehung des Menschengeschlechts. Seine ersten Schriften liegen noch jenseits der Grenze dessen, was modernen Menschen lesbar scheint; mit dieser tritt er bereits mitten hinein in die neueste Wissenschaft. Denn lösen wir ab, was uns befremdet, die parabolische Hülle, und wir schauen als Kern: eine Philosophie der Geschichte, wir hören die Lehre von dem Fortschreiten der Menschheit und von dem Gott, der die ganze Welt beseelt, wir finden jenen historischen Sinn der Gegenwart, der in den positiven Religionen „den Gang des menschlichen Verstandes" erkennt und seinen stolz-demüthigen Ausdruck erhält in Lessings Worten: „Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?" Wohl mochte er empfinden, daß diesem kühnsten Fluge seines Geistes die Zeitgenossen nicht folgen konnten; darum bat er: lasset mich stehen und staunen, wo ich stehe und staune.

Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständniß seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wohl in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unseres Volkes Helden des Geistes waren; hier gerade thut sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unseres Volkes und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unserer Gesetzgebung sich vollständig verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen in einer gesitteten Zeit zu leben. Wie man auch denken möge über den Inhalt von Lessings theologischem Systeme — in Einem mindestens ist er schon jetzt der anerkannte Lehrer unseres ganzen Volkes: er hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Er sagte: „ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren." Zum Gemeinplatze geworden sind seine Aussprüche über das Recht der freien Forschung, und noch hat Keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „es ist nicht wahr, daß Speculationen über Gott und

göttliche Dinge der bürgerlichen Gesellschaft je nachtheilig geworden; nicht die Speculationen — der Unsinn, die Tyrannei ihnen zu steuern."

Und alle diese Werke in einer durchsichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komisch beinahe, wie in seinen ersten Werken das leidenschaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verses. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs nächste verwandte Jambus des Nathan und jene Prosa, die gar nicht anders kann als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich wiederspiegeln. Die augenblickliche Stimmung, sage ich, denn wenn so häufig geklagt wird über die Widersprüche in Lessings Schriften, über die Schwierigkeit, aus seinen Briefen seine Herzensmeinung herauszulesen, so kann ich in dieser Klage nur den sichersten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit seiner Schreibart finden. Wie ihm zu Muthe war, hat er geschrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerspruchsgeistes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankenganges rücksichtslos herausgesprochen, jeder Uebertreibung übermüthig eine andere entgegengestellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke störte, als könne je die Nachwelt über seinen Schriften grübeln, eben darum ist es so leicht, den Einen ganzen Menschen aus all seinen Widersprüchen herauszufinden.

Fragen wir endlich, wie Lessing sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate, so ließe sich wohl dawider fragen: ist es nicht genug an den politischen Thaten, die ich soeben geschildert? Waren es nicht politische Thaten, als er die Schranken der bestehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgerthums, als er unserem Volke ein starkes Selbstgefühl zurückgab gegenüber der Kunst der Fremden und einer Nation gedrückter Kleinbürger den unendlichen Gesichtskreis der Humanität erschloß? Gewiß, nur jene sich liberal dünkenden Pedanten, welche alles staatliche Leben allein in bestimmten Verfassungsformen enthalten glauben, werden hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden sich nur Wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinwesens als seine Lust und sein Leid empfinde? Hier aber erscheint modernen Augen eine Lücke in Lessings Bildung. Wer stimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußischen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überschreie? Wer entschuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welt=

historische Sinn des siebenjährigen Kriegs verschlossen blieb, und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch stellet eine Ode Ramlers oder das Lied des preußischen Grenadiers: „auf einer Trommel saß der Held" neben jenen geistsprühenden Brief Lessings, der in solchem Patriotismus nur „eine heroische Schwachheit" sah — und Ihr werdet gestehen, daß auf diesem Gebiete Lessing jene ärmeren Geister um ihren Reichthum beneiden konnte: sie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsliebe.

Selbst in Tagen, die des freien politischen Lebens entbehren, entzieht sich Keiner gänzlich der Einwirkung des Staates. So läßt sich auch von Lessing manches Wort und manche That aufweisen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutschen Staatslebens empfand: wie er gleich seinem Geistesverwandten Thomasius hinausstürmte aus der Zahmheit und Enge des kursächsischen Wesens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegensatz des Sachsenthums und Preußenthums hinabsah, wie er das engherzige Mäcenatenthum des Pfälzer Kurfürsten hochsinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage sich entrang: wann werde Deutschland je Einem Beherrscher gehorchen? Aber blicken wir von solchen vereinzelten Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk gepriesen wird, so erkennen wir sofort, wie ganz anders als die Gegenwart Lessings Tage sich zu den Kämpfen des Staatslebens stellten. Welche Armuth der Motive hier bei ihm, der uns überall sonst durch den Reichthum poetischen Details entzückt! Wie künstlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiwesens zugespitzt zu dem kahlen abstracten Gegensatz von Tyrannei und Freiheit! Nicht blos die Jugend des Dichters ist schuld an solcher Armuth, die Gesinnung eines Bürgerthums vielmehr spiegelt sich darin wieder, das die werkthätige Theilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalt politischer Kämpfe noch keine Anschauung besaß. Offenbar hat Lessings Denken die politischen Fragen nur berührt, an wenigen Stellen berührt. Den Publicisten von Gewerbe rief er sogar, seinem praktischen Wesen getreu, die Mahnung zu, solche Dinge zu überlassen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweisen machen wollte, weil sie ihn zum Vorbilde der Könige machte."

Trotzdem sind jene hingeworfenen politischen Gedanken Lessings keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, sie

sei herabgestiegen vom Himmel auf die Erde, so hat auch Lessing, der die alltäglichen Pflichten des Staates übersah, einige der höchsten Probleme der Staatskunst beleuchtet, die erst eine ferne Zukunft lösen wird. Die Gesittung der Gegenwart steht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unserer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenschen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demüthig schaut sie empor zu jenen Weisen, die, menschlichen Sinnes voll, nach der Grenze fragten, „wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Mit der traurigen Wirklichkeit, die Lessing umgab, mit dem Elend der Nothstaaten, darin er lebte, entschuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen deutschen Denkern seiner Zeit, sehr schwer ward die Nothwendigkeit des Staates zu verstehen, daß auch ihn jene Frage beschäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die Frage: ist die Abschaffung des Staates möglich oder zu wünschen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrschenden Privatlebens verweisen wir seine Lehre, daß der Staat, obwohl er erst „den Anbau der Vernunft möglich mache," doch nur ein Mittel sei für die Bildung des einzelnen Menschen. Aber weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift er wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen das tiefsinnige Problem durchdenkt: wie lassen sich die Uebel der Beschränktheit und der Härte heben, die das Bestehen mehrerer Staaten nothwendig hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menschlicher Gesittung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgerthum ein Todfeind gegenüber dem ersten und berechtigtsten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefsinnig, so überschwänglich reich ist das Leben der Staaten, daß niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthume, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Schüler nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Culturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird

jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgerthum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt den Kern der Wahrheit herausfinden aus einem Worte, das die Gegenwart in ihrem schweren Kampfe nimmermehr verstehen darf — aus dem himmlisch milden: was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Und Lessing ahnte, daß solche Zeiten harten, aufreibenden staatlichen Kampfes unserem Volke kommen würden. Das bezeugt sein gehaltvolles Urtheil über die Geschichte. Wie sicher begreift er das der Kunst verwandte Wesen der Geschichtschreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des schönen Geistes zugleich“ von dem Historiker fordert; wie viel sicherer noch die politische Bedeutung der geschichtlichen Wissenschaft, die erst in der jüngsten Vergangenheit sich entfaltet hat, wenn er das vielgescholtene Paradoxon aufstellt: im Grunde könne ein Jeder nur der Geschichtschreiber seiner eigenen Zeit sein. So scheinen ihm alle Vortheile umfassender archivalischer Forschung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenössischen Geschichtschreibers, daß er seinen Menschen bis in Herz und Nieren blicken, daß er seine Leser durch die Erzählung von ihrer eigenen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor Allem — daß er eine Macht werden kann im politischen Leben.

Soll ich noch schildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie schwer das Geschick bis zum Ende ihn heimsuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „getheilter Schmerz ist halber Schmerz“ hatte der Jüngling schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

> Was nutzt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
> Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend scheine.

Einsam ist er durch das Leben geschritten, und sein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte sich zu dem Grundsatze antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchsten Forderungen des Sittengesetzes ausschloß. Ein Jahr einer glücklichen Ehe lehrte ihn größer von den Frauen zu denken, dann am Abend seines Lebens entrang sich ihm jene schreckliche Klage: „meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es ist mir lieb, daß mir viele solche Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht.“ Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in sein Haus und in die Welt der Kunst, so hat er sicher empfunden, daß seine

Saat aufging. Die Kinder seines Weibes hörte er verkehren in dem Tone schlichter offener Herzlichkeit, er sah eine segensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte sich sagen, daß er selber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunst, deren Fesseln er gebrochen? Da stürmte Götz von Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überströmender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regellosen Weise des jungen Geschlechtes zürnen und spotten über die weichen Gefühle, die seinen hellenischen Sinn nie berührt, und die Rechte der Cultur vertheidigen wider Rousseau's Naturschwärmerei: — mit freudigem Verständniß hat er doch den Genius begrüßt, als Goethe jene grandiose Fabel besang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeistern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Um das Todesjahr Lessings ging von der Einsiedelei in Sanssouci die denkwürdige Schrift aus „über den Zustand der deutschen Literatur“. Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem großen König habe das Herz gefehlt für unser Volk. Ist es nicht genug an dem einen Fluche der Deutschen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unseres Volkslebens bis hinab in die Sprache und die traulichen Umgangsformen des Hauses — daß Luther der einen Hälfte der Nation der gepriesene Erretter, der anderen ein Gräuel ist? Noch fern ist die Zeit — doch auch sie wird erscheinen — wo Alles, was deutsche Zunge redet, den deutschen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber ist die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächst Luther am gewaltigsten für die neueren Deutschen gewirkt, von den Schmähungen zu entlasten, womit blinde Parteiwuth ihn bedeckt. Nicht die preußische Neigung des heutigen Liberalismus hat unserem großen König den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet; kein Anderer als Goethe sprach das gute Wort: Friedrich der Große erst hat durch seine Thaten unserem Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Ihn, der also den Stoff geboten für die neu erstandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunst der Deutschen! Klagen, bittere Klagen über die form- und zuchtlose Spr[illegible] Klagen, daß unsere Sprache noch nicht in die Schnürbrust eines [illegible]terbuchs der Akademie eingezwängt sei, daß die Dramen Shakes[illegible] „würdig der Wilden von Kanada“, und die „abscheulichen Plat[illegible] des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreu[illegible] Wir erstau[illegible]

diesen unerhörten Beweis der französischen Bildung des Königs und seiner gänzlichen Unkenntniß der deutschen Dichtung; doch lesen wir weiter in derselben Schrift, so redet uns mächtig zum Herzen die deutsche Empfindung desselben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über solche Armuth der Kunst seines Volks, das frohe Aussprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geist gebreche es den Deutschen; schon sei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen. Ich bin wie Moses," ruft der König am Ende, „ich sehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten."

Nun halte man neben diese Worte des Königs Lessings berufene Klage: der Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — in wie seltsamem Irrthum verfingen sich doch die Beiden! Der König erwartet den Glanz unserer Dichtung von den französischen Regeln, und siehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu sehen, und siehe, er selbst stand mitten darin. Desgleichen der Dichter, der so schmerzlich fragte nach dem Nationalcharakter der Deutschen — hätte er lesen können in der Seele jener preußischen Soldaten, die bei Roßbach die Franzosen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott Dich loben wir" sangen, gewiß, er hätte begriffen: die lebendige Staatsgesinnung, die er suchte, sehr unreif war sie, doch sie war im Werden. So standen die Beiden im Nebel der Nacht: der König, der einen Lessing suchte für unsere Kunst, und der Dichter, einen Friedrich suchend für unseren Staat. Inzwischen ist es Tag geworden, die Nebel sind gefallen, und wir sehen die Beiden dicht neben einander auf demselben Wege: den Künstler, der unserer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürsten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutschen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Lessings Tode gerade sein Bildniß den Anstoß gab zu einem heilsamen Umschwunge unserer Bildnerkunst? Versuchen wir uns zu versenken in die Seele des Künstlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Lessing bilden in der Toga — ihn, der das gespreizte Römerthum der Franzosen erbarmungslos verspottete? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falschen Schein verschmähte? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, schlicht und wahrhaft wie er selber — oder gar nicht mußte Lessings Bild erscheinen. Und der glückliche Entschluß einmal gefaßt, hat unserm Rietschel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Noth

ward ihm eine Tugend. Der steife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haares zu zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleids erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So sehen wir Lessings Bildniß vor uns — die erste Bildsäule der Deutschen, darin der entschlossene wahrhaftige Realismus der Gegenwart sich in höchster Ehrlichkeit offenbart — schmucklos und stark, gehobenen Hauptes, und diese trotzigen Lippen scheinen zu reden:

> was braucht die Nachwelt, wen sie tritt, zu wissen,
> weiß ich nur, wer ich bin.

---

2. Heinrich von Kleist.

Wer unter den Hellenen nicht verstand eine feste Stelle zu gewinnen in der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte, der ging zu Grunde, verachtet und vergessen. Der strenge Bürgergeist der Alten verdammte den Einzelwillen, der sich erdreistete etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn blickte gelassen hinweg über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit scheute sich den Schleier zu heben, der diese Abgründe des Herzens verhüllt. Erst die moderne Welt zeigt ein liebevoll mitleidiges Verständniß für die Fülle des Elends, die in dem Worte liegt: ein verfehltes Leben! Und sie hat guten Grund zu solchem Mitleid. Sie läßt den Einzelnen aufwachsen in fast schrankenloser Ungebundenheit: mag er nachher selber zusehen, wie dies junge trotzige Ich nach hartem Kampfe sich einfüge in die handelnde Gemeinschaft der Menschen. Nicht in den brausenden Jünglingsjahren, deren glückselige Thorheit allein den philisterhaften Sittenprediger erschreckt — erst später, um die Mitte der zwanziger Jahre, wenn die Zeit des Schaffens anhebt, pflegen dem modernen Menschen die schwersten, die gefährlichsten Stunden zu kommen. Welcher Mann von halbwegs reicher Erfahrung hätte nicht an dieser Markscheide des Lebens einen geliebten Genossen seiner Jugend zu Grunde gehen sehen und schmerzvoll mit Heinrich von Kleist gerufen:

> Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
> Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Die fette Mittelmäßigkeit schwimmt behaglich obenauf, doch manche der Besten sinken unter, weil ihr reicher Geist sich nicht fügen will dem

Gebote des Lebens: du sollst einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen — einem Gebote, dessen Härte der Gedankenlose gar nicht fühlt. Wie Viele flattern dahin ihr Leben lang wie mit gelähmter Schwinge, weil ein Mißgriff, ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall sie ausschließt von dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten. Unter Allen, die nicht wurden was sie wollten, leidet Niemand so furchtbar wie der hochstrebende Geist, der sich durch sein ganzes Sein, durch eine unwiderstehliche innere Stimme in einen bestimmten Beruf — und nur in diesen — getrieben fühlt und schließlich doch entdeckt, daß seine Kraft nicht ausreicht. Solche Grausamkeit der Natur trifft am härtesten die reizbare Seele des Künstlers; denn er vermag weniger als irgend ein anderer Arbeiter die Mängel der Begabung durch die Kraft des Willens zu ersetzen, und die Kunst kennt keine Mittelstraße, sie kennt nur vollendete oder verfehlte Werke. — In Vischer's Aesthetik, einem der besten und bestbestohlenen Werke unserer Literatur, wird sehr richtig neben dem Genius, der sich selber die Regel ist, und dem Talente, das auf geebneter Bahn frisch und kräftig vorwärts schreitet, noch eine dritte Form der künstlerischen Anlage unterschieden: das partielle Genie — die Begabung jener tief unglücklichen Geister, welche dann und wann in seligen Augenblicken mit der Kraft des Genius das Classische, das Ewige schaffen, um alsbald ermattet zurückzusinken und sich zu verzehren in heißer Sehnsucht nach dem Ideale. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachten Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunstaltet wird, sie besitzen Alles, was den unsterblichen Meister bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchstaben fertig macht. Die deutsche Dichtung, die nicht emporwuchs aus einer reifen Volksgesittung, sondern ihr voranging, zählt eben deshalb solcher unfertiger, unglücklicher Genies nur allzu viele, und unter ihnen ragt Heinrich von Kleist als der Gewaltigste, der Wahrhaftigste hoch empor. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines" — so bezeichnet er den Fluch seines Lebens, und nur er selber darf also reden, denn die Halbheit, die Armuth seiner Gaben genügt vollauf, um eine Handvoll tüchtiger Künstler mit überschwänglichem Reichthum zu segnen.

Wir Deutschen rühmen uns, daß von den Helden unseres Geistes nicht so unbedingt wie von den meisten Dichtern anderer Völker gesagt werden darf: des Künstlers Leben sind seine Werke. Es ist ein echt

deutscher Spruch, den Schiller einmal hinwirft: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als seine Werke." Selbst vor Goethe's Faust überkommt uns die stolze Ahnung, daß der Dichter noch immer eine Fülle überschüssiger Kraft zurückbehalten hat in seiner reichen Seele. Darum lassen wir uns die Freude nicht nehmen, den größeren Mann zu suchen hinter den großen Werken, und auch wer die Vorliebe der Gegenwart für die Briefe und Papierschnitzel unserer Dichter nicht theilt, darf das berechtigte Gefühl nicht verkennen, das diesem Uebermaß zu Grunde liegt. Die düstere Gestalt Heinrich Kleist's verbietet uns solchen Genuß. Während seine Werke oft den Tadel, immer das Lob entwaffnen, einige darunter bis zu den Höhen menschlichen Schaffens hinaufreichen, ist sein Leben doch nur eine entsetzliche Krankheitsgeschichte. Zweifel und Kämpfe, wie sie niemals grausamer ein Menschenherz gepeinigt, Siechthum des Leibes und der Seele, der ungerechte Kaltsinn der Zeitgenossen, der Zusammenbruch des Vaterlandes und die gemeine Noth um das liebe Brot — das Alles vereinigt sich zu einem erschütternden Bilde; dem Betrachter bleibt zuletzt nur ein Gefühl grenzenlosen Mitleids und der wehmüthige Hinblick auf die von dem Unglücklichen so oft angerufene „Gebrechlichkeit der Welt". — Die Biographie steht darum dem reinen Kunstwerke so nahe, weil in dem Dasein jedes bedeutenden und gesunden Mannes die Geschichte seiner Zeit wie in einem Mikrokosmos erscheint. Kleist's Leben aber, wie mächtig auch die Stürme des Jahrhunderts diesen tiefen Geist erschütterten, ist die Geschichte höchstpersönlicher Leiden, ein psychologisches Problem.

Wir kennen nicht die Züge seines Gesichts; denn das einzige erhaltene Porträt — ein greisenhafter Knabenkopf, den ein Gottverlassener, dicht auf der Grenze zwischen dem Maler und dem Weißbinder stehend, zusammengepinselt hat — erweckt keinen Glauben. Von den geheimen Kämpfen seiner Seele hat er selbst ein treueres Bild gegeben in den Briefen an seine Schwester, die mit ihrer dämonischen Leidenschaft, ihrem verzehrenden Schmerze in unserer Literatur einzig dastehen; wohl nur Mirabeau's Jugendbriefe schildern mit gleich schreckhafter Wahrheit den Aufruhr in einem großen Menschengeiste. Aber selbst wer diese rückhaltlosen Geständnisse kennt, steht zuletzt doch traurig vor einem Unbegreiflichen, vor einer krankhaften Naturanlage, die dem Dichter selbst ein Räthsel blieb. In allen seinen Irrgängen begegnet uns kein Zug, der nicht ehrlich, hochherzig, bedeutend wäre. Er ringt

nach der Erkenntniß des Wahren und des Schönen, nach den Kränzen höchsten Dichterruhms; an den platten Freuden des Lebens geht er vorüber mit einer stolzen Verachtung, die unserem genußsüchtigen Zeitalter fast unfaßbar scheint, kaum daß dann und wann die Sehnsucht, nicht nach dem Behagen, sondern nach dem Frieden des Hauses sich in seine Klagen mischt. Für ihn wie für wenige Menschen gilt das Wort: ihn ganz verstehen heißt ihm ganz verzeihen.

Geboren am 10. Oct. 1776 zu Frankfurt an der Oder tritt der feurige junge Mensch nach dem Brauche seines Soldatenhauses frühzeitig in die Armee. Während er theilnimmt an den rheinischen Feldzügen, erschüttern die Ideen des philosophischen Jahrhunderts sein Herz. Er sehnt sich hinaus in die Freiheit, in das unendliche Reich des Wissens, er will „die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, durch menschenfreundliche Thaten bezahlen“. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre fordert er seinen Abschied und kehrt als überreifer Student in seine Vaterstadt zurück. Er wird der Lehrer, der geistige Mittelpunkt für einen heiteren Kreis junger Verwandter, er verschlingt die Bücher in rastloser Arbeit und meint mit seinem Forschen bis in den Kern der Nuß einzudringen. Aber schon nach Jahresfrist treibt ihn eine verzehrende innere Unruhe hinweg von den Studien, von seiner kaum gefundenen Braut. In Berlin sodann trifft ihn wie ein Wetterstrahl die Lehre Kants, daß der Mensch nicht die Dinge kennt, nur seine Anschauung von den Dingen. In maßlosem Schmerz bricht der junge Himmelsstürmer zusammen vor dieser Erkenntniß. Die Verzweiflung an aller Wahrheit, an allen Gesetzen des sittlichen Lebens klagt fortan schauerlich in seinen Briefen: „Daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten! — Und so mögen wir am Ende thun was wir wollen, wir thun Recht!“ Und dazwischen immer von Neuem die glühende Sehnsucht nach dem Ewigen: „Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht an Ahndungen reicher als Gedanken fassen und Worte sagen können!“

Schon in früher Jugend quält ihn die überfeine Zartheit des Gewissens, welche wir so gern als ein Zeichen innerer Reinheit begrüßen möchten, während sie doch in den meisten Fällen nur der Vorbote ist eines verdüsterten, selbstquälerischen Alters. Mit unbarmherzigem Auge verfolgt er selbst jeden seiner Schritte, wie ein Geisteskranker belauscht er sich; selbst über seine tollsten Streiche, seine finstersten Seelenkämpfe giebt er sich und Andern Rechenschaft — das Alles ganz unbefangen,

ganz wahrhaftig, ganz frei von jedem Streben sich interessant zu machen. Darüber gehen ihm natürlich viele jener Augenblicke verloren, wo der Mensch, ganz mit sich einig, ohne Wahl und Frage sein Bestes schafft. Das Doppelleben, das so viele Künstler führen, wird ihm zur verzehrenden Krankheit. Nicht genug, daß seine Stimmung in jähen Sprüngen von kindlich harmloser Fröhlichkeit zu finsterem Unmuth, von rasch auflodernden Stolze in kleinmüthige Verzagtheit umschlägt, daß seine Unbeständigkeit ihm den bitteren Ausruf entringt, Gleichmuth sei die Tugend nur des Athleten; nicht genug, daß seine schneidende Verstandesschärfe ungesellig steht neben einer glühenden Einbildungskraft und einem weichen Gemüthe: auch seine Phantasie bringt ihm keinen Trost. Der so Viele mit dem reichen Spiele seiner Erfindung entzückt, ihm bleibt selbst das harmloseste Vorrecht des Künstlers versagt. Nicht einmal Luftschlösser kann er bauen, nicht einmal im Geiste sich zu seinen Lieben versetzen; es ist, als sei seine Phantasie für das tägliche Leben nicht vorhanden. Er haßt die Menschen; denn sein Herz und Nieren prüfender Scharfblick zeigt ihm ihre Kleinheit, und sein düsterer Sinn vermag nicht, mit überlegenem, freundlichem Lächeln das Recht solcher Kleinheit zu würdigen. „Vielleicht“ — so schreibt er einmal seiner Braut — „hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt.“ Fremd, beklommen steht er in den höheren Kreisen der Gesellschaft, wo das Verbergen jedes starken Gefühls für gute Sitte gilt; und doch kann er des Beifalls der Mißachteten nicht entbehren. Die Welt beginnt die Achsel zu zucken über sein zielloses Träumen, er fühlt die spöttischen Blicke seiner Umgebung auf seinen Wangen brennen. Der Drang nach Thaten erwacht und lastet auf ihm „wie eine Ehrenschuld, die Jeden, der Ehrgefühl hat, unabläßig mahnt“; er will schaffen, rastlos, unermüdlich: „der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar sich des Schicksals harten Boden öffnen“. Auch seine Freunde, seine Braut, seine geliebte Schwester Ulrike, drängen und fragen ihn, was er denn werden, was er leisten wolle. O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe! ruft er außer sich.

Wer hätte nicht einmal in schweren Stunden erfahren, wie qualvoll solche zudringliche Einmischung der Welt uns bedrückt, wenn eine ernste Entscheidung vor unsere Seele tritt? Und eben jetzt, da Jedermann ihm von seinen wissenschaftlichen Plänen spricht, ist Heinrich Kleist schon verekelt an aller Wissenschaft, er ahnt, daß Ge-

lehrte und Künstler Antipoden sind und — daß er selber ein Dichter sei. Auch dies müssen wir schweigend hinnehmen als ein psychologisches Räthsel, daß in einem solchen Dichtergeiste die Ahnung seines Berufes so unbegreiflich spät erwachte. Kein Liebeslied, kein rhetorischer Dithyrambus hat ihm, wie anderen glücklicheren Künstlern, die holde Schwärmerzeit des Lebens verschönt; die Erstlinge seiner Muse sind — seine schmerzbewegten Briefe an Ulrike. Wir fühlen nach, wie das Ohr des Künstlers sich erfreut an diesen verhaltenen Gedichten, an dem vollen Klange dieser leidenschaftlichen Klagen. Zuweilen tritt schon die Sehnsucht nach dem Schönen klarer hervor; er schildert die Reize der Natur in prächtigen Farben, er ruft: „wir sollten täglich wenigstens ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören oder ein herzliches Wort mit einem Freunde wechseln." — Dann stürmt er hinaus in die Ferne; jahrelang, auf unstäten Wanderfahrten durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz jagt er dem Traumbilde des Dichterruhmes nach, das flammend vor seiner Seele steht. Er will der größte der Kleiste werden — denn ein naiver Familienstolz liegt in seinem Geiste dicht neben der Schwärmerei für die Gleichheit der Menschen. Das Sprichwort der märkischen Vettern „jeder Kleist ein Dichter" soll sich glorreich erfüllen, der Lorbeer des alten Ewald Kleist soll verwelken neben dem seinen. Er berauscht sich an Goethe's Werken, Schillers ideales Pathos ergreift diesen durch und durch realistischen Kopf nur wenig. Zugleich sagt ihm eine geheimnißvolle Ahnung, daß in ihm selber eine Gewalt dramatischer Leidenschaft schlummere, die Goethe's harmonischer Genius so nicht kannte: ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen, ruft er frevelnd. Was hat er nicht ausgestanden bei dem wohlweisen Lächeln der Philister um ihn her, die ihm seine „Versche" nicht verzeihen können; wie soll das armselige Volk erstaunen, wenn er einst heimkehrt als der erste der deutschen Dichter!

Und schon ist der Plan gefunden, der alle Wunder von Weimar mit einem Schlage überbieten soll: das Drama Robert Guiscard. Auf diesen einen Wurf setzt er sein Alles: gelingt ihm dies Gedicht, „das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll", — dann will er sterben, so schreibt er der Schwester. In dem geheimnißvollen Ringen um dieses Werk verzehrt sich die edelste Kraft seiner Jugend. Bald schwelgt er in „der Erfindung, diesem Spiele der Seligen", bald umflattern die werdenden Gestalten des Gedichts sein Haupt wie ein verfolgendes Dämonengeschlecht, also daß er mitten in froher Gesellschaft mit halblauter Stimme zu

dichten beginnt. Wieder und wieder vernichtet er das Werk, das seinen glühenden Wünschen nie genügt. Dann klagt er das Schicksal an, warum es nicht die Hälfte seiner Gaben zurückgehalten habe, um ihm dafür Selbstvertrauen und Genügsamkeit zu schenken; dann überfällt ihn die Reue um die verlorenen Stunden, die ungenossenen wie die ungenützten, und eine tiefe Verachtung des Lebens: „wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indem er es pflegt". Und bald strahlt er wieder von kecker Siegeszuversicht und ruft gleich seinem Prinzen von Homburg: o Caesar Divus, die Leiter setz' ich an an deinen Stern! Sein äußeres Leben in diesen angstvollen Tagen schildert er selbst in der Klage: „an mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit". Er wandert und wandert, schließt Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, um sie ebenso schnell zu lösen, entwirft neue Lebenspläne, um sie sogleich fallen zu lassen. Er will als ein Landmann in der Schweiz sich eine stille Hütte bauen und bricht mit seiner Braut, weil sie ihm nicht folgen will; er versucht einmal, inmitten der Pracht der Alpen, auf einer Insel in der Aar, mit einem anmuthigen Schweizermädchen ein beschauliches Künstlerleben zu führen — und das Alles zieht an ihm vorüber wie ein Traum, leer und nichtig neben dem Einen, was ihm wirklich ist — neben dem Dichterschmerz um sein Drama. Da endlich erfolgt die Enttäuschung, deren schneidenden Jammer nur die eigenen Worte des Unglücklichen schildern können. Am 5. October 1803 schreibt er der Schwester:

„Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „mein Gedicht ist fertig". Aber Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen." Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar

ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten?" —

Gleich darauf eilt er nach Frankreich, um unter Bonaparte's Fahnen in England zu landen und — dort „den schönen Tod der Schlachten zu sterben. Unser Aller Verderben lauert über den Meeren. Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab". Eine schwere Krankheit rettet ihn aus diesem Anfalle des Wahnsinns; doch die Narben aus jenen Kämpfen bleiben unvertilgbar seinem Geiste aufgeprägt. Von Neuem beginnen die unstäten Wanderfahrten; über lange Abschnitte seines Lebens sind wir noch heute ohne sichere Kenntniß. Von kundiger Seite wird mir erzählt, daß der Unglückliche wirklich einige Zeit in einem Irrenhause verbracht habe. Ich lasse die Thatsache dahingestellt; unglaublich ist sie keineswegs, denn in diesem reichen Geiste arbeiten dämonische Kräfte, die über die Enden des Menschlichen hinausgreifen, er schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Thier. Sein poetischer Genius bricht sich endlich seine Bahn durch all diese Leiden, entfaltet sich stolz und sicher, stätig anwachsend. Dann bringt das Unglück des Vaterlandes seinem verwüsteten Leben wieder einen neuen reichen Inhalt: mit der inbrünstigen Liebe eines großen Herzens klammert der Dichter sich fest an sein versinkendes Volk, und während er die herrlichen Werke schreibt, die ihn an die Spitze unserer politischen Sänger stellen, trägt der Unbegreifliche jenen finstern Lebensüberdruß mit sich umher, der ihn schließlich zum Selbstmord treibt.

Es hieße an jeder Freiheit des Willens verzweifeln, wollte man in einem so unseligen Leben keine Schuld finden. Aber wer ist so vermessen, nach den dürftigen Nachrichten das Maß seiner Verschuldung und das Maß seines Unglücks abzuwägen? Nur einige widrig Umstände, an denen Kleist's Wille wenig ändern konnte, seien erwäh Durch seinen frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand ward sein E

wicklungsgang unterbrochen, seine ganze spätere Bildung autodidaktisch und verwirrt. Und wie unentbehrlich war nicht eine strenge Geisteszucht gerade einem so erregbaren, so leicht und vielseitig auffassenden Kopfe! Noch tiefer und unheilvoller mußte auf ihn wirken, daß das Leben seinem Gemüthe so wenig Freuden bot. Eine wahre, beglückende Liebe hat er nie genossen. Und wenn wir seine Richtung auf das Drama, sein für jene Zeit wunderbar lebendiges Interesse am politischen Leben bedenken, wenn wir uns fragen: welch' ein Geist mußte es sein, der in dem Käthchen von Heilbronn, in der willenlos sich hingebenden Liebe sein weibliches Ideal finden konnte? — so erkennen wir, daß, bei aller Reizbarkeit, das Männliche, ja das männische Wesen der hervorstechende Charakterzug seiner Natur war, so verstehen wir auch, wie schmerzlich dieser stolze Mann den Mangel theilnehmender Liebe empfinden mußte. Seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe. Diese Liebesbriefe eines Dichters, die uns mit einer Fluth dürrer, doctrinärer Prosa überschütten, seien allen denen empfohlen, welche nicht begreifen können, aus wie seltsamen, widerstrebenden Stoffen der Mensch gemischt ist. Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abstracte Metaphern starke Zweifel an der Tiefe seiner Empfindung erregen; darauf folgt eine regelrechte Schulstunde; er fordert seine Braut zu Denkübungen auf, er legt ihr Fragen vor, wie: was ist prächtig? was niederschlagend? Kurz, er liebt sie nicht, er will sie erst bilden, und auch eine reiche Phantasie kann eine solche Täuschung des Gefühls nicht mit poetischem Zauber verklären.

Ulrike Kleist hat mit rührender Hingebung ihr Vermögen, ihr Glück, ihr Alles dem Bruder geopfert, doch sie war nur die Schwester, zudem mit ihrem männlichen, excentrischen Wesen dem Dichter allzu verwandt: „es läßt sich an ihrem Busen nicht ruhen." Auch eine zweite Geliebte, die er zu Dresden in Körners Hause fand, verstand nicht in die Launen seines herrischen Geistes sich zu fügen, und er stieß sie von sich. Wer ein Ohr hat für die leisen Schwingungen des Gefühls, der erräth auch aus den Werken mannhafter Dichter, ob ihr Herz verödet blieb oder ob sie einmal wahr und rein und glücklich liebten — ein feiner und tiefer Unterschied, der mehr in der Form als im Wesen der Empfindung sich kundgiebt. Wenn es lichte Geister giebt, die in der Einsamkeit des schaffenden Genius erhaben sind über solcher Bedürftigkeit — Kleist zählte nicht zu ihnen. Ergreifend klingt seine Klage: „So viele junge blühende Gestalten, mit unempfund'nem

Zauber sollen sie an mir vorübergehn? O dieses Herz! Wenn es nur einmal noch erwarmen könnte!" Er schildert die Liebe selten unbefangen als die welterhaltende Macht, die in dem Stammeln des Kindes als die erste Regung der Menschlichkeit erscheint und den Trotz des Mannes zu der Natur zurückführt; er stellt sie gern dar als eine Krankheit des Leibes und der Seele und verirrt sich zuweilen in die Mysterien des geschlechtlichen Lebens, die der Kunst schlechthin verschlossen sind. Er schildert gern das Nackte, und seine lebensvolle Sinnlichkeit berührt oft die zarte Grenze, welche die schöne Wärme der Leidenschaft von der fliegenden Hitze des Gelüstes trennt.

Auch der Freunde besaß er wenige. Einige ausgezeichnete Männer unter seinen Kriegskameraden, wie Rühle und Pfuel, standen seinem Dichterschaffen allzu fern; und der Verkehr mit dem anmaßenden Schwätzer Adam Müller verwirrte nur sein Urtheil. Erscheint es nicht fast tragikomisch, daß der grundbrave und grundprosaische Zschokke und der jüngere Wieland, den die Nachwelt nur als einen warmherzigen Patrioten kennt, die einzigen Poeten waren, mit denen ihn eine gewisse Gemeinschaft künstlerischer Arbeit verband? Die Stunden der Andacht und Penthesilea! — Was frommte ihm der Beifall des alten Wieland, der schon mit einem Fuß im Grabe stand? Der Eine, zu dem er emporblickte, Goethe, konnte das Grauen vor den krankhaften Zügen dieses leidenschaftlichen Talentes nicht verwinden; und die lauten Stürmer der romantischen Schule, die mit ihren formlosen Experimenten den Markt beherrschten, verziehen ihm seine Tugenden nicht, sie verachteten den prosaischen Sinn des Mannes, der den Muth besaß festzuhalten an der strengen Kunstform des Dramas. Den christlichen Poeten des Tages war der ernste Bekenner Kantischer Sittlichkeit unheimlich: wenn Fouqué mit ihm zusammentraf, so sprachen sie selbander — über die Kriegskunst. Von solchen Stimmungen beherrscht erwies die Lesewelt den Werken Kleists eine unbelehrbare Mißgunst; kein einziger froher Erfolg verschönte sein Leben. Als er einst einer Freundin einige seiner Verse recitirte und jene voll Bewunderung nach dem Verfasser fragte, da schlug er sich verzweifelnd an die Stirn: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?" Man mag einen jungen Poeten verachten, der die Kraft nicht findet das unvermeidliche Schicksal eines Erstlingswerkes zu ertragen; doch hier erschüttert uns die gerechte Klage des verkannten Genius. Fester und fester spann er sich ein in

sein einsiedlerisches Treiben: das Leid, sprach er stolz, drückt um so schwerer, wenn Mehrere daran tragen. Der Fluch der Einsamkeit kam über ihn: sie nährte sein mißmuthiges Grübeln, sie gewährte ihm nur zu viel Muße, die Dinge wieder und wieder zu bedenken, also daß jeder Entschluß, kaum gefaßt, ihm alsbald zum Ekel ward. Und wenn wir schaudern vor den frevelhaften Spielen der Phantasie, die in solchen Stunden sein Hirn bethörten, so sollen wir doch auch unbarmherzig die Mitschuld seiner Zeit bekennen: dies Künstlervolk ließ den Sänger des Prinzen von Homburg verhungern, während Kotzebue und Zacharias Werner als große Dichter gefeiert wurden.

Es liegt am Tage, daß ein so qualvoll ringender Dichtergeist unwillkürlich Probleme von subjectiver Wahrheit wählen mußte. Kleist wußte wohl, warum er die Frage aufwarf, die ihm viele begabte Dramatiker nachgesprochen haben: ob es denn nicht möglich sei, die Frauen mindestens für einige Abende vom Theaterbesuche auszuschließen. Seine edelsten Werke sind Bekenntnisse, ganz verständlich nur dem reifen Manne, dem verwandte Kämpfe die Seele erschütterten. Wer sich aber hineingefunden hat in diese subjective Welt, den umfängt sie auch wie ein Zauberkreis. Kleist besitzt eine dramatische Energie, welche dem gemüthvollen gern in die Weite schweifenden deutschen Wesen fast unheimlich erscheint und von keinem Anderen unserer Dichter erreicht wird. Ein hoher dramatischer Verstand wirft Alles zur Seite, was aufhalten, was den Sinn des Hörers von dem Wesentlichen ablenken könnte. Unaufhaltsam, wie in den Effectstücken gedankenloser Bühnenpraktiker, fluthet die Handlung dahin; und doch ist nichts blos gedacht und gedichtet, Alles erlebt und angeschaut. Mit wunderbarer Sicherheit weiß er jederzeit die Stimmung in uns zu erwecken, die sein Stoff verlangt; mit ein paar Worten versetzt er uns in jede fremde Welt. Vor der Wahrheit seiner Charaktere verstummt die Kritik: diese Menschen leben, und wenn der Sturm der Leidenschaft sie packt, dann verliert selbst der nüchterne Hörer die Besinnung. In Kleists reiferen Stücken sind auch die geringfügigen Nebenpersonen des Studiums der tüchtigsten Schauspieler würdig: der Knecht Gottschalk im Käthchen war eine der glänzendsten Rollen Ludwig Devrient's. Freilich verführt ihn die Fertigkeit, sich selbst zu belauschen, auch in der Zeichnung seiner Charaktere oft zu virtuoser Kleinmalerei. Er wagt manchmal, jene flüchtigen Gedankenblitze darzustellen, die uns wider Willen durchzucken, die nur durch ihr augenblickliches Verschwinden

erträglich werden und darum jeder Darstellung sich entziehen; dann haben wir den Eindruck, als redeten seine Menschen im Traume. In jenen Augenblicken der höchsten Wuth, wo in der Wirklichkeit die Leidenschaft stumm bleibt oder nur zerrissene Reden ausstößt, verschmäht Kleist oft das schöne Vorrecht des Dichters, der mächtigen innern Bewegung Worte zu leihen; solche Scenen machen bei ihm, weil er sich zu sehr an die Natur hält, nur den Eindruck des Richtigen, nicht der poetischen Wahrheit.

Die maßlose Leidenschaft, daran des Dichters Leben sich verblutete, bringt oftmals störend auch in seine Werke: er liebt das Schreiende, Gräßliche, verfolgt jedes Motiv gern bis zur äußersten Spitze, seine Helden jagen ihrer Sehnsucht nach so ungestüm, so unersättlich wie er selber dem Traumbilde seines Robert Guiscard. Als Kleist zu dichten begann, hatte er schon zu Vieles, zu Ernstes erlebt, um zu meinen, es ließen sich die großen Widersprüche der Welt mit einer „schönen Stelle“ lösen. Aber selbst diese echt künstlerische Tugend wird an ihm oft zum Fehler: er haßt nicht blos die Phrasen, er flieht die Ideen. Als einen Mangel müssen wir es bezeichnen, daß die von Lessing verpönten langweiligen Aushilfen verlegener Dichter in seinen Dramen fast gänzlich fehlen. Das Trauerspiel hohen Stils verlangt solche Worte der Weisheit, nur daß sie natürlich aus Handlung und Charakteren sich ergeben müssen; der Hörer athmet bei ihnen auf, er ahnt den hellen Dichtergeist hinter den Schrecken des tragischen Schicksals. Nicht Mangel an Genie erschwerte ihm, den idealen Gehalt seiner Fabeln an den Tag zu bringen, wohl aber Mangel an Ruhe: seine Stoffe lasteten auf ihm in noch ganz anderer Weise, als jedes unfertige Bild den Künstler bedrückt. Er besaß ausdauernder Begeisterung genug, um fast nur größere Werke zu schaffen, er arbeitete langsam und kehrte mit gewissenhaftem Fleiße immer wieder zu dem Geschaffenen zurück, er schildert jede Einzelheit mit peinlicher Genauigkeit; und doch fühlen wir aus der Mehrzahl seiner Werke die innere Rastlosigkeit des Dichters heraus, seinen Drang, des Stoffes ledig zu werden. Man lese die „Episode aus dem letzten Feldzuge,“ ein keckes Reiterstück, die einfachste Geschichte von der Welt. Wie ein Husar in einem von den Franzosen bedrohten Dorfe unbekümmert um die Bitten des Wirths behaglich ein paar Gläser trinkt, dann mit einem wilde Fluche davon sprengt und sich durch die Feinde durchhaut — das wird auf mehreren Seiten geschildert, keine Handbewegung des Reiters wird uns

erlassen. Und trotzdem kommen wir dabei nicht einen Augenblick zur ruhigen Betrachtung, so athemlos ist die Erzählung.

Auf Kleists Schaffen paßt Wort für Wort die Klage, die Schiller einmal über die Aufgabe des Dramatikers schlechthin ausspricht: „Ich muß immer beim Objecte bleiben; jedes Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge". Und fragen wir, warum Heinrich Kleist mit aller Schöpferkraft seiner Phantasie doch hinter dem Genius Schillers weit zurückbleibt, so lautet die Antwort: Schiller ist ein Classiker, er sucht Probleme, die für alle Zeiten wahr sind, und löst sie mit der Sicherheit eines Geistes, der in den Ideen lebt; und weiter: Schiller steht seinen Werken frei gegenüber — trotz jener Selbstanklage, die ihn nicht trifft. Kleist aber wird in der That oft unfrei, willenlos fortgerissen von der Gewalt seines Stoffes; ja wir fühlen nicht selten, wie eine glänzende Erscheinung vor ihm aufsteigt, wie sie Macht gewinnt über seinen Geist und ihn zwingt sie zu gestalten, auch wenn die Harmonie seines Planes darunter leiden sollte. Einzelne traumhaft schöne Bilder kehren in seinen Gedichten immer wieder, fast wie fixe Ideen, die er nicht abschütteln kann.

Trotzdem ist Kleist ein denkender Künstler. Zwar kommt ihm niemals bei, in seinen Briefen über die Gesetze seines Künstlerschaffens zu sprechen, ja in einem Aufsatz voll köstlichen cynischen Humors verhöhnt er alle Kunsttheorien und meint, „daß es, nach Anleitung unserer würdigen alten Meister, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht ist." Doch in seinen Werken ist solcher Naturalismus nicht zu finden: gewissenhaft hat der Mann, dem die Schule der Bühne verschlossen blieb, nachgedacht über die Gesetze des Dramas; sorgfältig hält er die Kunstformen auseinander. In seinen Dramen ist Alles Handlung, in den Novellen Alles Erzählung, also daß selbst der Dialog zumeist in indirekter Rede berichtet wird. Man vergleiche das lange Gedicht an die Königin Luise, das Graf York vor Kurzem in den Grenzboten mittheilte, mit dem schönen prägnanten Sonette, das offenbar aus jenem Entwurf entstanden ist, und man wird ahnen, wie viel Gedankenarbeit in diesen wenigen Zeilen liegt. Auch in der Form seiner Gedichte bewährt sich der bewußte Künstler. Die ganze Tonleiter der Empfindung steht dem Sprachgewaltigen zu Gebote, doch am glücklichsten gelingt ihm der Ausdruck der stürmischen Leidenschaft, er kennt die Laute des edlen Heldenzorns, wie der thierischen Wildheit.

Sein Stil ist höchst persönlich, von unverkennbarer Eigenart und eben darum echt deutsch: eine knappe, markige Sprache, auch in der Prosa allein aus dem deutschen Wortschatz geschöpft, reich an volksthümlichen anschaulichen Wendungen, und wenn es sein muß derb und grob, so wie er einst im Regimente gegen seine „Kerls" gewettert hatte. Der melodische Tonfall lyrischer Rede reizt ihn nicht; ihn kümmert's wenig, ob seine Jamben zuweilen hart, zerhackt, durch häßliche Flickwörter entstellt erscheinen; nur dramatisch, ausdrucksvoll, ein treuer Spiegel des Inhalts sollen sie sein, und sie sind es.

Mag ihn die Literaturgeschichte immerhin zu der romantischen Schule zählen — die stolze Ursprünglichkeit dieser Erscheinung wird durch einen Gattungsnamen mit nichten erschöpft. Jedes Gedicht Kleists entspricht der Mahnung, die er einst den nachahmenden Künstlern zurief: die Werke der alten Meister sollten „die rechte Lust in Euch erwecken, auf Eure eigene Weise gleichfalls zu sein". Er hat die Märchenpracht der Romantik mit ahnungsvoller Zartheit besungen, ja der Kantianer sehnte sich auf Augenblicke nach dem Frieden, den nur die Formenschöne des katholischen Cultus gewähren könne; aber dicht neben diesen phantastischen Träumen liegt in seinem Geiste der strenge Realismus, die Freude an dem Schlichtnatürlichen, die Verstandesklarheit des protestantisch-norddeutschen Wesens, und der uns soeben die gaukelnden Gestalten einer Wunderwelt geschildert, er führt uns im nächsten Augenblick in die Kämpfe des politischen Lebens, läßt uns in vollen Zügen die frische, scharfe Luft der Zeitgeschichte athmen. So steht der wunderliche Grübler vereinsamt wie ein Fremder in einer Zeit, deren Kämpfe und Leiden er doch tief bewegt im Innersten mitempfindet; und wir Nachlebenden wissen nicht zu sagen, ob wir ihn beklagen sollen als einen Spätling oder als einen zu früh Geborenen. Er erschien zu spät — denn dem geistigen Vermögen einer jeden Epoche ist ein festes Maß gesetzt, es war unmöglich, daß die deutsche Kunst noch bei Lebzeiten Goethes jenen neuen Stil hätte finden können, von dem Kleist träumte. Und wieder: er kam zu früh, denn erst der Bürgersinn, der realistische Zug der Gegenwart beginnt den Kern dieses Dichtergeistes zu verstehen, erst den Dramatikern unserer Tage sind seine Werke ein Vorbild.

Nur der Torso des ersten Aufzuges läßt uns ahnen, welch ein Werk der „Robert Guiscard" zu werden bestimmt war; doch weder das Bruchstück selbst noch die Ueberlieferung der Normannengeschichte giebt uns

einen klaren Begriff von dem Plane. Wir vermuthen lediglich, wenn wir „das Volk" als Masse reden und klagen hören, daß dem Dichter eine Erneuerung des antiken Chors in ganz moderner, dramatischer Form, eine Verbindung des charakteristischen und des idealisirenden Stiles vorgeschwebt haben mag. Eine wunderbare von Kleist selber nie wieder erreichte Pracht der Sprache hebt uns sofort auf die Höhen des Menschenlebens; hier ist sie wirklich, die gorgeous tragedy in sceptred pall, die Tragödie der Könige und Helden. Wir blicken in das wogende Gewimmel eines Völkerlagers, und wie der alte Löwe Robert Guiscard soeben majestätisch unter die klagenden Normannen tritt, da brechen die Scenen ab, die einzigen, welche Kleist nach der Vernichtung des Werks zu erneuern gewagt hat, und traurig legen wir die Blätter aus der Hand, an denen das Herzblut eines edlen Mannes haftet.

Noch während dieser Plan auf der Seele des Dichters lastete, versuchte er sich an einem bescheideneren Werke, dem Drama „die Familie Schroffenstein". Neben seiner großen Tragödie erschien ihm das kleinere Gedicht bald armselig, wie „eine elende Scharteke"; fast gewaltsam mußten ihn die Freunde überreden, das Drama zu vollenden. Kein Wunder, daß die Kritik mit diesem Erstlingswerke nichts anzufangen wußte; der Dichter war, da er als Neuling auf den Markt trat, längst in der Stille durch eine harte Schule dramatischer Arbeit gegangen, längst hinaus über die rhetorische Ueberschwänglichkeit der Jugend. Der Bau der ersten Akte ist mit der Sicherheit eines gereiften Verstandes entworfen; die Charaktere, voll gewaltiger wortkarger Leidenschaft, sind gezeichnet mit jener unerbittlichen Wahrheit, welche die Frauen so leicht von Kleist's Werken zurückschreckt; das Ganze ein Bild finsterer blutiger Kämpfe, ohne jede Spur einer höheren Idee. Wenn Hegel Recht hätte mit seinem Satze, daß ein idealistischer Anfang in der Kunst immer bedenklich sei, so müßte man dies Erstlingswerk mit günstigstem Auge betrachten. Und doch liegt gerade in dem Mangel jedes idealen Momentes der Grund seines Fehlschlagens. Kleist schildert den ererbten Haß zweier verwandter Häuser, deren Kinder sich lieben und endlich durch den Frevel der Väter untergehen. In Shakespeare's Romeo und Julie wird der Haß der Familien vorausgesetzt, der Schwerpunkt liegt in der Schuld der Liebenden. Bei dem deutschen Dichter erscheint das Leiden der Liebenden nur als eine Episode, als das heitere Gegenbild der finsteren Fabel, freilich als ein Bild von rührender Innigkeit und be-

zaubernder sinnlicher Wärme. Der Kern seiner Aufgabe ist, zu entwickeln, wie die lang gehegte Erbitterung der beiden Geschlechter durch ein Nichts, einen leeren Verdacht zu finsterem Hasse gesteigert wird, wie der Wahnsinn des Argwohns die beiden Stammeshäupter — zwei grundverschiedene und doch in ihrem zähen, schweren Wesen nahe verwandte Naturen — übermächtig packt und sie fortreißt von Unthat zu Unthat. Und dies ist dem Künstler so vollständig gelungen, wirkliche und vermeinte Schuld, Schein und Wahrheit verschlingen sich so fest in einander, daß der Hörer und schließlich auch der Dichter die Klarheit seines sittlichen Urtheils verliert. Dem Dichter selbst wird „das Gefühl verwirrt" wie seinen Helden, er steht rathlos vor dieser jämmerlichen und doch so furchtbaren Kleinheit der Menschen, die in ihrem Grimm befangen nicht rechts noch links von ihrem Wahn hinwegzublicken weiß; er meint zuletzt, die durch den Aberwitz der Sterblichen verschuldete Verwicklung durch einen Aberwitz des Schicksals lösen zu dürfen. Durch einen grundhäßlichen Zufall erschlägt jeder der Väter, in der Meinung, das Kind des Feindes zu treffen, sein eignes Kind. Vor den unschuldigen Opfern kommt endlich die Nichtigkeit des Argwohns, der all dies Unheil herbeigeführt, an den Tag, und die schuldigen Väter feiern eine weder glaubhafte noch erhebende Versöhnung. Mit sichtlicher Unlust hat der Dichter den Schluß zu diesem krankhaftesten seiner Dramen auf das Papier geworfen; es ist sein eigenes verstörtes Gemüth, das durch den Mund seines Helden verzweifelnd gen Himmel schreit:

> Gott der Gerechtigkeit,
> sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß,
> auch was er soll! —

Als endlich sein Geist sich langsam erholte von dem Zusammenbruch seiner liebsten Träume, da begann er eine Neuschöpfung des Moliere'schen Amphitryon. Eine Neuschöpfung, sage ich, denn blos zu übersetzen war diesem trotzigen Dichter unmöglich; in ihm lag nichts von weiblicher Empfänglichkeit, und selbst die Aufgabe, das Werk Moliere's umzugestalten, hätte ihn schwerlich gereizt, wenn nicht die unharmonische Natur des Stoffes jedem neuen Bearbeiter einen weiten Spielraum eröffnete. Die berühmte Fabel, wie Zeus in der Gestalt Amphitryon's dessen Weib Alkmene erkennt, bietet in der tollen Verwechslung der Personen, in der Figur des geprellten Ehemanns, diesem zweideutigen Liebling des Lustspiels aller Zeiten, überreichen Stoff zu komischen Scenen; aber, zu grausam für einen Scherz, zu lächerlich, um tiefere Empfindungen zu

erregen, kann sie nie einen reinen Eindruck hervorbringen. Als ein Meister hat Moliere verstanden die bedenkliche Kehrseite der Handlung zu verdecken, mit herzerquickendem Selbstgefühl stellt er sich als ein moderner Mensch der antiken Welt gegenüber — so übermüthig wie nur Shakespeare in Troilus und Cressida. Er verflacht absichtlich den nationalen Gehalt des Stoffs, er will nichts wissen von dem religiösen Schauer, den die Erscheinung des Göttervaters in der Brust des gläubigen Hellenen erweckte. Seine Götter sind ein lebenslustiges, übermüthiges Völkchen, von den Menschen nur durch ihre Macht verschieden und sehr geneigt, diese Uebermacht zu mißbrauchen. Er beginnt mit einem Prologe voll köstlicher Laune: Mercur fordert die Nacht auf, einige Stunden länger über Theben zu verweilen, damit Zeus seine Freude bis auf die Hefe genießen könne; sie weigert sich, denn man müsse „das Decorum der Göttlichkeit“ wahren, doch giebt sie nach, als er ihre Neigung für galante Abenteuer, wovon sie sich allerdings nicht freisprechen läßt, ihr vorhält. Mit diesen Späßen und dem possenhaften Wortspiele Bon jour, la Nuit — adieu, Mercure, das den Prolog schließt, gelangen wir sofort zu der leichtfertigen, lustigen Stimmung, die der Dichter verlangt. Nun folgt ein buntes Durcheinander lächerlicher Scenen. Mercur in der Gestalt des Sklaven Sosias zankt sich mit dem wahren Sosias über sein Ich, zerprügelt ihn wiederholt mit göttlicher Urkraft; und zu diesen alten Witzen, wodurch schon der Amphitryon des Plautus und des Camoens ihre Hörer entzückten, tritt eine neue glückliche Erfindung hinzu: der eheliche Zwist im Hause des Fürsten wiederholt sich possenhaft im Hause des Sklaven. Die gewollte Oberflächlichkeit seiner Charakterzeichnung wird dem Dichter erleichtert durch den Genius seiner Sprache: die französische Leidenschaft tritt in viel zu rhetorischer Form auf, als daß sie uns tief ergreifen könnte. Mit leichtfertiger Grazie schlüpft er über die ernsten Auftritte dahin, so daß wir nie zum Nachdenken, nie aus dem Gelächter heraus kommen.

Der tiefe Gegensatz deutschen und französischen Kunstgefühles tritt uns vor die Augen, wenn wir nunmehr den deutschen Dichter in seiner Werkstatt belauschen, wie er das fremde Gebilde zu packen und auf den Kopf zu stellen wagt. In den rein komischen Scenen reicht Kleist, trotz der ersichtlichen Bemühung sie mit lustigen Einfällen zu bereichern, an die schalkhafte Leichtigkeit seines Vorbildes nicht heran; dafür versucht er, die ernste Seite des Dramas zu vertiefen, zu bereichern durch die Macht und Gluth deutscher Leiden-

schaft. Als Amphitryon seinem Weibe nicht glauben will, daß er selbst sie am vergangenen Abend besucht, da ruft sie ihm nicht, wie bei Moliere, seine transports de tendresse, seine soudains mouvements — und wie sonst die französischen Phrasen lauten — in's Gedächtniß: leibhaftig vielmehr tritt der Vorgang vor uns hin, wie Alkmene in der Dämmerung am Rocken saß, wie der vermeinte Gatte heimlich in's Zimmer schlich und sie auf den Nacken küßte — und so folgen wir Schritt für Schritt dem Entzücken jener seligen Nacht. Bezeichnend genug liegt bei dem romanischen Dichter der Schwerpunkt des Stücks in den Situationen, bei dem Deutschen in den Charakteren. Alkmene, bei Moliere eine sehr gewöhnliche Erscheinung, ist bei Kleist ein herrliches Weib, „so urgemäß dem göttlichen Gedanken in Form und Maß, in Sait' und Klang"; sie bleibt rein in der Umarmung des fremden Mannes, denn „Alles was sich Dir nahet ist Amphitryon." Kleist schildert nicht die noble Passion eines galanten großen Herrn, sondern den geheimnißvollen Zauber eines begeisterten Festes der Liebe. Er wagt noch mehr: der christliche Mythus von der unbefleckten Empfängniß der Maria schwebt ihm vor Augen, und er erkühnt sich, der alten Heidenfabel ihren religiösen Inhalt wiederzugeben. Sein Zeus ist der Gott; das irdische Haus muß sich geehrt, begnadigt fühlen durch den Besuch des Allmächtigen. Dergestalt haben zwar die ernsten Scenen unendlich gewonnen. Wie in den Gesprächen mit Alkmene das göttliche Wesen des Zeus durch die irdische Hülle hindurchbricht, wie er endlich mit dem Donnerkeil in der Hand aus dem Gewölke tritt und zu den in heiligem Schrecken zusammenbrechenden Sterblichen redet, das sind Auftritte voll Majestät. Aber das Wesentliche, die Einheit des Stücks, geht verloren. Diese erhabenen Bilder stehen in grellem Widerspruch zu dem possenhaften Treiben der beiden Sosias; es ist unmöglich, Mitleid zu empfinden mit dem tiefen Schmerze des Amphitryon, den wir soeben erst seinen Sklaven in höchst prosaischer Weise prügeln sahen; und mit aller Pracht der Sprache gelingt dem Dichter nicht, uns die Göttlichkeit eines Wesens glaubhaft zu machen, das so groß spricht, aber so grausam und zweideutig handelt wie dieser Zeus. Die zerrissenen, nichtssagenden Reden, womit das Volk zuletzt die Kunde von der seltsamen Gnade des Gottes aufnimmt, beweisen, daß Kleist selbst nicht daran glaubte. Recht behält die faunische Weisheit des Moliere'schen Sosias: sur telles affaires toujours le meilleur est de ne rien dire.

Wie anders der fast zur selben Zeit vollendete „zerbrochene Krug“, das einzige selbständige Lustspiel des Dichters — ein Werk aus Einem Gusse, rund und fertig, harmonisch bis in die letzte Zeile. Kleist hatte sich einst in der Schweiz mit Zschokke und Ludwig Wieland an einem Kupferstiche ergötzt, der einen plumpen dicken Richter darstellte inmitten hitziger Parteien, die um die Scherben eines Kruges sich streiten. Die jungen Leute wählten dies zum Thema eines literarischen Wettkampfes, und als nun der Grübler sich in das Bild vertiefte, da kam ihm ein Einfall, so einfach, daß er unserem blasirten Publikum kaum auffällt, und doch so glücklich, so echt komisch, daß wir in der armen Geschichte des deutschen Lustspiels nur wenige seinesgleichen finden: der Richter selber hat den Krug zerbrochen bei einem unsauberen Liebesabenteuer und muß, indem er verhört, sich selbst entlarven. Mit virtuoser Kühnheit macht sich Kleist die Arbeit so schwer als möglich; er hält sich genau an das Bild; das ganze Lustspiel stellt, bis auf eine einleitende Scene, nur die eine auf dem Kupferstiche wiedergegebene Situation dar, und zum Ueberfluß spielt die Handlung in Holland unter breitspurigen Menschen, die mit umständlichem Phlegma jedes Nichts erörtern. Der entscheidende Hergang rollt sich nicht vor unseren Augen ab, er wird nachträglich enthüllt; die Entwicklung des Dramas ist analytisch, sie erinnert an die Composition einzelner antiken Tragödien. Doch der Dichter hat wirklich die Noth zur Tugend gemacht, er weiß den Gang des Verhöres so gewandt zu verwickeln, daß wir auf das Geschehene nicht minder gespannt sind wie in anderen Lustspielen auf das Künftige. Und welch ein psychologisches Meisterstück — dieser Richter Adam, wie er sich fest lügt mit frecher Stirn, wie er dann aufgescheucht wird aus allen Schlupfwinkeln seiner dummdreisten Schlauheit, wie er sich nach und nach entpuppt als ein Ungethüm von feiger Unverschämtheit, ein holländischer Falstaff. — Wie viel Kraft des Willens lag doch in Kleist's Seele, wenn er seinen düsteren Sinn zwingen konnte zu der ausdauernden Heiterkeit der Komödie! Nur an einzelnen Stellen verräth der gepreßte künstliche Ton des Scherzes, daß der Dichter diese derblustigen Gestalten schuf, um sein selbst zu vergessen.

Durchaus nicht auf der Höhe seiner Dramen stehen Kleist's Erzählungen. Nicht als ob ihm das erzählende Talent gefehlt hätte: seine Virtuosität in der Detailmalerei konnte sich hier vielmehr am freiesten tummeln. Aber die lose Kunstform legt seinem stürmischen Geiste die Zügel nicht an, deren er bedarf; alle krankhaften Neigungen seines We-

seus, welche die ideale Strenge des Dramas mäßigte, lassen sich hier haltlos gehen. Es scheint nicht überflüssig dies hervorzuheben: unsere besten Dichtertalente sind heute auf dem Felde der Erzählung thätig; dabei laufen wir Gefahr, den natürlichen Werth der Kunstgattungen zu vergessen. Nimmermehr hätte Kleist in dramatischer Form so ganz Verfehltes geschaffen, wie die häßlichen Schauergeschichten, „der Findling“ und „das Bettelweib von Locarno“, oder gar die weinerliche Legende von der heiligen Cäcilie. Nur die Manier der Erzählung, nicht das Talent verräth, daß diese verunglückten Versuche aus derselben Feder flossen, welche das „Erdbeben in Chili“ und „die Verlobung von St. Domingo“ schrieb. Das fürwahr sind echte Novellen im Stile der alten Italiener: das neue unerhörte Ereigniß, das launische Spiel des Schicksals, nicht der Kampf in der Seele des Menschen, gilt dem Dichter als das Wesentliche. In leidenschaftlicher Hast stürmt die Erzählung vorwärts, wunderbar glücklich stimmt die schwüle Luft der indischen Welt zu dem rasenden Wechsel der Geschicke; dem Leser wird zu Muthe, als ob ihm selber die Gluth der Tropensonne sinnbethörend auf den Scheitel brenne. Am meisten gerundet in der Form ist die Novelle „die Marquise von O.“ Aber alle Kunst des Dichters bringt uns nicht dahin, daß wir den schändlichen und — was schlimmer ist — grundhäßlichen Ausgangspunkt der Erzählung verwinden, daß wir dem Helden einen Frevel an einem bewußtlosen Weibe vergeben. Immerhin bleibt erstaunlich, wie der natürliche Adel des Talents selbst beim Ringen mit einem widerlichen Stoffe sich nicht verleugnet: Kleist’s Freund Zschokke mißbrauchte dasselbe Motiv zu einer Novelle voll fauler Späße; unser Dichter schreitet über das Gemeine rasch hinweg, um sich in eine feine und ernste Seelenschilderung zu vertiefen.

Noch stärker überwiegt das psychologische Interesse in der großen Erzählung „Michael Kohlhaas.“ Nur der Deutsche empfindet ganz die tragische Macht dieser einfachen Geschichte: wie ein schlichter Mann, in seinem Rechte gekränkt, vergeblich den Schutz des Gesetzes anruft und dann, verzweifelnd an der Ordnung der Welt, in unbändiger Rachgier Frevel auf Frevel häuft, bis endlich der überfeine Rechtssinn des Rechtsbrechers an der Kleinheit seines Gegenstandes sich selbst die Spitze abstößt. Wir meinen den Schleier fallen zu sehen von einem Herzensgeheimniß des deutschen Mittelalters. Die Unersättlichkeit, die Wollust der Rache konnte so wahr, so überzeugend nur ein Dichter schildern, dem selber das Hirn wirbelte bei dem Gedanken

an die Vernichtung des Landesfeindes, der selber soeben seinem Volke zurief:

> wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
> werth der Leiche die zu Grabe geht!

Aber während die modernen Novellisten sich zumeist in eine Seelenmalerei verlieren, welche der Aufgabe des Dichters ebenso sehr widerspricht wie die breite Naturschilderung, und mit peinlicher Langsamkeit das Herz ihres Helden zerfasern und zerschneiden, bleibt Kleist unwandelbar der Erzähler. Sein Held ist immer in Bewegung, obgleich wir jeden seiner Gedanken erfahren, der Fluß der Ereignisse stockt niemals, obschon uns kein Nebenumstand erlassen wird — bis wir leider plötzlich entdecken, daß dem Dichter die Kraft versagt, die Gestalten unter seinen Händen zerfließen und die so herrlich begonnene Fabel in willkürlichen Visionen endet. Die Erzählung lehrt zugleich, wie übermüthig der echte Dichter umspringen darf mit jener „historischen Treue", deren Werth von der überbildeten Gegenwart so wunderlich mißverstanden wird. Dem Bilde, das wir alle von Friedrich dem Weisen im Herzen tragen, schlägt Kleist fast muthwillig in's Gesicht, das moderne Dresden wird mit größter Sorgfalt in das sechszehnte Jahrhundert zurückversetzt. Und doch drängt sich uns nicht der mindeste Zweifel auf: so lebendig tritt uns Alles vor Augen, und so glücklich trifft der Erzähler jenen derben biederen Ton der Rede, der uns die Weise unserer Altvordern weit eindringlicher schildert, als die sorgfältigste Zeichnung des Kostüms vermöchte. Erst von dem Augenblicke an, wo den Dichter die poetische Kraft verläßt, wo er sich in nachtwandlerische Träume verliert, werden unsere historischen Bedenken wach. Und nochmals erhebt sich die Frage: warum Kleist nicht, nach dem Rathe seines Freundes Pfuel, diesen köstlichen Stoff zu einem Drama verwendet hat? In seinen Dramen tritt „die Unart seines Geistes", das schlafwandlerische, phantastische Wesen zuweilen störend, nie zerstörend auf; hier in der Erzählung läßt er sich gehen, und das schöne Gedicht, ein Werk seiner reifsten Jahre, wird ganz und gar verwüstet.

Verfolgen wir sein dramatisches Schaffen weiter, so beobachten wir fortan ein mächtiges Aufsteigen seiner dichterischen Kraft, zunächst an der Tragödie Penthesilea. Man erzählt von Hegel, daß er einst, als Tieck den Othello vorlas, entsetzt ausrief: „wie zerrissen mußte dieser Mensch, Shakespeare, sein, daß er den Jago so darstellen konnte" — worauf Tieck entgegnete: „Herr Professor, sind Sie des Teufels?" Die

Schnurre ist wenn nicht wahr, doch gut erfunden. Wer der Kunst nicht lebt, nur zuweilen aus der befriedeten Welt des Gedankens sich in ihren Zauberkreis hinüberstiehlt, wird sich leicht versucht fühlen, den Künstler, der ein krankes Menschenherz schildert, selber für krank zu halten. Und freilich, so lange Kleist's Briefe noch verborgen lagen, blieb die Penthesilea, das subjectivste seiner Werke, unverständlich wie der Traum eines Fiebernden; seit wir jene Geständnisse kennen, erscheint gerade diese wilde Dichtung als der Anfang seiner Genesung. Er faßte sich endlich das Herz, den Kämpfen seiner letzten Jahre in's Gesicht zu sehen, er wagte sie zu einem Kunstwerke zu gestalten, und sobald ein Dichter sein Leid gesteht, beginnt er schon es zu überwinden. Die Erlösung freilich, die reine dauernde Versöhnung, welche ein Goethe in solchem Geständniß seiner Qualen fand, sollte dieser Unglückliche niemals erreichen. Der ganze Schmerz und Glanz seiner Seele, so sagt er selbst, ist niedergelegt in der Penthesilea; sein eigenes Ringen und Leiden, jene wilde Jagd nach dem Ruhm, dem vollendeten Kunstwerk, und sein fürchterlicher Fall erschüttern uns in dem Schicksal dieser Königin der Amazonen, die den Schönsten, den Herrlichsten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem Rausche des Uebermuths in rasendem Toben untergeht — denn nicht dem Speer des Feindes,

dem Feind in ihrem Busen wird sie sinken!

Wie glücklich fühlt sich der Dichter, „einmal etwas recht Phantastisches zu schreiben“, die einfache Großheit des Achilleus und des Diomedes inmitten der Farbenpracht einer traumhaften Wunderwelt zu schildern! Wie dürr und kahl erscheinen neben dem Duft und Glanz dieser Verse die gleichzeitigen, durchweg unglücklichen Versuche der Romantiker, das Alterthum auf ihre Weise wiederzubeleben — ganz zu geschweigen jener langweiligen Penthesilea, welche Tischbein damals auf die geduldige Leinwand sündigte. An seine Heldin verschwendet der Dichter alle Schätze seines Herzens, denn er liebt sie, und oft klingt uns aus seinen Worten die unbefangene Sinnlichkeit der Heiden entgegen. Er wagt sich an das unheimliche Geheimniß der Schönheit, das schon Vater Homer kannte, er will ein Weib schildern so entzückend schön, daß jedes sittliche Urtheil vor ihr verstummt. Ihm ist zu Muthe wie jenen Greisen von Troja, die auf den Mauern sitzend das Verderben bejammern, das um eines Weibes willen über ihr Volk kam — und da die Unheilvolle plötzlich unter sie tritt, wagen sie doch nicht zu zürnen, so schrecklich (αἰνῶς) packt sie der Anblick der schönen Helena.

Aber selbst die Kraft unseres Dichters wird zu nichte vor der Unnatur seines Stoffes. Schon vor einer antiken Amazonenstatue verweilen wir mit seltsam befremdeter Empfindung, und doch darf die bildende Kunst in diesem Falle mehr wagen als die Dichtkunst. Unser Erstaunen steigert sich zum Grauen, sobald uns das Seelenleben eines Mannweibes, dies wilde Durcheinanderwogen von Heldenstolz und Kampflust, von edler Liebe und roher Brunst in der hellen Beleuchtung eines modernen Dramas entgegentritt. Nun gar das Umschlagen der Wollust in Blutgier, dies allerscheußlichste Räthsel des Menschenherzens, an einem Weibe zu beobachten, wer könnte das ertragen? Was gilt uns die prachtvolle Schilderung der Rosenfeste von Themiskyra, wo die kriegerischen Amazonen, seligen Schauers voll, die besiegten Jünglinge bekränzt zum Altare der Aphrodite führen? Von dem Liebeswahnsinn dieser Jungfrau, die ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Bräutigams schlägt, wendet sich jedes natürliche Gefühl. Und sogar die schöne Form leidet zuletzt unter der Verkehrtheit der Idee, da die Raserei der Königin in läppischen Irrsinn übergeht.

Wir fühlen, wie krampfhaft das Herz noch zuckte, dem diese wilden Verse entströmten, aber auch wie erleichtert der Dichter aufathmen mußte, da er also seinen Schmerz bekannt hatte. Endlich einmal schien das Geschick dem Unglücklichen freundlich zu werden; er gründete in Dresden eine literarische Zeitschrift, den Phoebus, hoffte zuversichtlich, sich jetzt einen ehrenvollen Platz in der Künstlerwelt zu erobern, trat den geselligen Freuden wieder näher. Schon mehrmals früherhin hatte der „arme Brandenburger“ seinen Wanderstab ruhen lassen auf diesem lieblichen Winkel deutscher Erde und stundenlang die Madonnenbilder der Gallerie betrachtet und die dunkeln Waldgründe durchstreift, die in das lachende Elbthal münden, und droben von der Brühl'schen Terrasse träumend hinabgeschaut auf die sanften Windungen des Flusses und das Alles in entzückten Briefen der Schwester geschildert. Es war noch das alte Dresden, die prächtige und doch stille Stadt, die Canaletto gemalt hat, so recht ein Platz zum Träumen und zum Dichten, noch nicht der abgetretene Spaziergang blasirter Touristen. Und — so seltsam spielt der Reiz des Contrastes in dem Künstlergemüthe — gerade hier in dem Schmuckkästlein des Rococostils erwachte dem Dichter der Sinn für die heimische Vorzeit; sein Geist, der so lange in die Ferne geschweift, kehrte ein in die Fülle des deutschen Lebens, um seine schönsten und reifsten Werke aus dieser reinen Quelle zu be-

fruchten. Er fühlte sich jetzt Mannes genug, einen neuen Herzenskummer, der ihn traf, sofort als Künstler zu überwinden. All' die Träume von Liebesglück, die ihm so schmerzlich zerronnen waren, rief er wach, um im Gedichte ein Weib zu schaffen, wie er es ersehnte und nie finden sollte, und alle sanften, glücklichen Erinnerungen seines Lebens versammelte er um sich, um dem geliebten Bilde eine freundliche Umgebung zu bieten. Die alte gothische Kirche stieg wieder vor ihm auf, die seinem Vaterhause gegenüber stand, die der Knabe so oft ahnungsvollen Blicks betrachtet; er sah die finsteren Thore und die steilen Giebelhäuser in der alten Oberstadt; jene zarten Bilder von dem „Cherub mit gespreizter Schwinge", von dem „süß duftenden Hollunder", die in seinen älteren Gedichten flüchtig wie ein Sonnenblick aus dichtem Gewölk erschienen, erwachten wieder und mahnten ihn sie reich und fertig zu gestalten. Also schuf der seltsame Mann, der in Allem von der Regel abweicht, in seinem zweiunddreißigsten Jahre das jugendlichste seiner Werke: das Käthchen von Heilbronn.

Wir fühlen ihm nach, wie er mit der naiven Freude des Entdeckers vor den wundersamen Gestalten steht, die er in der Vorzeit seines Volkes aufgefunden; ein frischer Duft weht uns an wie der Erdgeruch aus dem umgebrochenen Acker. Seine Heldin nennt er selbst „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln." Noch nicht sechzig Jahre sind verflossen, seit dies Werk zuerst an der Wien vor die Lampen trat; und schon muthet es uns an wie eine Sage uralter Vorzeit, kaum mehr verstanden von der hellen, strengen Gegenwart. In jedem Volke begegnen uns einzelne Dichtungen, welche, ohne den Stempel classischer Vollendung zu tragen, doch unantastbar dastehen, weil sie geweiht sind durch die Liebe eines vergangenen Geschlechts; sie fordern, daß der Nachlebende sie dankbar hinnehme wie ein Gebilde der Natur. So dies Gedicht; aus ihm reden alle jene holden traulichen Träume, die unseren Müttern die Jugend beseligten, die Herzenssehnsucht einer Zeit, die unser kälterer Verstand zugleich übersieht und um die Innigkeit ihres Gefühls beneidet. Ich kann nicht ohne Rührung der Stunden denken, da mir meine Mutter von ihren ersten Gängen zum Theater erzählte: wie glückselig hat dies unschuldige Mädchengeschlecht dem Käthchen gelauscht, wenn sie unter dem Fliederbusch ihre keusche Liebe träumt! Der Dichter aber, der so glücklich einen Schatz aus dem Gemüthe seiner Zeit zu Tage gefördert, er war längst nicht mehr, als das Käthchen endlich

auf allen Bühnen sich einbürgerte; wir meinen oft seinen Schatten zu sehen, wie er niederschaut auf diese verspäteten Erfolge und bitter lachend wie sein Prinz von Homburg die Achseln zuckt:

nur schade, daß das Auge modert,
das diese Herrlichkeit erblicken soll!

Selbst heute noch können wir die Kraft des einfachen Märchens erproben: in unseren Vorstadttheatern weilt ein Publikum, zu arm an Bildung und zu schwer bedrückt von den Sorgen des eigenen Lebens, um die Gewalt des tragischen Schmerzes zu ertragen, doch nach deutscher Art zu gesetzt, um allein dem Lustspiele zu huldigen. Hier ist der rechte Tummelplatz für das ernste Drama mit glücklichem Ausgange; hier hat das Vehmgericht noch seine Schrecken, hier findet der erbärmliche Darsteller des wackeren Gottschalk noch seine Bewunderer, die Kunigunde ihre leidenschaftlichen Feinde. Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen; danken wir Gott, daß das pariser Hetärendrama noch nicht überall sein Scepter schwingt. Es ist nicht blos der ritterliche Lärm und Pomp, was diese braven Leute so tief ergreift; noch mächtiger wirkt die Kraft der volksthümlichen Sprache, die Innigkeit des Gemüths, die aus jeder Zeile redet, die Anschaulichkeit der einfach verständlichen Motive. Selbst der Haß, sonst der deutschen Gutmüthigkeit so schwer faßlich, erklärt sich hier von selbst. „Der Mensch wirft Alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, nur kein Gefühl" — das versteht auch der gemeine Mann, nicht die Worte, doch den Sinn.

Freilich muß das Drama von kundigen und rücksichtsvollen Händen vorgeführt werden, mit Pietät nicht vor den schwachen Nerven der Hörer, sondern vor der kräftigen Eigenthümlichkeit des Dichters. Welche Barbarei, wenn der zartsinnige Regisseur die Scene, wo Graf Wetter vom Strahl dem Käthchen mit der Peitsche droht, verletzend findet, statt der Roheit eine Niederträchtigkeit einfügt und den Grafen das Schwert zücken läßt auf die Wehrlose! Freilich muß man die Ansprüche der absoluten Kritik daheim lassen. Ist die hingebende Liebe des Käthchens nicht schon selbst wunderbar genug? ist es nicht baare Tautologie, das größere Wunder durch ein kleineres zu erklären? verliert Käthchens Liebe nicht an Werth durch den zwingenden Zauber, der sie an den Ritter kettet? und geht nicht zuletzt der ideale Gehalt des Gedichts geradezu verloren, da nicht das arme Bürgerkind durch die

Macht der Liebe über den Stolz des Ritters triumphirt, sondern die Kaiserstochter dem Grafen ihre ebenbürtige Hand reicht? Solche unwiderlegliche Einwände vergessen nur das Entscheidende, daß ein Märchen, ein dramatisch behandelter epischer Stoff nicht unbedingt den Gesetzen des Dramas gehorchen kann; liegt es doch im Wesen des Märchens, die Wunder des Herzens durch die Aufhebung der Ordnung der Natur zu begreifen, Lohn und Strafe in der allersinnlichsten Form erscheinen zu lassen. Der zarte Duft des volksthümlichen Stücks verfliegt, wenn wir mit so derber Hand daran treten. Wir beklagen nur, was der Dichter selbst auf's bitterste bereut hat, daß er dem märchenhaften Charakter des Stücks nicht treu geblieben. Rücksicht auf die Ansprüche der Bühne, denen das Käthchen doch niemals völlig genügen kann, verleitete ihn, statt der zaubergewaltigen Fee Kunigunde jenes nüchterne rationalistische Scheusal zu schaffen, das so widerwärtig erscheint hier in der heiteren Fabelwelt, wo höhere Geister noch gern mit dem farbenreichen Menschenleben verkehren. Die maßlose Heftigkeit des Dichters verführt ihn auch diesmal, jedes Motiv zu Tode zu hetzen. Er kann sich nicht genug thun in der Schilderung seiner Heldin, er jagt sie durch alle Stufen der Erniedrigung hindurch, und während er ihr eine übermenschliche Demuth leiht, die der Selbstentwürdigung zuweilen nahe kommt, häuft er auf ihre Feindin Kunigunde eine ganz unmögliche Last der Schändlichkeit. Er litt noch unter dem Schmerze um seine verlorene Braut und meinte sich berechtigt, ein Weib ohne Herz mit seinem Hasse zu zeichnen.

Während Kleist so liebevoll die Gestalten der deutschen Vorwelt schilderte, war in ihm längst der heilige Schmerz erwacht um die Gegenwart des Vaterlandes. Er hatte wohl einst über seinem Dichterleide die weite Welt und Deutschland mit ihr vergessen, den Tod gesucht wo es auch sei. Sobald er sich selber wieder angehörte, regte sich doch der preußische Offizier. Der Künstler steht der Natur näher als der Denker; löst er sich ab von seiner Heimath, so geschieht ihm wie dem starken Baume, der in fremden Boden verpflanzt die Schollen des mütterlichen Erdreichs an seinen Wurzeln mit sich nimmt. Der freie Geist des Dichters hatte das öde Einerlei des Garnisondienstes nicht ertragen, er mochte zuweilen von der Höhe seiner philosophischen Bildung mitleidig herablächeln auf die militärischen Barbaren daheim. Die stolzen kriegerischen Erinnerungen seines Vaterhauses, dem des Königs Rock als das Kleid der Ehre galt, die glänzenden Bilder des

preußischen Waffenruhms, die durch die Träume seiner Kinderjahre geschritten waren, hafteten doch weit fester als er sich selbst gestand in seinem treuen Gemüthe; und als das Verderben an seinen Staat herantrat, da erwachte der Stolz des Preußen, des Deutschen, die angelernten philanthropischen Ideen fielen zu Boden. Schon während des Feldzugs von 1805 fragt er bitter, warum der König nicht sofort, nachdem die Franzosen durch Ansbach marschirt, seine Stände zusammenberufen und durch einen kühnen Krieg die Verletzung des preußischen Gebiets gerächt habe. Immer häufiger erklingt fortan in seinen Briefen die Klage über die finstere Zeit, wo das Elend Jedem in den Nacken schlägt. Auf die erste Kunde von der Schlacht von Jena schreibt er mit dem ganzen Stolze und der ganzen Verblendung eines fridericianischen Offiziers: „20,000 Mann auf dem Schlachtfeld und doch kein Sieg!“ Dann erfährt er wie ein Betäubter die volle schreckliche Wahrheit, dann übergiebt ein Mann, der seinen Namen führt, die erste Festung Preußens schimpflich an den Feind, dann sieht der Dichter in Königsberg aus nächster Nähe den tiefen Fall des Hofes und des Staates, und endlich muß er die Faust des Unterdrückers noch an seinem Leibe empfinden. Sein scharfer Verstand hatte schon vor Jahren, da er umnachteten Sinnes durch Frankreich irrte, die prahlerische Nichtigkeit der eitlen Welteroberer unbarmherzig durchschaut; auch ihre Roheit sollte er jetzt erfahren, da er während des Feldzugs von 1807 durch ein Mißverständniß als Spion gefangen und nach Frankreich geschleppt wurde. Er saß dann durch lange finstere Wochen auf dem Schlosse Joux hoch im Jura, auf derselben Festung, wo einst Mirabeau die wildesten Stunden seiner Jugend verlebt hatte.

Nun kehrte er heim in sein geschändetes Vaterland, mit dem vollen Verständniß für die Größe der Zeit, er sah „Ungeheures, Unerhörtes nahen,“ eine Macht des Unheils heranfluthen wider jedes Heiligthum der Menschheit. Und diese Empfindung wuchs und wuchs, sie wurde etwa seit der Vollendung des Käthchens (1808) die herrschende Macht in seinem Geiste, also daß Dahlmann den Selbstmord des Dichters kurzweg aus der Verzweiflung am Vaterlande erklärt. Wer kennt nicht eine jener einsiedlerischen Naturen, die in tiefer Stille mit der ganzen Macht ihrer unzerstreuten Leidenschaft alle Zuckungen der vaterländischen Geschicke mit empfinden? So lebte auch Kleist in seinem einsamen Zimmer ein hocherregtes historisches Leben: prächtig, eine himmelhohe Flamme schlug dann das entfesselte Gefühl aus seiner

verschlossenen Brust empor. Er brauchte nicht erst, wie die zum Vaterlande zurückkehrenden Gelehrten, die Fichte und Arndt, auf den weiten Umwegen des Gedankens die Idee des Volksthums und ihr Recht sich selber zu erklären. Er liebte Deutschland, wie dem Dichter ansteht, unwillkürlich, unmittelbar, „weil es mein Vaterland ist" — so läßt er in seinem patriotischen Katechismus einen deutschen Knaben sprechen. Die glorreiche Fahne, die er einst in seinen jungen Händen getragen, da lag sie im Staube. Ihre Ehre war die seine. Ihre Schmach zu rächen greift er zu jeder Waffe, er schreibt Pamphlete, Satiren und, ohne jedes ästhetische Bedenken, Gedichte. Er hätte sie nicht verstanden, die armselige Frage, die in einer späteren müden Zeit unter uns aufgeworfen ward, die Frage, ob eine Poesie des Hasses ein Recht habe zu sein. Er wußte, daß die Dichtung jedes berechtigte Gefühl der Menschenbrust schildern darf und daß in diesen Tagen der Haß die letzte und höchste Empfindung des deutschen Mannes war. Es galt das Dasein der Nation; die Begeisterung des Ideologen, die Stimme des natürlichen Gefühls und die Berechnung des Staatsmanns fielen in Eines zusammen; nur eine solche Zeit konnte einen so ganz in der Anschauung, der Empfindung lebenden Geist zur politischen Dichtung führen.

Kleist ward, nach dem alten Gleim und den Poeten des siebenjährigen Krieges, der erste unserer neueren Dichter, der seine Muse den politischen Zwecken des Augenblickes dienen ließ, der erste, dem dies Wagniß völlig glückte. Er weiß und will nur Eines — den Kampf der Waffen, augenblicklich, unverzüglich. Er lacht der „Schwätzer", der Tugendbündler und Philosophen, die von einem Kampfe der Gedanken faseln, wirft ihnen Spottverse ins Gesicht ganz so ungeschlacht und ungerecht wie jene, die er einst gegen Goethe geschleudert. Es leidet ihn nicht mehr im Norden, als der Krieg von 1809 beginnt, er eilt hinaus nach dem Schlachtfelde von Aspern, und da auch diesmal die Heere der Feinde siegen, faßt er in vollem Ernst den Gedanken auf, mit dem die erbitterte Jugend jener Tage spielte: er will durch die Ermordung Napoleons das Vaterland befreien und — mit einer großen That sein eigenes zerrüttetes Dasein beenden. Nur ein Zufall hat den gräßlichen Plan vereitelt. Und derselbe dämonische Haß, dieselbe fürchterliche Wildheit tobt auch durch seine patriotischen Gedichte. Feuriger hat nie ein Sänger zu unserem Volke gesprochen als Kleist in der mächtigen Ode „Germania an ihre Kinder:"

> schlagt ihn todt, das Weltgericht
> fragt Euch nach den Gründen nicht!

Die Lust der Vergeltung, unzertrennlich von jeder Erhebung eines mißhandelten Volkes, hat auch in unserem Freiheitskriege mächtiger gewaltet, als wir nach den verblaßten Schilderungen der Nachlebenden gemeinhin annehmen; schrieb doch Gneisenau nach dem Tage von Leipzig frohlockend wie ein antiker Held: „wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen.“ Wollen wir Kleist's furchtbare Zeilen: „alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß“, geschichtlich verstehen, so müssen wir uns der Stimmung erinnern, die im Jahre 1813 in den unteren Schichten unseres Volkes lebte: — der wilden Kriegsweise der Landwehrmänner: „Schlag' ihn todt, Patriot, mit der Krücke in's Genicke“; der gefangenen Rheinbundsoffiziere, denen der preußische Soldat die französischen Orden von der Brust riß; des gräßlichen lautlosen Würgens in der ersten Landwehrschlacht, bei Hagelberg, und all' der rohen Auftritte, welche des Krieges Gefolge bilden.

Nur diese Gluth der Leidenschaft erlaubt unserem Dichter das Unmögliche: ein Poet zu bleiben, indem er die allerbestimmteste Tendenz verfolgt. Seine Lieder halten sich ganz in der Sphäre der reinen Empfindung und streifen nie über in das Gebiet der Reflexion, der Phrase, wohin seine Nachfolger, die Sänger der Freiheitskriege, sich nicht selten verirren. Zwar, dem Manne, der seinen Hermann sagen läßt, einen Gallier, einen Deutschen könne er sich wohl als Weltherrscher denken, „doch nimmer diesen Latier, der keine andere Volksnatur verstehen kann“ — ihm wird man nicht vorwerfen, er habe die Idee des großen Kampfes nicht verstanden. Auch vermag er zuweilen, sein erregtes Gefühl zu gehaltenem, maßvollem Ausdruck zu zwingen; wie würdig und edel stellt er die sittliche Größe des gedemüthigten preußischen Staates dem rohen Hochmuth des Siegers gegenüber, indem er den nach Berlin heimkehrenden König also anredet:

> Blick' auf, o Herr, Du kehrst als Sieger wieder,
> wie hoch auch jener Cäsar triumphirt!

Doch der Grundton, der vorherrschende Charakterzug seiner patriotischen Poesie bleibt nichtsdestoweniger der Haß, und darum stellt sie nur eine Seite der großen Erhebung dar, welche ein Jahr nach des Dichters Tode begann. Denn Gott sei Dank, nicht so nach Spanierart, wie dieser Dichter träumte, sollten die Deutschen in den Entscheidungskampf hereinstürmen. Von dem sittlichen Pathos und der religiösen Begeiste-

rung der jungen Freiwilligen, von der Gutherzigkeit und dem Edelmuthe, die unser Volk auch in seinem wilden Hasse sich bewahrte — von diesen herzgewinnenden Tugenden, wodurch die deutschen Freiheitskriege in der gesammten modernen Geschichte einzig dastehen und allmählich selbst die Bewunderung ihrer eitlen Feinde erwecken — von alledem ist in Kleist's Gedichten wenig zu spüren. Er redet die Sprache einer gequälten Zeit, die sich in wilden Träumen hinaussehnt nach dem Kampfe und nur den einen Gedanken zu denken vermag: „zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen;" erst mit der Erhebung, mit der Gewißheit des Sieges konnte die patriotische Leidenschaft Maß und Haltung gewinnen. Und wer darf bezweifeln, daß Kleist, hätte er den Tag der Befreiung erlebt, fähig gewesen wäre, mit einzustimmen in die reineren und freieren Klänge jener glücklichen Zeit? Wer fühlte nicht, daß der Haß des Dichters nur die Kehrseite ist einer innigen Liebe?

Derber, roher noch redet der Ingrimm in den prosaischen Schriften. Mit unbeschreiblich grausamem Spott wird das märkische Edelfräulein geschildert, das sich von einem französischen Gecken verführen läßt, der sächsische Offizier, der mit patriotischem Hochgefühl unter den Fahnen des Rheinbundes weiter dient. Dann folgen Anekdoten aus dem letzten Kriege, kleine Züge preußischen Soldatenmuths, die den Geist des Heeres beleben sollen, vorgetragen im allerderbsten Wachstubentone, mit cynischem, wildem Humor; der Erzähler weiß sich vor Entzücken kaum zu halten, wenn seine Helden noch sterbend mit „einem ungeheuren Witze" die Franzosen verhöhnen. Auch die erhabene Rhetorik Arndts, den Ton des „Geistes der Zeit" versucht der Dichter in einzelnen pathetischen Aufsätzen nachzuahmen. Ganz unbefangen wiederholt er die Bilder und Wendungen seiner Gedichte in den prosaischen Schriften. Mit vollem Rechte; denn der Werth dieser unförmlichen Versuche liegt allein in der wilden Naturkraft einer patriotischen Leidenschaft, welche in unserer gesammten Literatur kaum ihres Gleichen findet. — Was immer uns erschrecken und empören mag an diesem erregten Thun, wir freuen uns doch den Dichter also zu sehen: sein Auge, das so lange in unfruchtbarem Mißmuth nur in sich hineingeschaut, blickt freier, offener in die Welt hinaus; die krankhaften Züge seines Wesens treten zurück vor der Hoheit einer großen Leidenschaft.

Schon vor dem Kriege von 1809 hatte Kleist in seiner „Hermannsschlacht" ein Bild des Befreiungskampfes gezeichnet, wie er

ihn sich dachte. Wir überschauen mit Einem Blicke das Aufsteigen unseres Volkes von der lyrischen zur dramatischen Empfindung, wenn wir dies mächtige Werk, wo selbst „die See, des Landes Rippen schlagend, Freiheit brüllt," mit Klopstocks Hermannsschlacht vergleichen. Nichts mehr von dem unbestimmten Pathos, das bisher immer den Schilderungen der germanischen Urzeit angehaftet hatte; leibhaftig, in voller sinnlicher Wahrheit tritt diese fremde Welt vor uns hin, ausgemalt bis in den kleinsten Zug und doch ohne alle gelehrte Genauigkeit. Nichts mehr von dem „Bardengebrüll" abstrakter Heroengestalten; wir sehen den Hermann der Geschichte, den staatsmännischen Barbaren, der um des Vaterlandes willen keine der argen Künste römischen Truges verschmäht. Er sucht den Tod im Freiheitskampfe, und nichts soll ihn bewegen, „das Aug' von dieser finstern Wahrheit ab buntfarb'gen Siegesbildern zuzuwenden;" nichts ist ihm hassenswürdiger als was sein Herz erweichen, dem großen Werke entfremden könnte: „was brauch' ich Latier, die mir Gutes thun?" Seines Landes Blüthe, die Gefühle seines Weibes, die Treue des gegebenen Wortes opfert er ohne Bedenken; der geborene Herrscher wohin er tritt, spielt er voll übermüthigen Humors mit seiner Umgebung; doch an der religiösen Andacht, womit er seinen Plan betreibt, mag man erkennen, wie zartbesaitet das Gemüth dieses rauhen Helden ist. Nur Einem Boten vertraut er die verhängnißvolle Botschaft an Marbod, denn „wer wollte die gewalt'gen Götter also versuchen?" — und als endlich die große Stunde erscheint, als die Barden ihren erhabenen Gesang beginnen, da bricht der eiserne Mann, jedes Wortes unfähig, in tiefer Bewegung zusammen. Wie in übermüthiger Laune, in bewußtem Gegensatze zu den leeren Tugendmustern der Klopstock'schen Muse zieht der Dichter das Idealbild der Thusnelda in die Kleinheit des zeitgenössischen Lebens herab; er schildert sie „wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen", als eine Geistesverwandte jenes märkischen Edelfräuleins.

Das Gelungene nimmt der Leser hin als selbstverständlich; Wenige fühlen, welcher Künstlerweisheit der Dichter bedurfte, um einen so ganz unästhetischen Stoff zu gestalten. Die Römer werden durch berechneten Verrath in das Verderben gelockt; die Gefahr liegt nahe, daß unsere Theilnahme von den Unterdrückten sich zu den Unterdrückern wende. Aber der frevelhafte Uebermuth dieser Fremdlinge macht jedes Mitleid mit ihrem Untergange unmöglich; und

doch ist der Römerstolz zu anziehend geschildert, als daß sie uns ästhetisch beleidigen könnten. Der Grimm des Helden steckt uns an, wir glauben, wir verzeihen Alles der Wahrhaftigkeit dieses Hasses, wir rufen mit ihm:

> Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
> sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
> muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!

Der epische Stoff gestattet nicht eine wahrhaft dramatische Verwicklung. Die ersten vier Aufzüge enthalten nur die Exposition, und der Schluß, die Teutoburger Schlacht, kann, da das Drama der epischen Massenbewegung nicht mächtig ist, dem weit ausholenden Anlaufe nicht ganz entsprechen. Auch diesen unheilbaren Mangel weiß der Dichter durch kunstvolle Steigerung mindestens zu verdecken: wir folgen dem Anschwellen der Volksbewegung mit wachsender Spannung, wir sehen die schwarzen Wasser Zoll für Zoll emporsteigen und zittern dem Augenblicke, da die Fluth über den Damm hinüberschlagen muß, mit einer Angst entgegen, welche der echten dramatischen Spannung sehr nahe kommt. Darum bleibt immerhin möglich, daß das Werk noch einmal dauernd für die Bühnen gewonnen werde. Allerdings nur für die zwei oder drei Bühnen, welche noch ein erträgliches Ensemble zu Stande bringen: denn ewiger Vergessenheit möge Er anheimfallen, der zähnefletschende, in einem Löwenfelle einherstolzirende Unhold, der sich vor einigen Jahren auf einem namhaften Theater böswillig für Hermann den Cherusker ausgab: — und wo ist der Schauspieler zweiten Ranges, der sich an die kleine Rolle des Varus wagen darf, der den geknickten Stolz des Römerfeldherrn, die Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, das Grauen vor den Schicksalsworten der Alraune in einem Monologe von vier Versen veranschaulichen könnte? In einigen Zügen maßloser Wildheit verräth sich wieder der Sänger der Penthesilea. Man mag die gräßliche Scene ertragen, wo der alte Germane sein geschändetes Kind ersticht: der Dichter hat mit glücklicher Divination erkannt, daß Verbrechen wider die Frauen bei allen edlen Völkern jederzeit ein Haupthebel großer Empörungen waren. Doch schlechthin empörend bleibt der Auftritt, wo Thusnelda ihren römischen Verehrer von der Bärin zerfleischen läßt — unerträglich schon weil diese Thusnelda solcher Rache nicht werth ist. — Die Tendenz des Gedichtes tritt mit solcher Unbefangenheit hervor, daß wir auf die Rheinbundskönige unter den Germanenfürsten mit Fingern weisen können; doch die Tendenz

liegt in dem Stoffe selbst. Und stehen wir selber denn heute, da die alte Blutschuld der Könige von Napoleons Gnaden noch immer nicht gesühnt ist, den Leidenschaften dieser napoleonischen Zeit ganz freien Gemüths gegenüber? Darf der Deutsche gänzlich untergehen in dem Aesthetiker? Darf er nicht auch seine patriotische Freude haben an der erhabenen poetischen Gerechtigkeit, welche dieser Hermann vollstreckt? Ich bekenne gern, daß ich niemals ohne herzliche Erquickung lesen kann, wie dem Ubierfürsten Friedrich von Würtemberg der Kopf vor die Füße gelegt wird.

Wie der Dichter einst der finsteren Erscheinung der Penthesilea die rührende Gestalt des Käthchens hatte folgen lassen, so trieb ihn jetzt ein glücklicher Geist, diesem Gemälde seines patriotischen Hasses ein heiteres Bild der Heimathliebe entgegenzustellen. Er schuf das reifste seiner Werke, den Prinzen von Homburg, und knüpfte schöne Hoffnungen daran. Aber die kalte Aufnahme des Werkes sollte ihm zeigen, wie wenig eine politisch bewegte Zeit fähig ist zu begreifen, daß eine patriotische Idee dem Künstler selten mehr sein kann als ein Motiv. Er sollte erfahren, wie wenige Leser in jeder Zeit im Stande sind das Ganze eines Kunstwerks zu fassen. Wir hofften, hieß es, einen Helden zu schauen voll Kraft und edler Gedanken, der Alles besitzt, was unserem gedrückten Geschlechte fehlt; und nun bringst Du uns diesen wächsernen Achilles, so schwach und menschlich wie wir selbst? Und doch ist Kleist's Prinz von Homburg die idealste Verherrlichung des deutschen Soldatenthums, welche unsere Dichtung besitzt. Seltsam genug schreibt das große Publikum dem „Lager Wallenstein's" dies Verdienst zu. Weil Schiller uns selbst unter der ruchlosen Soldateska des Friedländers heimisch macht, weil die seltene Erscheinung seines Humors hier in glänzenden Funken sprüht, so hat man sich gewöhnt, dem nur dramatisch Giltigen absoluten Werth beizulegen. Unsere Soldaten singen das ganz dramatisch gedachte Reiterlied so harmlos, als wäre die rohe Kampfwuth einer entsetzlichen Horde ein passendes Gefühl für unser Volk in Waffen. Wie bei so vielen Gedichten Schiller's, ist auch hier durch den langen Gebrauch der wahre Sinn verloren gegangen. Nun gar was sich heute Soldatenpoesie nennt — jene witzelnden Klatschgeschichten aus der Langeweile des Rekrutendrillens und des Parademarsches — das ist jedem rechten Soldaten ein Gräuel. Hier aber redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen unverwüstlich im Blute liegt. In jeder Zeile kriegerisches Feuer, überall

die kecke, frische deutsche Reit- und Schlaglust und doch so gar nichts von dem polternden Säbelgerassel der Franzosen. Es ist als ob der Dichter vor- und rückschauend ein ideales Durchschnittsbild gezogen hätte aus der Geschichte der preußischen Armee von Fehrbellin bis Königgrätz. Tapfere Krieger, geschaart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Mannszucht geschult, und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen — so war, so ist das Heer, das Deutschlands Schlachten schlug, und hier wird es uns geschildert mit einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht.

Von diesem bewegten Hintergrunde nun hebt sich ab eine fein und tief gedachte dramatische Verwicklung. Jetzt endlich ist Kleist ganz Dramatiker; nachdem er sich so oft in epische Stoffe verloren, hält er sich hier streng in den Schranken seiner Kunstform. Er zeigt uns, wie der Jüngling vom Manne träumt und dann zum Manne wird — ein Problem, althergebracht in den Romanen und leicht zu lösen für den Romandichter, doch überaus schwierig für den Dramatiker. Und wieder wie in der Penthesilea, aber milder, heiterer als dort, erzählt uns der Dichter die Geschichte seines Herzens; er leiht seinem Helden seine eigene wundersame Empfindung, diese jähe, stürmische Leidenschaft, die dann plötzlich wie in Zerstreutheit innehält, sich verliert in süße Selbstvergessenheit. Der Prinz erscheint zu Anfang als ein unreifer übermüthiger Jüngling, er lebt immer in der Zukunft, nie dem Augenblicke, wie einst der Dichter selbst; begehrlich schweifen seine stolzen Träume den Thaten um eine Welt voraus; mit all' seiner Liebenswürdigkeit ist er doch noch erfüllt von jener naiven Selbstsucht der Jugend, die den Gedanken der Pflicht, des Gesetzes nicht fassen kann. In solcher Stimmung unternimmt er in der Schlacht von Fehrbellin gegen den Befehl des Kurfürsten den kecken Angriff, der den Sieg entscheidet. Und hier weiß der Dichter mit bewunderungswürdigem Künstlerverstande selbst die dramatisch ganz unbrauchbare rührende Geschichte von dem Opfertode des Stallmeisters Froben als einen Hebel der Entwickelung zu verwenden. Der Kurfürst gilt für todt, man hat sein weißes Schlachtroß im Getümmel fallen sehen. Der Prinz fühlt sich darum als den Führer des Heeres, als den Beschützer des verwaisten Hofes, er bekennt der Prinzessin Natalie seine Liebe und steigt zum Gipfel des Uebermuthes empor: alle Kränze des

Ruhmes und der Liebe wähnt er mit einem Griffe auf seine trunkene Stirn herabzureißen — gleich dem Dichter des Guiscard. Da erscheint der todtgeglaubte Kurfürst wieder. Dem Jüngling tritt der Mann entgegen, so groß und so schlicht, so streng und so weich, eine herrliche Fürstengestalt, von der wir nur bewundernd sagen können: das ist deutsche Herrschergröße. Der vorwitzige Knabe soll jetzt den Ernst des Gesetzes empfinden, der ungehorsame General wird zum Tode verurtheilt. Unbarmherzig, wie immer wenn es gilt einen tiefen Gedanken bis auf die Hefe auszuschöpfen, treibt nun der Dichter den aus seinen Träumen Aufgestörten hinab in die tiefste Entwürdigung. Der Prinz bettelt um sein Leben, und erst als er endlich die Gerechtigkeit des harten Spruchs erkennt, sein Haupt freiwillig dem beleidigten Gesetze zur Sühne darbietet, wird Gnade und Versöhnung dem Jüngling zutheil, den wir vor unsern Augen in fünf kurzen Akten zum Manne heranwachsen sahen.

Haben wir also die Idee des Dramas begriffen und uns befreundet mit der ungewohnten Erscheinung eines Bühnenhelden, welcher nicht fertig vor uns hintritt, sondern erst wird, dann verstehen wir auch, daß der Dichter in dieser scheinbar höchstpersönlichen Seelengeschichte einen höheren Gedanken darstellen wollte als das Recht der militärischen Subordination: er gab ein Bild von dem Werden des Mannes, hier zum ersten Male gelang ihm eine typische Gestalt. Dann erscheint auch die seltsame Schlafwandlerscene am Eingang lediglich als ein phantastisches Beiwerk, das den Sinn des Sängers gefangen hielt wie ein schöner Traum und doch den Gang des Dramas nicht wesentlich beirrt. Nur ein Mißklang stört das herrliche Gedicht: jene verrufene Scene, die uns den Prinzen in feig unwürdiger Todesfurcht vorführt. Gewiß, die Demüthigung des Helden ist unerläßlich für den Plan des Dramas, und ihre poetische Wahrheit empfindet Jeder, dem jugendliche Stoiker verhaßt sind. Hundertmal lieber diese hellenische Natürlichkeit, dies naive Schaudern vor dem Tode, als jene gespreizten Eisenfresser der Nachahmer Schillers, welche zur selben Zeit auf allen Bühnen pathetisch bejammerten, daß der Mensch nur einmal den Heldentod sterben kann. Aber die ungestüme Hast unseres Dichters hat leider versäumt, die Hörer, deren tief eingewurzelte Ehrbegriffe er verletzen will, auf das Unerwartete vorzubereiten: wir sahen den Prinzen zuletzt aufgeregt, doch in männlicher Haltung, und plötzlich ohne jeden Uebergang windet

sich derselbe Mensch jämmerlich im Staube. So jähe Sprünge erträgt die Seele des Hörers nicht. Dazu tritt die unleugbare Versündigung gegen das historische Kostüm. Uns beirrt nicht das prosaische Bedenken, ob im Jahre des Heils 1675 ein brandenburgischer General also denken durfte? Doch wir fragen ungläubig: wie kann dieser Kurfürst, dieser Oberst Kottwitz, der hier auf der Bühne vor uns steht, dem Prinzen einen so häßlichen Verstoß gegen alle ritterliche Haltung verzeihen? In solcher Umgebung erscheint der Prinz mit seiner antiken Naivität allerdings wie eine Gestalt aus einer anderen Welt.

Jedes echte Kunstwerk ist unerschöpflich, bietet einen Ausdruck in das Unendliche. In die leitende Idee des Dramas spielt noch eine zweite Gedankenreihe hinein, welche freilich in dem hastigen Thun des Helden nicht klar hervortritt, desto klarer in den Reden der Offiziere. Der Dichter verherrlicht das Recht des freien Heldenmuths, der rettenden That neben der todten Regel. Und hören wir die schönen Worte des alten Kottwitz:

> Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
> das wirken soll in deiner Feldherrnbrust,
> das ist der Buchstab deines Willens nicht,
> das ist das Vaterland, das ist die Krone,
> das bist du selber, dessen Haupt sie trägt —

wer sollte da den Sehergeist des Dichters nicht bewundern? Denn gerade so dachten drei Jahre später die Männer des ostpreußischen Landtags, als sie, ohne den Ruf des Königs abzuwarten, für ihn und für das Vaterland sich erhoben.

Noch vor wenigen Jahren wurde auf der Leipziger Bühne der Schlußvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs“, nicht geduldet. Er lautete dort, obschon der mißhandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte, „in Staub mit allen Feinden Germaniens!“ Ich aber glaube, daß eine nahe Zukunft den „preußischen Partikularismus,“ welcher der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstößig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird. Der Prinz von Homburg darf noch auf ein langes Bühnenleben zählen, denn er ist, kurz und gut, das einzige gelungene historische Drama hohen Stils, das seinen Stoff aus der neuen deutschen Geschichte schöpft — aus der Geschichte, die noch in Wahrheit die unsere ist, aus der Geschichte, die mit der derben Prosa ihrer

Lebensformen uns doch traulicher zum Herzen redet als die phantastische Pracht des Mittelalters. Wir athmen die freie Luft des historischen Lebens und fühlen uns doch behaglich wie in unserem Hause: Niemand unter uns, der nicht einmal seine Freude gehabt hätte an dem ehrlichen grauen Schnurrbart eines wirklichen Obersten Kottwitz. Wer ganz empfindet, wie von Grund aus das Gemüth unseres Volkes seit den Stürmen des dreißigjährigen Krieges sich verwandelt hat, der weiß diesen glücklichen Griff des Dichters auch ganz zu würdigen. Und wenn dereinst unter dem Segen des preußischen Heerwesens die alte stolze Waffenfreudigkeit unseres Volkes überall in Deutschland wieder erwachen wird, dann wird auch dies schönste Werk deutscher Soldatendichtung zu Ehren kommen, und selbst die Schwaben und Obersachsen werden dem Sänger verzeihen, daß er ein Preuße war.

Wie frei und glücklich schwebt des Sängers Geist über dem selbstempfundenen Leide, das er in diesem Gedichte uns darstellt! Wie sollte der Dichter nicht endlich selber die Versöhnung gefunden haben, die er so heiter an seinem Helden geschildert? Und doch stand es anders, ganz anders um den Unglücklichen; nur für kurze Stunden war ihm das heitere Spiel der Kunst ein Labsal. Er hatte weder aus diesem edlen Werke den selbstgewissen Frohmuth des Künstlers geschöpft, noch im Verkehr mit Dahlmann die patriotische Zuversicht gelernt, welche so fest und mannhaft aus der ruhigen Versicherung des Freundes sprach: Napoleon wird fallen, wenn wir nur ausharren! Er sah das Reich des „Höllensohnes" wie ein nimmersattes Ungethüm ein Glied nach dem andern vom Leibe unseres Vaterlandes reißen, und allenthalben wohin er schaute — so sagt die erschütternde Klage seines „letzten Liedes" —

> kommt das Verderben mit entbund'nen Wogen
> auf Alles was besteht herangezogen.

Er sah vor sich ein ruhmloses, sorgenvolles Leben, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Noch einige schlechte Novellen, einige kleine Anekdoten, um wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt hastig auf das Papier geworfen, dann wird er matt und matter

> und legt die Leier thränend aus den Händen.

Ich lasse mir nicht einreden, die Schätze dieses Geistes, der bis dahin durch Pein und Krankheit hindurch unaufhaltsam zu immer schöneren Werken aufgestiegen war, seien schon erschöpft gewesen.

Was diesem Dichter fehlte, war ein gehobenes, ein großes Vaterland. Ein einziger Sonnenblick des Glücks — und wenn auch nur der Brief Dahlmanns, der den Freund gastlich nach Kiel lud, in die rechten Hände gekommen wäre! — und der Unselige konnte auch diesen Anfall des Siechthums wie so viele vordem überstehen, um in einer schöneren Zeit sein freies Vaterland mit edlen Gedichten zu entzücken. Es sollte nicht sein. Eben jetzt da der Trieb der Selbstzerstörung wieder in ihm wühlt, tritt ihm eine Freundin näher, welche, krank wie er, sich nach dem Grabe sehnt, und abermals überfällt ihn der gräßliche Gedanke, den er einst der Schwester schrieb: „das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann". — Erhaben wegwerfen! Ach, wenn auch nur ein Zug der Erhabenheit zu spüren wäre in dem jämmerlichen Ende des Dichters! Gleichmüthig wie ein Mann, der Abends aus einem Zimmer in das andere geht, um sich zur Ruhe zu legen, mit der ganzen schrecklichen Gelassenheit des Irrsinns gab Heinrich Kleist der Freundin und sich selbst den Tod (21. Novbr. 1811).

Die Gerechtigkeit der Geschichte hat auch seine Schuld gesühnt. Grausamer strafte sie Keinen als diesen Träumer, der zu früh verzweifelte an seinem Volke. Noch sproßte kaum der Rasen auf dem einsamen Grabe am Ufer des Havelsees, da brachte das Schicksal den glühenden Wünschen dessen, der dort ruhte, die überschwängliche Erfüllung. Da klirrte durch die Marken der Lärm der Waffen; da wies ein anderer, ein größerer Prinz von Homburg durch eine rettende That unserem Volke den Weg zum Siege; da dröhnten über das befreite Land die Donner einer anderen Hermannsschlacht, die herrlicher, menschlicher war als des Dichters Traumbild. Vielleicht daß einmal unter den preußischen Offizieren ein Wort des Mitleids fiel um den treuen Kameraden, der nicht warten konnte und nicht den Tod des Helden starb. Doch was fragten die Hunderttausende, die zur Freiheit erwachten, nach einem gebrochenen Herzen? Sie stürmten vorwärts, dem Siege entgegen, und brausend klang es um die alten Fahnen:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

3. Otto Ludwig.

Kein Satz steht dem Aesthetiker so fest wie dieser, daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können. Und keine Thatsache steht dem Beobachter des Kunstlebens so fest wie diese, daß nicht das Drama, sondern der Roman sich heute der höchsten Volksgunst erfreut. Man mag diesen Widerspruch beklagen, und ich beklage ihn lebhaft — aber die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läßt sich nicht meistern, sie gehorcht ebenso wenig wie die Gestaltungskraft der Künstler den Machtsprüchen der Theorie. Die Vorliebe der Zeitgenossen für den Roman entspringt zum Theil der Trägheit; denn das Drama muthet der Phantasie der Hörer eigene Thätigkeit zu, während der stoffliche Reiz des Romans auch den Stumpfsinn erregt. Doch zugleich sagt uns ein richtiges Gefühl, daß die eigenthümlichsten Gedanken der Gegenwart bisher in dem Romane ein getreueres Abbild gefunden haben als im Drama. Die jüngste Epoche der deutschen Poesie läßt sich kurz bezeichnen als eine Zeit, welche nach dem Drama sucht, ohne es zu finden. Recht als ein Vertreter dieser suchenden Zeit, als eine tragische Gestalt erscheint uns Otto Ludwig, ein Dichter, der mit allen Kräften eines starken Geistes dem Ideale des Dramas nachtrachtete und endlich doch erleben mußte, daß eine seiner Erzählungen den Zeitgenossen als das schönste seiner Werke galt.

Halb lächelnd halb beschämt gedenken wir heute des sonderbaren Streites der angeblichen Idealisten und Realisten, welcher in den fünfziger Jahren die Spalten so vieler Blätter mit gehässigem Zanke füllte.

Als die Ausläufer der Romantik sich in phantastische Experimente verloren, bald die Kunst zum Gegenstande der Kunst machten, bald schattenhafte Märchengestalten erschufen, welche jeder menschlichen Wahrheit und darum der Schönheit entbehrten: — war es nicht natürlich, daß damals frische mit gesunder Sinnlichkeit begabte Dichter, jenes schwächlichen Treibens müde, mit kecker Hand in die derbe Wirklichkeit des niederen Volkslebens griffen? Dieser aus der Lage der Dinge entsprossenen Richtung verdanken wir die allmähliche Rückkehr der erzählenden Dichtung zu kräftigen, lebenswahren Gestalten. Aber die Dorfgeschichte, die bei ihrem ersten Auftreten, in Immermanns Münchhausen, wie ihr gebührte, nur als eine Episode erschienen war, begann bald sich als die Herrscherin zu fühlen. Der prosaische Sinn der Zeit, froh der großen Triumphe der deutschen Arbeit, stellte dem Dichter die Zumuthung, daß er das Schöne suche unter den Düften des Heues, beim Klappern des Webstuhls. Man verwechselte das Ideale und das Abstracte, schalt über Unnatur, so oft ein Poet über die Schilderung des platt Alltäglichen hinausging. Die realistische Aesthetik bewunderte alles Ernstes den dürftigen Ruhm jenes alten Malers, dessen Trauben die Gier der Sperlinge reizten; sie lief Gefahr herabzusinken zu der Roheit des großen Haufens, dessen Kunstgenuß, nach Goethe's classischem Worte, nur darin besteht, daß er das Abbild mit dem Urbild vergleicht.

Ihr gegenüber schaarte sich nach und nach eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zarte musikalisch gestimmte Naturen, welche das lyrische Element in jenen realistischen Dichtungen mit Recht schmerzlich vermißten; sinnige Verehrer der Goetheschen Muse, die sich aus der Enge der prosaischen Lebensverhältnisse zurücksehnten nach der freieren Luft und der reinen Formenschönheit der antiken Welt; vor Allen aber talentlose Schriftsteller, die greisenhaften Epigonen des „jungen Deutschlands", denen die leibhaftige Wahrheit der Dorfgeschichten ihren eigenen Mangel an Gestaltungskraft klar machte — sie alle vereinigten sich zu dem Rufe, bei dem Streben nach dem Charakteristisch-wahren gehe die Schönheit verloren. Für das heutige Geschlecht bedarf es kaum noch der Versicherung, daß die hellen Köpfe der beiden streitenden Parteien im Grunde eines Sinnes waren. Darin liegt ja die Größe, der Tiefsinn der Poesie, daß sie, vielseitig, allumfassend, nicht wie die Sculptur den idealistischen, nicht wie die Malerei den charakteristischen Stil begünstigt, sondern beiden freien Spielraum gewährt. Jener

zarte Sinn für die reine Form, welcher mit selbstvergessenem Entzücken selbst der abstracten Schönheit der Linien zu folgen vermag, von den großartigen Umrissen eines Gebirges bis herab zu den lieblichen Wellenwindungen eines Frauenscheitels — er ist dem Dichter nicht minder unerläßlich, als der kecke Muth, der seine Lust hat an den mannichfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und gebrochen zur Erscheinung bringt. Erst die Vereinigung dieser Kräfte macht den Dichter. Nur ein Mehr oder Minder, ein Vorwiegen der einen oder der andern Richtung ist an einzelnen Künstlern wie an ganzen Zeiträumen wahrzunehmen. Und wenn wir die prosaischen Lebensformen unserer Tage, ihr unbestreitbar mehr auf das Wahre denn auf das Schöne gerichtetes Gefühl betrachten, so läßt sich gar nicht leugnen: für einen modernen deutschen Dichter, der seiner Zeit ein offenes Herz entgegenbringt, ist die Hinneigung zur charakteristischen Darstellungsweise nicht Sache der freien Wahl, sondern Ergebniß geschichtlicher Nothwendigkeit. — In dem heftigen literarischen Kampfe jener Zeit fanden so einfache Wahrheiten kein Gehör; jeder Künstler ward unbarmherzig hineingezerrt in den Parteihader des Tages. Otto Ludwig selbst hat sich von den kritischen Fehden vornehm zurückgehalten, er hat zur Welt nie anders gesprochen als durch seine poetischen Thaten. Trotzdem erkor ihn die buntscheckige Menge der Gegner der charakteristischen Darstellungsweise zur Zielscheibe ihrer bittersten Anfeindungen; er sollte der wahre Bannerträger sein der Poesie des Dütendrehens. Wunderlicher Irrthum! Wie wahr ist es doch, daß die Lebenden einander nicht verstehen! Heute, da jener thörichte Zank längst verstummt ist, da Otto Ludwig nicht mehr unter uns weilt, sei der Versuch gestattet, ein treues Bild des edlen Mannes zu zeichnen. —

Eine harte freudlose Jugend gewährte dem Dichter nur allzu oft einen Einblick in die Nachtseiten des Menschenherzens. Er war zu Eisfeld im Jahre des deutschen Freiheitskrieges geboren und wuchs heran in jenen müden Zeiten, da noch kaum ein Lichtstrahl eines öffentlichen Interesses die Gedanken der Menschen in einer thüringischen Kleinstadt hinweglenkte von den Sorgen und Kämpfen ihres engen häuslichen Daseins. Er erlebte frühzeitigen Liebeskummer, raschen unheilvollen Schicksalswechsel im Hause der Eltern, sah unter den Verwandten wilde Auftritte entfesselter Leidenschaft in gedrückten ärmlichen Verhältnissen, und da er eine Zeit lang hinter dem Ladentische stehen mußte, trat ihm

das kleine Alltagstreiben der wunderlichen Käuze, die jene Zeit des ungestörten Philisterthums erzeugte, dicht unter die Augen. Das Völkchen um ihn her begann bald zu ahnen, daß eine ungewöhnliche Kraft in der Seele dieses jungen Menschen arbeitete. Ein Augenzeuge erzählte mir einst, wie Thorwaldsen einmal im lebhaften Gespräche im Zimmer auf und abging, die Hände auf dem Rücken gefaltet und einen Thonklumpen zwischen den Fingern knetend; nach einer Weile holt er den Thon hervor und siehe da, er hat die edlen Umrisse eines schönen Kopfes geformt. Auch in der Phantasie des jungen Thüringers lag ein Zug von dieser unbewußten geheimnißvollen Schöpferkraft. Er lebte und webte in einer reichen Traumwelt; glänzende Gestalten tauchten auf vor seinem inneren Auge, traten ihm in den Weg wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Vielleicht ist kein deutscher Dichter seit Heinrich Kleist durch eine solche übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens zugleich beglückt und gepeinigt worden. Doch der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein bestimmtes Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstät als fruchtbar; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durch einander lagen und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte. Er hört entzückende Melodien in seinem Innern klingen und beginnt zu componiren, er zeigt ein lebhaftes Gefühl für die bildende Kunst und sieht die Erscheinungen, die ihm aufsteigen, blendend vor sich in reicher Farbenpracht, so deutlich, daß er das leiseste Zucken ihrer Mundwinkel nachzeichnen könnte; er fühlt die ersten Regungen seiner Dichterkraft und spielt in einem Liebhabertheater zugleich den Dramaturgen und den Kapellmeister.

Als er endlich meint seinen Beruf für die Musik erkannt zu haben und die Güte eines Gönners dem Armen das Studium der Kunst ermöglicht, da führt ihn sein Unstern in das höfliche Sachsen. Dem derben Sohne der Thüringer Berge graut vor diesen glatten Städtern, vor „der erlogenen Jugend auf diesen Leipziger Gesichtern.“ Er sehnt sich heim nach der alten Bastei in Eisfeld, wo er so oft mit schlichten, kernhaften Freunden geplaudert, zieht sich scheu vor den Menschen zurück. Noch in späteren Jahren, wenn er die hohen Gestalten der Bilder in der Dresdener Gallerie betrachtete, erschien ihm das moderne Volk mit seiner Hast und seiner Leere oft nur wie ein Haufen „aufgepappter nürnberger Männlein.“ Er

erwarb jetzt, während er eifrig seiner Kunst oblag, durch harte aufreibende Arbeit eine allgemeine Bildung, die doch immer unfertig blieb, bis er endlich — man sagt, nach dem Anhören einer Beethovenschen Symphonie — sich traurig gestehen mußte, daß die Welt der Musik nicht die seine sei. Nun erwacht seine dramatische Kraft. In seinen dreißiger Jahren geht er noch tastend die Irrgänge des Schülers, mannichfach aufgeregt bald durch die reckenhafte Größe der altnordischen Sagenwelt, bald durch die Spukgestalten der neuen Romantik. Ich verdanke der Güte der Wittwe Otto Ludwigs die Kenntniß zweier Dramen aus dieser Zeit und ich vermag lebhaft nachzuempfinden, wie bald der strenge, rastlos aufstrebende Geist des Dichters, der sich nie genug that, von so unreifen, chaotischen Werken sich abwenden mußte. „Das Fräulein von Scudery“ ist eine wenig glückliche Bearbeitung der bekannten Schauergeschichte von Callot-Hoffmann; die phantastische Willkür der Erfindung, welche der Novellist durch den leichten Fluß seiner Erzählung, durch eine gewisse diabolische Grazie zu verstecken weiß, tritt in dem Drama grell, in widerwärtiger Klarheit hervor. Minder formlos, aber auch weniger eigenthümlich ist das Trauerspiel „die Rechte des Herzens.“

Es gereicht dem Scharfblick Eduard Devrients zur Ehre, daß er aus einzelnen mächtigen Klängen ursprünglicher Leidenschaft, welche in diesen unfertigen Dramen zuweilen aufbrausen, das Talent des Dichters erkannte und ihm die Schule der Dresdner Bühne eröffnete. Was wußte die Klatschsucht des ängstlichen Dresdner Philisters nicht zu erzählen von dem schweigsamen Sonderling, der zuweilen mit seiner langen Pfeife im Großen Garten erschien — eine hohe schlanke Gestalt, schöne, tiefe deutsche Augen, ein großes bleiches Gesicht von langem Haar und Bart umschattet. Ein Ton matter und platter Gemüthlichkeit war aus der Dresdner Künstlerwelt niemals ganz verschwunden seit jener Zeit, da die Abendzeitung ihre Wasserkünste spielen ließ, bis herab zu diesen neueren Tagen, da der wackere Julius Hammer verständnißinnig um sich und in sich schaute. Doch alle mannhaften und tiefen Naturen aus diesen gefühlsseligen Kreisen suchten gern das stille Haus des Thüringers auf; und wer ihm irgend näher getreten, pries bewundernd die seltene Hoheit dieses Künstlergeistes, wie besonnen und verständig er im täglichen Leben schaltete, wie treu und wahrhaftig die Stimme der Empfindung aus seinem Herzen klang, und wie geistvoll er in seinem derben Thüringer Dialekte über die höchsten Probleme der Kunst zu reden

wußte, wenn man nur anzuklopfen verstand. Eine glückliche Ehe und der günstige Bühnenerfolg zweier Tragödien schienen dem Dichter endlich, da er das vierzigste Jahr schon überschritten hatte, die Bahn eines wohlgeordneten ehrenvollen Lebens zu eröffnen; da warf ihn ein grausames Siechthum danieder, betrog ihn und uns um die Früchte seines Schaffens. Unermüdlich thätig, nie verlassen von seiner Seelenstärke hat er noch viele Jahre hindurch der Krankheit widerstanden, bis er endlich, kaum zweiundfünfzigjährig, erlag.

Es muß ein harter Kampf gewesen sein, der den Dichter des „Fräuleins von Scudery" befreite von den allzulange verfolgten romantischen Idealen. Genug, er brach mit dieser phantastischen Welt, endgiltig nach seiner starken Art; er wollte fortan auf eigenen Füßen stehen, „Natur und Wahrheit geben, ja die Wirklichkeit selbst — so schrieb er — nicht die rohe, sondern die schöne". In der That erschien das Trauerspiel „der Erbförster", das in Dresden (1852) zum ersten Male über die Bretter ging, wie eine leidenschaftliche Kriegserklärung gegen alle romantische Verschwommenheit. Es ist kaum möglich, über die ungeheuerliche Fabel dieses seltsamen Dramas ein allzuhartes Urtheil zu fällen. Das Thema von Kleists Kohlhaas, das Bild des wackeren Mannes, der durch gekränktes Rechtsgefühl ins Unrecht gestürzt wird — dieser alte schöne grunddeutsche Stoff erscheint hier sonderbar verzerrt. Ein leichter, ja komischer Streit zwischen dem wackeren Förster und seinem nicht minder wackeren Herrn wird durch allerlei äußere Umstände, durch eine verwickelte dramatische Maschinerie, die den Einfluß von Lessings Emilia Galotti nur allzudeutlich erkennen läßt, emporgeschraubt zu der Höhe eines tragischen Kampfes; zuletzt greift gar der gemeine Zufall ein und der Förster erschießt, indem er den Sohn des Feindes töden will, sein eigenes Kind.

Und doch, was war es, das damals die Hörer in gespannter Theilnahme auf den Bänken bannte? Warum regte sich kein Lächeln bei den widersinnigen Zumuthungen, welche der Dichter an uns stellt? In leibhaftiger Wirklichkeit, mit überwältigender Wahrheit traten uns diese Menschen entgegen; während des Schauens zum mindesten vermochte der Zweifel nicht sich zu regen. Ein Jeder fühlte: das ist tief innerlich empfunden, das ward geschrieben mit jener Sammlung des ganzen Wesens, welche in der heutigen Kunst — bei der Masse von Bildungsstoff, die auf den Künstler eindrängt und seine Theilnahme zerstreut — eine unendlich seltene Erscheinung ist. Diese Gestalten hatten von

dem Blute des Lebens getrunken, sie sagten uns nicht was der Dichter mit ihnen wollte, sie sagten was sie selber wollten, und sie sprachen es aus, ohne es recht zu wissen. Eine feine und tiefe Unterscheidung, die den Nagel auf den Kopf trifft und von Otto Ludwig in seinen Selbstbekenntnissen oft betont wird; der kalte Verstand begreift sie kaum, das gesunde Gefühl empfindet sie augenblicklich. Gerade die gebildeten Hörer, befangen in der Reflexion, an stäte Selbstbeobachtung gewöhnt, zeigen heute wenig Sinn für die rechte Objectivität des Dramatikers; sie sind befriedigt, wenn die Gestalten auf der Bühne nur nichts sagen was ihrem Charakter widerspricht, und hören gern jene pikanten epigrammatischen Selbstbekenntnisse, welche doch lediglich den psychologischen Scharfsinn, den analytischen Verstand des Dichters, nicht seine Gestaltungskraft zeigen. Hier aber erschien ein echter Dramatiker, der völlig hinter seinem Werke verschwand. Der unglückliche Dichter, der mit seinem schwerflüssigen Talent, seinen unablässigen grübelnden Seelenkämpfen dem fruchtbaren, glückselig heiteren Genius Albrecht Dürers gegenübersteht wie die Nacht dem Tage, zeigt doch in der naiven Wahrheit, der knorrigen Eigenart seiner Charaktere eine Verwandtschaft mit dem alten Maler.

Und warum fanden sie so wenig Anklang, jene kritischen Stimmen, welche mit der naheliegenden Behauptung auftraten, hier sei die crasse Trivialität der Schicksalstragödien wieder auferstanden? Nein, hier ist nichts von jener leichtfertigen Frivolität, die des Menschen Thun und Denken an einen rohen Zufall knüpft. Ein alttestamentarischer Ernst schreitet durch das Stück; der Dichter scheint frivol, weil seine gewissenhafte Strenge zur Härte wird. „Unschuld und Verbrechen steh'n an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein schnellerer Puls —“ das ist ein Ausspruch frevelhafter Schwäche, wenn er die Sünde entschuldigen soll. Aber Otto Ludwig versteht ihn im Sinne einer Anklage; er glaubt gerecht zu handeln, wenn er „einem raschen Worte, das unser Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe geben sein Herr zu sein,“ die furchtbarsten Schrecken folgen läßt. Eine freudlose, trostlose Lebensweisheit, eine arge Verirrung, gewiß, aber die Verirrung eines tiefen und starken Geistes!

Vielleicht noch peinlicher als den grausamen Schluß empfand der Hörer die schwüle beklommene Luft, die über dem gesammten Werke liegt. Diese starken wilden Leidenschaften im engsten Raume tobend

— das macht den Eindruck eines Sturmes im Glase Wasser, dabei geht die Harmonie von Form und Inhalt verloren. Die Berechtigung des dörflichen und kleinbürgerlichen Lebens in der Tragödie bleibt schlechterdings eine sehr beschränkte. Worin besteht der poetische Reiz jener schlichten Lebenskreise? In der Einfachheit, der heimlichen Enge, dem traulichen Frieden eines der Natur noch nicht entfremdeten Daseins. Wie anders in dieser Tragödie! Von dem ästhetischen Reize des Wald- und Jägerlebens ist nicht die Rede; nur die Härte, die Unfreiheit der prosaischen Lebensverhältnisse tritt uns entgegen. Wo die Leidenschaft tobt, da erscheint sie in häßlichster Form: ausgehauen wird des Försters Sohn, und den ruchlosen Mordthaten muß sich die feige Waffe der Büchse als Mittel bieten. Fürwahr, das sind keine Aeußerlichkeiten. Wenn der Dichter in der ersten Bearbeitung seinen Helden aufs Gericht gehen ließ, um für den Todtschlag den Tod zu finden, wenn er später den juristischen Fehler durch einen psychologischen ersetzte und diesen starren Gläubigen durch Selbstmord enden ließ: — liegt darin nicht ein bedenklicher Fingerzeig, wie wenig diese harmlosen Lebenskreise sich für die Tragödie eignen?. Die komische, die rührende Dichtkunst findet in solchen einfachen Zuständen ihr natürliches Element. Die Tragödie schreitet auf geweihtem Boden, sie verlangt den Kothurn, sie fordert eine reine von dem Dunst und Staub des alltäglichen Lebens gesäuberte Luft, sie fordert große Verhältnisse, wenn die großen Leidenschaften, welche sie entfesselt, groß erscheinen, harmonisch wirken sollen, wenn ihr Eindruck nicht traurig statt tragisch, niederschlagend statt erschütternd sein soll. Oder wäre es ein Zufall, daß die große Familientragödie des Lear, das psychologische Drama des Tasso in der vornehmen Welt spielen? Wir sind weit entfernt, den niederen Ständen die tragische Hoffähigkeit kurzweg abzusprechen; aber es bedarf ungewöhnlichen Glückes, wenn der Dichter einer kleinbürgerlichen Tragödie die arge Klippe umschiffen will, daß die Leidenschaften in diesem engen Raume verkümmert, gebrochen erscheinen, und daß die rächenden Mächte des bürgerlichen Lebens, der Gensdarm und das „Trillerhäusle“ mit ihrer handgreiflichen Häßlichkeit den Kunstgenuß zerstören.

Noch mehr. Die Tragödie verlangt volle Zurechnung, individuelle Freiheit des Entschlusses der Handelnden, und auch darum sind die Höhen des Lebens ihr natürlicher Boden. Keine Spur davon in unserem Trauerspiele. Dieser Held bewegt sich in einer engen

Welt fester Rechts- und Ehrbegriffe, welche nicht minder starr, aber weit minder ästhetisch sind, als die Satzungen spanischer Ritterlichkeit in den Dramen Calderon's. Seine Ehre glaubt er geschändet, wenn sein Gutsherr ihn wegen einer Meinungsverschiedenheit aus dem Dienste entläßt, sein Ansehen denkt er zu wahren, wenn er mit der Furcht statt der Liebe Weib und Kind an sich fesselt. Auch Kleists Kohlhaas ist ein schlichter Mann aus dem Volke; doch hier zeigt sich die Ueberlegenheit dieses mit Ludwig verwandten und doch ungleich größeren Geistes. Kleist läßt seinen Helden klar und einfach denken, also daß wir alle, Hoch und Niedrig, sofort verstehen, warum er in seinem Rechte gekränkt zur Selbsthilfe greift. Dem Erbförster dagegen widerfährt zwar eine Unbill, doch kein Unrecht, er wird als ein widerspenstiger Diener von seinem Herrn entlassen. Der brave Mann empfindet nun dunkel — und wir mit ihm — daß das formelle Recht diesmal zur unsittlichen Härte führt; in ihm regt sich die uralte, die echt-menschliche und doch ewig unerfüllbare Forderung, daß die Ordnung des Rechts und die Ordnung der Sittlichkeit sich decken sollen. Aber der Dichter verschmäht dies klare und wirksame Motiv zu benutzen; er leiht seinem Helden nicht die Beschränktheit der Leidenschaft, welche im Drama ein ewiges Recht behauptet, sondern die Beschränktheit der Unbildung, die der Hörer belächelt. Der unwissende Förster kann das sonnenklare Recht seines Dienstherrn nicht begreifen, und auf dieser Dummheit des Helden ruht am Ende der ganze tragische Conflict! — „So sind meine Thüringer" — pflegte Ludwig zu antworten, wenn man ihm solche Bedenken einwarf; er gedachte dann aller der harten und beschränkten Naturen, die ihm droben auf dem Walde begegnet waren, er erzählte von jenem Manne in Eisfeld, der mit den Seinen dem Hungertyphus erlag, weil er es für eine Schande hielt, der Behörde seine Dürftigkeit zu bekennen. Aber sind solche Empfindungen, weil sie im Leben vorkommen, poetisch wahr? Ist der Hörer, der mit freieren menschlichen Ideen an das Werk herantritt, im Stande, sie nachzuempfinden oder auch nur zu begreifen? Die enge kleine Welt, worin der Dichter aufwuchs — sonst ein Segen für den Künstler, denn sie schenkt ihm, was keine Bildung ersetzen kann, Vertrautheit mit der Natur, mit dem einfachen Ausdrucke starker Empfindungen — sie gereicht ihm zum Unsegen. Er vermag nicht, über das Reich der Erfahrung sich zu erheben, er zeichnet das Leben selbst, nicht ein künstlerisches Bild des Lebens. So hinterläßt dies Drama eines ernsten

und strengen Künstlers doch einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke zuchtloser, nach willkürlichen Effecten haschender Geister: erstaunt und befremdet verweilen wir, dieser Held ist ein unverständliches Original.

Zu diesem Fehler, der aus unfreier Bildung entspringt, gesellt sich ein anderer, der seinen Grund hat in der Ueberfülle der Kraft. Die sinnliche Wahrheit der bis zur Zudringlichkeit deutlichen Gestalten überschreitet oft die dem Dramatiker gesetzten Schranken, also daß der Schauspieler gepeinigt oder zum Automaten herabgewürdigt wird; über ihnen schwebt nicht jener geheimnißvolle Duft, der die Phantasie des Hörers zu eigener Thätigkeit erweckt. Wie peinlich der Dichter durch seine Traumgestalten bedrückt ward, das fühlen wir bei Ludwig wie bei Kleist am deutlichsten an den Scenen höchster Erregung: hier finden Beide selten die Beredsamkeit der Leidenschaft, sie reden die stammelnden Laute der rohen Empfindung, sie scheinen zu kalt, weil sie zu heiß sind. Das Alles hat Otto Ludwig selbst späterhin eingesehen, da er sich vorwarf: „wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie.“ Endlich — da einmal auch der begabteste Dichter seine Menschen theilweis sich zum Bilde schafft — so haben all' diese Charaktere eine schwere, verschlossene, zurückhaltende Weise, die jede Situation übermäßig gespannt und ängstigend macht und dem Hörer zur Qual wird. — Wer die Stärke dieses Talents bewunderte, der mußte wünschen, ein freundlicher Stern möge die Phantasie des Dichters hinausführen aus der engen Welt, die seine Wiege umgab, damit er das Dürftige und Häßliche des Alltagslebens vergesse — und er möge sich befreien von der Schule Eduard Devrients, welcher er zwar die Bühnenkenntniß und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung, aber auch die einseitige Vernachlässigung der idealen Elemente des Dramas verdankte.

Und Otto Ludwig erfüllte diese Hoffnung, als einige Zeit später „die Makkabäer“ erschienen. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt sein; denn der lyrische Schwung, der in der Fabel selbst liegt, half freundlich einen Mangel in Ludwigs Talent verdecken, und nicht die sinnlich reizende Pracht, welche heute so viele blasirte Poeten an die orientalischen Stoffe fesselt, sondern der tiefreligiöse Ernst der jüdischen Welt, der dem Wesen Ludwigs vollkommen entspricht, hatte den Dichter angezogen. Das Drama gemahnt oft an den glaubensfreudigen Siegesjubel, der in den Klängen von Händel's Samson redet. Wie Judah

Makkabäus über die Leiche seines Oheims nach dem Götzenbilde schreitet und den Gräuel in den Staub wirft — „o arme Beter, ärm'rer Gott!“ — und wie den sterbenden Duldern zu Jerusalem aus den Augen des einziehenden Helden neue Kraft zum Leben zuströmt: diese Scenen stehen dem Besten unserer Dichtung zur Seite. Und es sind Kämpfe von ewiger Wahrheit, die der Dichter schildert: die Empörung des freien Heldenmuths gegen religiösen Fanatismus, der Kampf der Glaubenstreue mit dem Zwange weltlicher Tyrannei. Die beklemmende Düsterheit von Ludwigs Erstlingsdrama finden wir hier nicht mehr, wohl aber dieselbe Kraft und Gedrungenheit, denselben sittlichen Ernst. Dies Letztere erscheint besonders erfreulich, wenn wir uns des gleichnamigen Stückes von Zacharias Werner, das sich mit Ludwigs Tragödie vielfach berührt, erinnern; denn an dieser Arbeit des Apostaten empört uns nicht sowohl das wüste Durcheinander der Scenen und der hohle Klingklang schlechter lyrischer Verse, als der gänzliche Mangel an Gewissen, die prahlerische Aeußerlichkeit des religiösen Gefühls.

In der Zeichnung der Charaktere hat der Dichter hier nur wenig und in großen Zügen motivirt, und leider pflegen die Aufführungen der Makkabäer das Heine'sche Witzwort, daß Schauspieler und Dichter in demselben cordialen Verhältnisse zu einander stehen, wie der Henker und der arme Sünder, in besonders schlagender Weise zu bewahrheiten. Es ist ein Vorzug großer historischer Stoffe, daß sie sparsames Motiviren ermöglichen: die erhabenen allgemein-menschlichen Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuths, der religiösen Begeisterung hat jede nicht ganz stumpfe Phantasie schon durchempfunden, der Dichter hat nicht nöthig, durch Kleinmalerei sie uns näher zu bringen. Wer sollte ihn nicht verstehen, diesen königlichen Judah, „den Mann, der seine Tugenden verhüllt, daß unsere Armuth nicht vor ihm erröthe,“ der bei der Feinde Drohen vor Lust bebt wie ein Baum im Regen? Und neben ihm „in ihrer Demuth Niedrigkeit“ das Röslein von Saron, eine Gestalt, die nur wenige Zeilen spricht, aber von einer erträglich schönen und gefühlvollen Schauspielerin dargestellt, jeden Zuschauer kaum minder rühren muß, als den Judah selber. Auch der vielgeschmähte Charakter der Mutter der Makkabäer scheint uns durchaus wahr und treu. „Kein Weib war weiser, keine Mutter thörichter,“ dies Wort des Judah löst das Räthsel. Mit durchdringender Klarheit erkennt sie die Schmach ihres Volkes, sie glaubt mit einer die Grenzen

des Weiblichen schon überschreitenden Leidenschaft an die Rückkehr der Juden zum alten Glanze, zum alten Gott; und in echt weiblicher Weise vermischen sich diese religiös-politischen Bestrebungen mit ihrem Familienstolze, ihrer blinden Mutterliebe: in jedem ihrer Söhne meint sie den Helden ihres Volkes zu schauen, und indem sie ihnen die Bahn zum Ruhme weist, zittert sie davor, sie zu verlieren. Es ist ein tiefsinniger Zug, daß diese entgegengesetzten Seiten ihres Wesens zuletzt, da sie selbst ihre Söhne zu Jehovahs Ehren in den Tod treibt, mit einander in den Kampf gerathen.

Leider ist die Composition sehr unfertig, auf Scenen voll Hoheit folgen oft matte, fast zwecklose Auftritte. Ludwig hat gleich Z. Werner zwei Fabeln verbunden, den Glaubenskampf des Judah und die rührende biblische Erzählung von dem Opfertode der sechs Knaben im Marterofen; aber ihm so wenig als Werner ist die Verschmelzung gelungen. Beide Stoffe sind durchaus dramatisch, es war möglich, sie mit derselben Idee zu durchdringen und in ähnlicher Weise wie die beiden Tragödien im Lear zu einer idealen Einheit zu verknüpfen. In der einsamen Größe des Judah, der sich losreißt von dem mütterlichen Boden der Gesittung seines Volkes, ruht ein tiefstragischer Gehalt; der Held — das ist des Dichters eingestandene Absicht — soll zu seiner Beschämung erfahren, daß auch er nur ein Werkzeug ist in der Hand Jehovahs und daß Israel gerettet wird nicht durch den Muth des Heerführers, sondern durch die Glaubenstreue der Masse. Aber dann durfte der Glaubenseifer dieses Volkes nicht blos durch den Mund des Fanatikers Jojakim zu uns reden; vor Augen mußten wir es sehen, wie die Juden sich mit den Waffen in der Hand erwürgen lassen, weil sie die Sabbathgesetze nicht brechen wollen: und vor Allem: dann durfte in den wenigen Scenen, wo wir es schauen, das Volk nicht — in jener Shakspeare'schen Weise, die für unsere Gesittung unbedingt ein Anachronismus ist — so gar niedrig und erbärmlich auftreten, denn auch die entsetzliche Starrheit des Glaubens hat das Recht einer großen Idee. Diesem elendesten der Völker gegenüber bemerken wir Judah's Schuld kaum, er erscheint als ein makelloser, ein epischer Held; und wie schwer er leidet, wie tief sein stolzer Geist sich zerknirscht fühlt durch die Erkenntniß seiner Kleinheit, das hat der Dichter, wie plötzlich erlahmend, kaum angedeutet. — Noch unsicherer entwickelt sich die andere Fabel; sie gelangt erst in

der prachtvollen Schlußscene, da die Makkabäerin um das Leben ihrer Kinder fleht, zur vollen dramatischen Wirkung. —

Wie ist eine so seltsame Ungleichheit des Schaffens zu erklären? Otto Ludwig selber giebt die Antwort in einem rückhaltlos ehrlichen Bekenntniß. Der Dichter gesteht, daß ihn in den Stunden des Empfangens zuerst eine musikalische Stimmung überkommt; sie wird ihm zur Farbe, und durchleuchtet von dieser Farbe treten ihm dann einzelne Gestalten der werdenden Dichtung vor Augen, in einer großen dramatischen Situation, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist. Erst nach diesen Gesichten hört er seine Menschen reden, und aus der Farbenpracht solcher Erscheinungen erwächst ihm nach und nach der Plan seines Werkes. Wer kann das lesen, ohne sofort befremdet zu rufen: das ist das Bekenntniß eines epischen Dichters! Dem Dramatiker muß die Entwicklung seiner Charaktere, ihr stürmisches Fortschreiten durch eine Welt der Thaten und der Leiden, das Erste, das Wesentliche sein. Ein dramatischer Dichter, der also nur einzelne Scenen seines Gedichts in seiner Seele erlebt, wird unvermeidlich in der Composition des Werkes und in den Scenen, die er erst nachträglich hinzu gedacht hat, eine ermattete Kraft zeigen, zumal wenn ihm, wie diesem treuen Thüringer, die Gabe des Machers, der über seine Schwächen zu täuschen weiß, gänzlich versagt ist. Und doch ward Ludwig durch sein männliches tief-leidenschaftliches Wesen unwiderstehlich auf das Drama hingewiesen; von der milden, heiteren Beschaulichkeit des Epikers lag gar nichts in ihm. Durch solche verschwenderische Kargheit der Natur, die ihm einige herrliche Gaben des Dramatikers, einige Kräfte des Epikers, doch nicht die Harmonie des Genius schenkte, wird das tiefe Unglück dieses ringenden Dichtergeistes vollauf erklärt. — In der Sprache des Stückes endlich kämpfen zwei Stile: das erhabene von großen Metaphern strotzende biblische Wort, das dem idealen Drama sich leicht einfügt, steht fremd neben der pointenreichen Redeweise des Lustspiels und des bürgerlichen Dramas.

Alle Freunde des Dichters fühlten: in dieser erhabenen Welt hatte das groß angelegte Talent des Dichters seinen natürlichen Tummelplatz gefunden. Aber Ludwig überraschte uns einige Jahre darauf durch seine Rückkehr zu dem Ausgangspunkte seiner Bildung; das thüringer Kleinleben hatte ihm den Stoff geboten für die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde.“ Jene unselige Fertigkeit uns selbst

zu belügen, deren Keim auch in dem reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen in der Liebe dem Komiker einen so dankbaren Stoff bieten — hier ist sie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einspinnen in eine Welt erlogener Vorstellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenso schwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen meinen, derweil wir nur uns selbst kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menschen zu hassen, was wir an ihnen gethan — diese Nachtseiten des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verstanden. Hier, bei Ludwig's reifstem Werke, dürfen wir auch die Frage aufwerfen: was hat dieser Dichter gemein mit den Bestrebungen und Empfindungen seiner Zeit? Nicht als wollten wir in tendenziöser Weise das **fabula docet** aus den Gebilden des Künstlers ziehen — nicht als wollten wir im mindesten die Berechtigung jener, man darf sagen, zeitlosen lyrischen Dichter bezweifeln, welche, wie Eduard Mörike, eine kleine Welt einfacher Gefühle mit unverwüstlichem Humor verklären: allein gegenüber dem weit bewußteren Schaffen des Novellisten und des Dramatikers ist die Frage nach seinem Zusammenhange mit den Ideen seiner Zeit durchaus am Platze. Lange Jahre verleben unsere besten Männer im Kampfe mit falschen Götzen, mit einer verkehrten Genialität, mit sentimentalen Phrasen, die wir aus einer unklaren verschwommenen Zeit ererbt haben. Darum werden wir so mächtig berührt von der ungeschminkten Wahrhaftigkeit der Ludwig'schen Gedichte; die schlichte Größe des Judah reißt uns hin, und selbst die pedantische Figur des Apollonius Nettenmair erweckt unsere Theilnahme, denn das tiefe Klarheitsbedürfniß dieses Mannes, sein Widerwille gegen jede Selbsttäuschung gemahnt uns an selbsterlebte schwere Stunden.

Wie in allen im Herzen des Künstlers empfangenen Gedichten hängen auch in dieser Erzählung Ludwig's die Fehler eng zusammen mit den Vorzügen. Er läßt uns die Stimmen hören, die sich in der Menschenbrust unter einander entschuldigen oder verklagen, doch er verirrt sich auch oft in eine Kleinmalerei, die dem lebhaften Geiste unerträglich wird. Wer wüßte nicht, wie selbst den edlen Menschen zuweilen an heiliger Stelle eine sinnlos widerwärtige Vorstellung überfällt? Welche Fülle widersprechender Bilder und Gedanken durchtobt uns in einem Augenblicke der Aufregung, und wie ganz vergeblich ist das Bemühen, jeden dieser Züge festzuhalten! Wie der Maler

um seine Gestalten einen festen Rahmen zieht und dem Beschauer überläßt, diese schöne Welt der Träume noch in's Unendliche auszudehnen, so ist auch dem psychologischen Talent des Dichters eine Grenze gesetzt. Jede übertriebene Motivirung ist unschön, denn sie ermüdet; sie ist unwahr, denn ein vorübergehender Gedanke hinterläßt, in der Form der Darstellung fixirt, einen ganz anderen Eindruck als in seiner flüchtigen Erscheinung in der Wirklichkeit; noch mehr, die Ueberladung mit psychologischem Detail wirkt verwirrend, sie verdunkelt das Wesentliche, das Ergebniß des psychischen Prozesses.

Ludwig hat das thüringische Kleinleben vielleicht noch treuer, er hat es jedenfalls minder befangen von gebildeter Reflexion geschildert als Auerbach die Zustände seiner Heimath. Doch gerade darum tritt das Unschöne dieser Verhältnisse in der Detailschilderung der Erzählung sogar noch auffälliger zu Tage, als in dem knappen dramatischen Bau des Erbförsters. Für die Kunst giebt es noch heute Banausen. Die Theorie soll sich nicht anmaßen, hier eine feste Grenze zu ziehen, welche der Muth eines schönheitssinnigen Künstlers jederzeit überspringen kann. Aber im bestimmten Falle läßt sich mit Sicherheit erkennen, ob des Dichters Helden zu klein, zu alltäglich sind für seine psychologischen Probleme — so hier in einer ganz herrlichen Scene. Als das geliebte Weib in warmem schwellendem Umfangen in Apollonius' Armen liegt, als die Versuchung in verlockender Schönheit an ihn herantritt, da faßt ihn „die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehen, so könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein werthvolles Papier werfen." Ja wohl, solche Bilder mögen in solchem Augenblicke das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selber ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen? Die Kunst hat einen andern Maßstab, als das praktische Leben. Nicht das werthvolle Gold, sondern die schöne Masse des Marmors ist dem Bildner der erwünschte Stoff; und wie der wilde Frevel des Mordes und der Liebe süße Sünden ästhetisch verzeihlicher sind, als leichtere kleinliche Vergehungen, so ist das Ehrenwerthe als solches noch nicht berechtigt, den Tempel des Schönen zu betreten. Ludwig selbst hat das gefühlt, indem er mit glücklichem Takt seinem Helden ein Gewerbe gab, das mit seinem kecken Wagen immerhin noch einigen ästhetischen Reiz hat.

Auch der ethische Gehalt der Erzählung leidet unter der Enge dieser kleinstädtischen Welt. Um zu schweigen von der grenzenlosen Zurückhaltung, die wie ein Alp auf allen diesen Menschen lastet und den Ton der Erzählung noch viel gedrückter macht, als der furchtbar ernste Inhalt fordert: — die dargestellten Empfindungen sind nur theilweise rein menschlicher Art, wir steigen wieder hinab in eine Welt von conventionellen Begriffen beschränkter Naturen, denen die Sittlichkeit als mechanische Ordnung, die Vorsehung als eine finster nachtragende Macht erscheint, die zu unfrei denken, um die Idee der Schuld und der Zurechnung zu fassen. Wir wollen zur Noth den kleinen Widerwillen überwinden, den uns die peinliche Ordnungsliebe dieses Apollonius, sein Federchenlesen und Möbelbürsten einflößt, wir wollen den freudigen Künstlerspruch überhören, der uns dabei mahnend in's Ohr klingt, Goethe's schönes und sittliches Wort: „Süß ist jede Verschwendung!" Wenn wir dem Helden nur seine entscheidenden Entschlüsse nachempfinden könnten! Als Apollonius seine Vaterstadt gerettet und so sich vor seinen eignen unerbittlichen Augen von jedem Scheine der Schuld gereinigt hat, da verschmäht er, die Wittwe seines ruchlosen Bruders, die schändlich geraubte Geliebte seines Herzens heimzuführen und ihr und sich ein sittliches Dasein zu bereiten! Er ist dem Mordstoße seines Bruders ausgewichen, der Frevler ist dabei umgekommen, und — „hast du den Lohn der That, so hast du auch die That!" Welche Moral! Empfänden diese Menschen natürlich, so wäre die Versöhnung zwar in der Dichtung schwer zu schildern — denn so Großes wirkt im Leben nur eine Macht, welche selbst für die freieste der Künste kaum darstellbar ist, die Zeit — aber sittlich wäre sie möglich, ja nothwendig. Einem unfreien Denken bleiben ethische Conflicte unlösbar. Wahrlich, nicht jener aristokratische Tic, der die Tiefen des Volkslebens nicht versteht, heißt uns so reden, sondern die Erkenntniß, daß die freie Bildung den Menschen zur Natur zurückführt! Verstimmt, und unfähig, uns der trübseligen Resignation des Schlusses zu erfreuen, legen wir endlich das schöne Buch aus der Hand.

Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich unbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Scenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche

Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch „spannend," aber nur, weil uns der dramatische Conflict der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor Euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und Ihr empfangt einen verworrenen unklaren Eindruck. Am allerseltsamsten spielt das epische und das dramatische Talent des Dichters durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen zu erzählen, sich verpflichtet meint, Alles zu berichten, was der Schauspieler agirt.

Jedem Unbefangenen mußte jetzt die Befürchtung aufsteigen, die psychologische Meisterschaft des Dichters werde, wenn er bei der saloppen Form der Erzählung verharre, zu virtuoser Manier ausarten, und seine strenge Wahrheitsliebe werde zum Behagen an der Prosa des Alltagslebens herabsinken, wenn er in der kümmerlichen Umgebung seiner thüringer Heimath befangen bliebe. Leider schien das letzte Werk, das Ludwig veröffentlichte — zwei Novellen unter dem Titel „Thüringer Naturen" — die schlimmsten Besorgnisse zu rechtfertigen. Es war die Zeit, da die neue realistische Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als unsere Dichtkunst noch jugendlich unsicher nach ihren Stoffen umhertastete, da brauchte es einen Lessing, um die Marken zwischen der Poesie und den anderen Künsten zu zeichnen. Hundert Jahre darauf hätte ein Mann von feinem Schönheitssinne wohl nach einem anderen Lessing rufen können, der Poesie und Prosa scheiden sollte. Gebildete Männer schämten sich nicht, jedes wohlgeordnete wissenschaftliche Buch über Branntweinbrennerei und Drainage ein Kunstwerk zu nennen; die ästhetische Kritik rief ungestüm nach patriotischen Stoffen, nach Schilderungen aus dem deutschen Leben, auf daß der haushälterische Leser zu dem Luxus der Kunst nur ja ein wenig patriotische Erhebung, ein wenig ethnographische Belehrung mit in den Kauf nehmen könne. Die blasirte vornehme Welt, der Hetärennovellen und der Redwitz'schen Süßlichkeit satt, stürzte sich, gleichwie Mörike in jenem lustigen Gedichte über

einen herzhaften Rettig die weichliche Schwäche der Mondscheinpoesie vergißt, mit roher stofflicher Lust auf die derbe Hausmannskost der Dorfgeschichten und fand den Tolpatsch originell, den Brosi pikant, das Amreile allerliebst! Es war eine Mode wie andere auch. Aus allen dunklen Winkeln deutscher Erde, aus Cassubien und aus dem Ries beschworen die ideenlosen Nachtreter Berthold Auerbachs ein Geschlecht von Tölpeln und Rüpeln herauf, und je roher, je ungeschlachter diese Bauern es trieben, desto mehr waren sie „aus dem Leben gegriffen,“ mit desto höherem „ethnographischen Interesse“ betrachtete sie die Lesewelt.

Es schien in der That, als hätte auch das Talent des thüringer Dichters sich dazu herabgewürdigt, der neuen Mode zu huldigen. Mit dem höchsten Aufwande von psychologischer und ethnographischer Treue erzählte er in seiner Novelle „die Heiterethei“ eine dürftige Geschichte aus dem Volksleben seiner Heimath — den blos scheinbaren Conflict zwischen zwei wackeren Liebenden, die nur durch die Zwischenträgerei der „großen Weiber“ ihres Städtchens eine Weile getrennt werden. Der denkende Leser aber fragte verzweifelnd: wozu so vielen Tiefsinn an einen kümmerlichen Stoff vergeuden? Uns ist, als stände eine jener Miniaturkapellen gothischen Stiles vor uns, zu klein um erhaben, zu anspruchsvoll um niedlich zu erscheinen. Die Heiterethei und der Holdersfritz sind wieder zwei jener stolzen reinen Menschen, denen das Aussprechen zarter Empfindungen unmöglich ist; beide Gestalten und die Schilderung ihrer sittlichen Wiedergeburt würden jeden fühlenden Leser entzücken, erschienen nicht auch sie entstellt und unschön in der maßlosen Häßlichkeit ihrer Umgebung. Die Heiterethei hat etwas von einer Heroine — und sie wird mit dem zürnenden Engel im Paradiese verglichen, da sie — den klatschenden Weibern den Kaffee in's Feuer gießt und das Volk zur Thür hinaus jagt!! Als der Holdersfritz das Prügeln in der Schenke verschworen hat, will er den Genossen seiner stürmischen Jugend zeigen, daß er die alte Kraft noch besitzt: ein schwerbeladener Schubkarren wird im Koth festgefahren, die Heiterethei und alle Männer versuchen ihre Kraft daran, bis endlich der Fritz die Adelsprobe besteht! Wir lesen das nicht mit jenem Lächeln durch Thränen, das der wahre Humor hervorruft, sondern mit der rathlosen Frage auf den Lippen: Ist das Alles Scherz oder Ernst? Wo das Unschöne zurücktritt, da erreicht der Dichter statt ästhetischer Erhebung doch nur moralische

Erbauung; so in der Schlußscene, als der Fritz endlich den Trotz seiner Braut gebrochen hat und glücklich rufen darf: „Sie ist raus, die alt' Heiterethei!" Und diese beiden Menschen stehen noch wie ideale Gestalten unter den Uebrigen. Im bittersten Ernste wird uns Seitenlang eine Prügelei in der Schenke beschrieben. O ihr Grazien! Auf Schritt und Tritt begegnen wir der Schwäche aller Dorfgeschichten, jener unseligen Sprache, welche weder Dialekt noch Hochdeutsch, sondern ein unästhetisches und unnatürliches Gemisch von beiden ist. Und diese „großen Weiber!" Das freie leichte Spiel des Humors ist unserem ernsten Dichter versagt, in grotesken Zerrbildern erscheinen ihm seine komischen Gestalten, gespenstisch, peinlich für ihn selbst wie für den Leser. Diese Leute reden nicht, sondern der Eine „hustet," die Andere „spinnt;" die Baderin „besteht blos aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt," eine Andere „setzt ihr Zifferblatt auf den Kopf und nimmt ihr blaues Gehäuse um die Schultern," ein Dritter „schlägt die Vorderbeine über den Kopf zusammen." Wahrlich, nur der tiefe ethische Gehalt in den inneren Kämpfen der beiden Liebenden vermag uns über so viel Unschönheit zu trösten.

Noch ärger verfehlt ist die letzte Novelle „Aus dem Regen in die Traufe." Ein zwerghafter Schneider, fortwährend geprügelt, anfangs von seiner Mutter, dann von seiner Braut — diese Mutter selbst, „das alt' Fegefeuer," mit einem „polirten Nasenrücken," der, wenn sie bekümmert ist, so zu strahlen pflegt, daß man von „glänzendem Herzeleid" reden kann, endlich jene Braut, „die Schwarze," ein Scheusal an Leib und Seele, wo sie ihrer Natur freien Lauf lassen darf immer polternd und mit ihren kolossalen Gliedmaßen Alles zerschlagend — dies die Helden! Das ist zu viel des Häßlichen, das erregt physischen Ekel und erinnert an die abscheuliche Erzählung Auerbach's von den zwei keifenden und raufenden alten Hexen Huzel und Pochel, welche freilich damals die Bewunderung einer verblendeten Kritik erregte. Immerhin erscheint auch in dieser unglücklichen Novelle eine Gestalt, in der wir die edlen Züge unsers Dichters wieder erkennen, die kleine Sannel. In diesem guten Kinde ist der wunderbare Reichthum weiblicher Liebe und Hingebung zu entzückend liebenswürdiger Erscheinung verkörpert; und — ein großes Verdienst in solcher Umgebung — sie ist hübsch, Gottlob, sehr hübsch! Um dieser braven Dirne willen ließ sich manche ästhetische Sünde verzeihen.

Die Fanatiker des Realismus jubelten, jetzt endlich habe der Dichter die ursprüngliche Kraft des biderben Volkslebens ganz verstanden; die Gegner beklagten mit schlecht verhehlter Schadenfreude, so werde ein großes Talent zu Grunde gerichtet durch die Thorheit der Mode. Wie wenig ahnten die Lobredner und die Tadler, was in diesem seltsamen Menschen vorging! Die Erzählungen, mit denen der Meister des Realismus sein letztes Wort gesprochen haben sollte, galten ihm selber nur als Beiwerke. Er hatte sie hingeschrieben ohne jede Rücksicht auf die Mode des Tages, lediglich um sich zu beruhigen, um unter den vertrauten Gestalten seiner Heimath einmal auszurasten; und so viel ich weiß, sind die „Thüringer Naturen", die fast wie ein Zerrbild von „Zwischen Himmel und Erde" erscheinen, früher entstanden als diese schöne Erzählung. Ludwigs beste Gedanken schweiften längst auf anderen, steileren Pfaden. Wieder wie vor Jahren, da er sich losriß von der Romantik, kam ein schwerer Kampf über seinen rastlosen Geist, er begann in der Stille seines Krankenzimmers seine eigenen Werke zweifelnd zu betrachten, und wie der bedeutende Künstler immer der beste Kritiker seiner Werke ist, so fand auch Ludwig, sicherer als das Urtheil Dritter vermochte, die Mängel seines Schaffens heraus: „der Gefahr des anatomischen Studiums muß ich erliegen, ich stehe vor einem Charakter wie eine Ameise vor einem Hause." Er fühlt, daß er mit seinen Makkabäern schon auf dem rechten Wege gewesen, daß das Ideal und die natürliche Wahrheit, statt einander auszuschließen, vielmehr für den rechten Künstler Eines sind, daß die Illusion sich ganz von selber einstellt, wenn der Dichter nur das Schöne schafft: „es gilt jetzt nicht, in Opposition gegen allen Idealismus zu stehen, es gilt vielmehr, realistische Ideale darzustellen, d. h. Ideale unserer Zeit." Er sucht das Drama hohen Stils, das in einer einfachen „schlanken" Handlung, in dem Ringen und Leiden großer, nicht allzu individueller Charaktere das allgemeine Menschenschicksal darstellen, das der Natur treu bleiben und doch nicht roh naturalistisch wirken soll: „die ruhigen Scenen durch rasches Gespräch belebt, die bewegteren künstlerisch gemäßigt. So werden beide Klippen vermieden, dort die zu geringe, hier die zu starke Illusion."

Eine bunte Welt dramatischer Gestalten drängte sich jetzt vor sein Auge; der alte Fluch geistvoller Naturen, daß sie sich übernehmen in ihren Plänen, ging an dem Kranken grausam in Erfüllung. Ein Entwurf jagte den andern; der Anfang eines Schauspiels „die

Brüder von Imola", einige herrliche Scenen aus einer Tragödie „Marino Falieri" wurden niedergeschrieben, noch auf dem Todtenbette ein Drama „Tiberius Gracchus" begonnen. Das Lieblingswerk dieser Jahre war ein Trauerspiel „Agnes Bernauerin". Ludwig fühlte mit feinem Künstlertakt, daß dieser Engel von Augsburg in der historischen Ueberlieferung mehr eine rührende als eine tragische Gestalt ist; er versuchte sie zu einem schuldvollen tragischen Charakter zu erheben, lieh ihr einen dreisten vorwitzigen Zug und lief freilich Gefahr, das Mitleid des Lesers für die Heldin zu ertöden. Aber die alte räthselhafte Unart seiner Phantasie, die nur fragmentarisch schaffen konnte, ließ sich nicht mehr bewältigen: in wundervoller Klarheit erschienen ihm einzelne Scenen, und was er von solchen Bruchstücken auf das Papier warf, wirkt hinreißend, bezaubernd auf den Leser. Er meinte wohl, jetzt, da er mit Bewußtsein schaffe, entwerfe er zuerst den Plan, dann erst erschienen ihm seine Gestalten; doch die unhemmbar vorwärtsschreitende Gestaltungslust des rechten Dramatikers, welche nicht ruhen kann, bis sie ihren Helden auf die Höhen der Leidenschaft emporgetrieben und dann herniedergestürzt hat — sie erwachte dem Kranken nie. Eine Lücke, die sich niemals füllen wollte, klaffte immer zwischen den einzelnen in höchster Pracht geschauten Bildern, der Ring des Kunstwerks schloß sich nicht. Nun packt er „die Stoffe, die er bebrütet" aber und abermals an, wohl zwölfmal oder mehr wird die Bernauerin umgearbeitet — nie vollendet.

Er belauscht sich während des Schaffens, er fühlt seine Verwandtschaft mit Kleist und Hebbel, vergleicht seine Gestalten mit den ihrigen, er findet in Shakespeare den vollendeten Künstler und versucht aus dessen Werken die höchsten Gesetze der Kunst abzuleiten. Sein eigenes Selbstgefühl, seine Künstlerfreudigkeit fühlt sich erdrückt durch die Größe des Briten, sieben Jahre lang bis zu seinem Tode läßt ihn das Bild des fremden Dichters nicht los, er schreibt „Shakespearestudien" und trägt in diese Blätter, wie in ein Tagebuch, Alles zusammen, was ihm Kopf und Herz bewegt: Selbstgeständnisse, ästhetische Regeln, Dramenentwürfe, Studien über shakespearische Charaktere, Besprechungen eigener und fremder Werke. Der thüringer Natursohn spricht in Lob und Tadel mit einer unbefangenen Gradheit, die unserer verzärtelten rücksichtsvollen Zeit wie eine Stimme aus den cheruskischen Wäldern klingt, er berührt die feinsten und höchsten Räthsel der Kunst und des Seelenlebens, er erörtert Fragen, die nur

ein reicher Künstlergeist aufwerfen kann — als z. B.: „wie reich ein Stück Shakespeare's an Handlung ist und wie wenig Scenen es doch hat und wie diese auch so viel poetische Ausmalung haben“ — und gleich darauf befremdet er uns durch einen Erklärungsversuch, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann — und dann folgt wieder ein Selbstbekenntniß von fast unheimlicher Klarheit. Auch in Ludwigs Seele wühlte jene krankhafte Neigung, sich selbst zu belauern, welche das Leben Heinrich Kleists verwüsten half. Aber während Kleist in der Kunst sich immer wieder zu frischer Schöpferlust ermannte und nur in seinem äußeren Leben ein unglücklicher Grübler blieb, verfloß Ludwigs Leben wohlgeordnet, in gleichmäßigem Wellenschlage, der krankhafte Trieb in ihm warf sich allein auf sein künstlerisches Schaffen. Schon ein Uebermaß gelehrten Wissens lähmt oft den freien Flug des Dichtergeistes, doch noch verderblicher als die allzuschwere Bildung des Verstandes wirkt auf den Künstler jene vorzeitige Kritik, die ihm die Freude stört an seinen halbvollendeten Gestalten. Mir ward unsäglich traurig zu Muthe, als ich einst in einigen Heften aus Ludwigs Nachlaß blättern durfte. Welch ein ungeheurer Fleiß in diesen eng beschriebenen Bogen; nur selten einmal hat die zitternde Hand des Kranken am Rande bemerkt, er habe heute seinen Kindern zu Lieb' zeitig Schicht gemacht. Große tiefsinnige Entwürfe, prächtige Verse, glänzender, schwungvoller als die schönsten Stellen der Makkabäer, und doch kein Ganzes — eine Phantasie, die uns zugleich durch ihren Reichthum und durch ihre Unfruchtbarkeit in Erstaunen setzt.

Ganz gewiß hat auch die Krankheit und die Sorge um des Lebens Nothdurft den Aufschwung dieser Dichterkraft gelähmt. Man darf von Ludwig nicht reden, ohne mit ernstem Wort einer häßlichen Schwäche der deutschen Gesittung zu gedenken — des unanständigen Geizes, den die deutsche Lesewelt ihren Schriftstellern entgegenbringt. Alle die bequemen Entschuldigungen, welche auf unseren noch jugendlichen Volkswohlstand verweisen, zerfallen in Nichts vor der beschämenden Thatsache, daß in dem kleinen Holland, dem halbbarbarischen Rußland die Auflagen guter Bücher weit stärker, oft zehnmal stärker sind als in dem großen gelehrten Deutschland. Kein Volk liest mehr, keines kauft weniger Bücher als das unsere. Namentlich unsere höheren Stände zeigen im literarischen Verkehrsleben einen Mangel an Feingefühl, eine Kargheit, welche unsere Nachbarn mit Recht als unschicklich schelten. So

lange es bei uns noch nicht für schmutzig gilt, wenn eine reiche elegante Dame mit Handschuhen bewaffnet ein unsauberes Lesecirkelexemplar eines Buches liest, das sie im nächsten Laden für wenige Groschen kaufen kann — ebenso lange werden alle Schiller- und Tiedgestiftungen die gedrückte Lage der deutschen Schriftsteller nicht wesentlich bessern. Ist ein deutscher Dichter vollends wenig fruchtbar, fehlt ihm, wie diesem Thüringer, gänzlich das Talent für den einzigen gewinnbringenden literarischen Erwerbszweig, für die Journalistik, so kann er der bitteren Noth nicht entgehen.

Doch in Wahrheit liegt der letzte Grund der Unfruchtbarkeit von Ludwigs späteren Jahren nicht in der Krankheit, nicht in der Armuth, sondern in jener räthselhaften Anlage seiner Phantasie. Ihm blieb versagt, der Welt die Schätze seiner Seele zu zeigen, er war mehr als er schuf, und nur seinen Freunden lebt das unverstümmelte Bild seines Wesens in der Erinnerung. In der Kunst aber gilt nur das Können — der alte Spruch soll allezeit in Ehren bleiben, ob er auch grausam scheine; das landläufige Urtheil wird bei Otto Ludwigs Namen immer zuerst an jene Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ denken, welche er selber für ein Nebenwerk ansah. Wer den unendlichen Werth der Persönlichkeit in der Kunst versteht, wer da weiß, daß in der Entwicklung des geistigen Lebens wie in dem Haushalt der Natur nichts verloren geht, der darf freilich bei einer so äußerlichen Schätzung nicht stehen bleiben. Wie die politische Geschichte dem General Friedrich von Gagern einen ehrenvollen Platz anweist, um der Gedanken willen, die er in der Stille für Deutschland dachte, um der unerfüllten Hoffnungen willen, die sich an ihn knüpften — so wird auch die Literaturgeschichte nicht blos anerkennen, was Otto Ludwig schuf, sondern auch ein Wort des Dankes übrig behalten für die hohen Ziele, die der Ringende nicht ganz erreichte; sie wird gerecht und in Ludwigs eigenem Sinne urtheilen, wenn sie ihn auffaßt als den Dichter der Makkabäer, der das realistische Ideal im Drama zu verwirklichen suchte.

Mögen die Männer, denen der Nachlaß des Dichters anvertraut ist, bei der Herausgabe zu Werke gehen mit jener ernsten Pietät, welche streng das Unfertige von dem Dauernden scheidet und eher zu wenig giebt als zu viel — nicht mit jener knabenhaften Sammlerwuth, die sich heute so oft an dem Andenken wackerer Verstorbener versündigt. Einige Scenen aus Otto Ludwigs letzten Trauerspielen, einige Kernsätze aus seinen Gedanken über das Drama

werden dem jungen Dichtergeschlechte ein theures Vermächtniß sein, ein Schatz künstlerischer Weisheit und männlichen Muthes. Mit unwandelbarer Treue bewahrte sich der kranke Dichter den Glauben an sein Volk und seine Zeit; niemals vermochte die hergebrachte Klage über das Epigonenthum der Gegenwart die Kraft seines Hoffens zu erschüttern. „Unsere Ideale sind andere als die der goldenen Zeit unserer Dichtung“ — auf diesen Gedanken kommen die Shakespearestudien immer wieder zurück — die Gegenwart hat schon genug eigene Geschichte gehabt, um sich neue Ideale zu bilden, denen nichts fehlt als „die eigentliche Gestaltung“ durch den Dichter. Gelingt es einst unserem aufstrebenden Volke, zu dem neuen Gedankengehalt, der unsere Welt erfüllt, auch jene Sicherheit der sittlichen Ueberzeugung, jene zweifellose Daseinsfreudigkeit zu erwerben, welche allein der dramatischen Kunst die volle Entfaltung gestatten — dann werden die glücklicheren Dichter, welche den Idealen der Zeit „die eigentliche Gestaltung“ geben, mit dankbarer Rührung dieses echt deutschen Künstlers gedenken, der so tapfer, so schmerzlich, so wahrhaftig gerungen hat nach den höchsten Zielen der Kunst.

4. Friedrich Hebbel.

In zwiefachem Sinne ist die Dichtkunst die Herzenskündigerin ihrer Zeit. Dem Dichter bleibt nicht nur das schöne Recht herauszusagen, was die Gegenwart in ihren Tiefen bewegt; er zwingt auch die Zeitgenossen, durch die Aufnahme, welche sie seinen Werken angedeihen lassen, ihr innerstes Wesen der Nachwelt zu enthüllen. Die von Grund aus verwandelte Stellung der Gebildeten zu den Werken der Poesie zeigt klarer als irgend eine Thatsache der politischen Geschichte, daß wir wirklich binnen weniger Jahrzehnte andere Menschen geworden sind. Als nach einer langen Zeit vorherrschender literarischer Thätigkeit die ersten Keime freien politischen Lebens in Deutschland sich schüchtern aus dem Boden emporhoben, da galt es noch als ein Wagniß, der ästhetisch verbildeten Lesewelt politische Geschäftssachen in nüchterner geschäftlicher Form vorzutragen, und der alte Benzel-Sternau kleidete weislich den langweiligsten aller Stoffe, einen Bericht über die ersten bairischen Landtage, in die phantastische Hülle eines Briefwechsels zwischen Hochwittelsbach und Reikiavik. Nur zwanzig Jahre vergingen, und jede Spur andächtigen Schönheitssinnes schien hinweggefegt von der politischen Leidenschaft. Alles jubelte, wenn die Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten wider die vornehme Ruhe des Fürstenknechtes Goethe lärmte. Das Vaterland forderte, wie ein Wortführer jener Tage selbstgefällig sagt,

> von der Dichterinnung,
> statt dem verbrauchten Leiertand,
> nur Muth und gute Gesinnung.

Von diesem Aeußersten unästhetischer Roheit freilich, von diesem Selbstmordsversuche der Poesie sind wir zurückgekommen. Der schwere Ernst der politischen Arbeit lehrte uns die verschwommenen Phrasen der Tendenzlyrik mißachten, und jener schlichte Sinn für das Wahre, welcher das köstlichste Gut der Gegenwart bildet, wandte sich mit Ekel von poetischen Gestalten, die kein eigenes Leben lebten, nur das Mundstück waren für des Dichters politische Meinungen. Doch die alte Begeisterung der Deutschen für das Schöne ist nicht wiedererwacht; dem starken und tiefsinnigen Dichtergenius fällt in unseren Tagen ein unsäglich hartes Loos.

Wir wollen nicht allzubitter beklagen, daß die gesammte Lyrik heute lediglich von den Frauen gelesen wird, nur selten ein Mann von Geist in verschämter Stille an seinem Horaz oder an Goethe's römischen Elegien sich erquickt: die Härte, der Weltsinn, die Aufregung des modernen Lebens verträgt sich wenig mit lyrischer Empfindsamkeit. Und wenn in sehr zahlreichen und sehr ehrenwerthen Kreisen ein junger Mann, von dem man nur weiß, er sei ein Poet, mit verhaltenem Lachen empfangen wird, wenn man von ihm erwartet, er werde jenes Durchschnittsmaß von Verstand und Willenskraft erst erweisen, das wir bei allen anderen Sterblichen voraussetzen: so sehen wir keinen Anlaß, sentimental und verstimmt zu werden ob dieser nothwendigen Folge der poetischen Ueberproduktion. Aber versuchet, in einem Kreise gebildeter Männer die triviale Wahrheit zu verfechten, daß die Kunst für ein Culturvolk täglich Brot, nicht ein erfreulicher Luxus sei — und Widerspruch oder halbe Zustimmung wird Euch lehren, wie arg der Formensinn verkümmert ist in diesem arbeitenden Geschlechte. Es ist nicht anders, der ungeheuren Mehrzahl unserer Männer gilt die Kunst nur als eine Erholung, gut genug einige müde Abendstunden auszufüllen. Wir widmen, was von Idealismus in uns liegt, dem Staate, uns bedrückt eine Geschäftslast, welche die älteren Geschlechter unseres Volkes nie für möglich gehalten hätten, wir wissen den Werth der Zeit so genau zu schätzen, daß der ruhige briefliche Gedankenaustausch unter thätigen Männern fast ganz aufgehört hat und selbst unser geselliger Verkehr überall die Spuren hastiger Unruhe zeigt. Eine solche ganz nach außen gerichtete Zeit sucht in der Kunst die Ruhe, die Abspannung. Wer will bestreiten, daß Gustav Freytag seine Popularität weit weniger seinem edlen Talente verdankt als seiner liebenswürdigen Heiterkeit, welche auch dem Gedankenlosen erlaubt, vor dem unver

standenen, aber lustigen Gebahren der Gestalten des Dichters ein gewisses Behagen zu empfinden? Sehr undankbar ist in solchen Tagen das Schaffen des pathetischen Dichters. Gelingt ihm sein schweres Werk nicht vollkommen, so vereinigt sich zu seiner Verurtheilung der Haß der Massen gegen Jeden, der ihren dumpfen Schlummer stört, und der gesunde Sinn für Harmonie, dem eine niedrige, doch erfolgreiche Bestrebung erfreulicher scheint als ein groß angelegtes, aber unfertiges Schaffen.

Dabei lebt in diesem prosaischen Geschlechte unausrottbar doch die stille Hoffnung, daß das fröhlich aufblühende neue Leben unseres Staates auch die dramatische Kunst einer großen Zukunft entgegenführen müsse. Freilich nur eine unbestimmte Ahnung. Kein sicheres Volksgefühl zeichnet dem jungen Dramatiker gebieterisch bestimmte Wege vor; uns fehlt ein nationaler Stil, ein festes Gebiet dramatischer Stoffe, jede Sicherheit der Technik. Unermeßlich, zu beliebiger Auswahl, breitet sich vor dem Auge des Poeten die Welt der sittlichen, socialen, politischen Probleme aus; und wenn schon diese schrankenlose Freiheit der Wahl den geistreichen Kopf leicht zu unstätem Tasten, zum Experimentiren verleitet, so wird ihm vollends die Sicherheit des Gefühls beirrt durch die Wohlweisheit der Kritik. Scheint es doch als verfolgten manche Kunstphilosophen nur das eine Ziel, dem schaffenden Künstler sein Thun zu verleiden, ihm den frischen Muth zu brechen. Was hat diese Altklugheit nicht Alles bewiesen: für das Epos sind wir zu bewußt, für die Lyrik zu nüchtern, für das Drama zu unruhig; die alte Geschichte ist für unsere Kunst zu kahl, das Mittelalter zu phantastisch, die neue Zeit steht uns zu nahe — und wie die anmaßenden und doch im Grunde gehaltlosen Schlagworte sonst lauten. Zu den Füßen dieser überreifen Aesthetik treibt eine vulgäre Kritik ihr Unwesen, deren erschreckende Roheit täglich deutlicher beweist, daß die besten Köpfe der Epoche sich der Kunst entfremdet haben. Wir wundern uns gar nicht mehr, wenn ein tief empfundenes Kunstwerk als Nr. 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" abgeschlachtet wird, wenn eine Dichtung von G. Freytag oder G. Keller alles Ernstes in eine Reihe gestellt wird mit den Arbeiten der Frau Mühlbach oder ähnlichen Produkten einer volkswirthschaftlichen Thätigkeit, welche sich lediglich durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmen läßt. Wir fühlen uns nicht mehr befremdet, wenn jener beliebige Herr Schultze, der im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen

Sorgenstuhl aufgestellt hat, mit den Dichtern und Denkern, deren Werke er beschwatzt, auf Du und Du oder gar im Tone des Schulmeisters verkehrt. Wir empfinden für den Kritiker sogar eine gewisse Hochachtung, wenn er die Kenntnisse eines angehenden Obersekundaners entfaltet — eine Bildungsstufe, welche in diesen Kreisen unserer Literatur nicht allzuhäufig erklommen wird. Begreiflich in der That, wenn ein starker Künstlergeist, angeekelt von diesem nichtsnutzigen belletristischen Treiben, auch die ehrenwerthen Ausnahmen übersieht, welche in unserer Presse zuweilen noch auftauchen, und grimmig seiner Straße zieht.

Doch das schwerste Hemmniß, das die Gegenwart dem dramatischen Dichter in den Weg wirft, ist die Gährung, die Unsicherheit unserer sittlichen Begriffe. Wie viel einfacher als der moderne Mensch standen unsere großen Dichter zu den Problemen des sittlichen Lebens! Welchen sittlichen und ästhetischen Schatz besaß Schiller an Kants kategorischem Imperativ — eine großartige, streng sittliche Weltanschauung, wie geschaffen für den Dramatiker, denn sie läßt dem tragischen Charakter ungeschmälert die Freiheit. Seit die neue Philosophie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erschüttert hat, seit die Naturforschung beginnt den Zusammenhang von Leib und Seele schärfer zu beleuchten, steht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker ist, den einfachsten und schwersten sittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; selbst die Idee der tragischen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt fest stehen muß, wird ihm leicht durch Zweifel verwirrt und getrübt. Und wo ist sie hin, die edle mit Geist und Empfindung gesättigte Geselligkeit, die in den Tagen von Weimar freilich nur einige auserwählte Kreise unseres Volkes beglückte? Die schamlose Frechheit der Halbwelt auf der einen, die unleugbar steifen, gezwungenen Formen unserer guten Gesellschaft auf der anderen Seite — in einer solchen Umgebung erlangt der Künstler nicht leicht die harmonische Bildung der sittlichen und der sinnlichen Kräfte.

Das Edle und Große dieser durchaus von der Politik, der Volkswirthschaft, der Wissenschaft beherrschten Welt begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch das Schöne, nichts als das Schöne zu schaffen, das ist die schwere Aufgabe des modernen Dichters. Ein Zug der Resignation, das Bewußtsein, daß nicht jede Zeit dem Künstler das Höchste zu erreichen gestattet, wird in solchen Tagen oft den Geist des Dichters ergreifen, und sicher-

lich viele der heutigen Poeten haben zuweilen mit eingestimmt in die Bitte, welche Friedrich Hebbel einst an seine Muse richtete:

> du magst mir jeden Kranz versagen,
> wie ihn die hohen Künstler tragen,
> nur daß, wenn ich gestorben bin,
> ein Denkmal sei, daß Kraft und Sinn
> noch nicht zu Wilden und Barbaren
> aus meiner Zeit entwichen waren.

Das ganze Wesen des Mannes liegt in diesen Zeilen: sein Stolz, sein ernster Künstlersinn und jene hoffnungslose Verstimmung, die ihn seinem Volke entfremdete. Aber wie schwer er auch irrte, den Ruhm, den er sich in jenen Zeilen erfleht, wird ihm heute kein Unbefangener mehr versagen. Er dachte groß von seiner Kunst, er lebte ihr mit rastlosem, fruchtbarem Fleiße, mit Andacht und Sammlung, treu seinem Ausspruch: „leben heißt tief einsam sein". Oftmals berührt von den Sünden der Zeit, die er lästerte, hat er nie wissentlich ihren Launen gehuldigt; in ihm waltete jene vornehme Selbstgewißheit, welche jedes unmittelbar tendenziöse Einwirken der Poesie auf die Gegenwart verschmäht und sich des freudigen Glaubens getröstet, daß der Gehalt der Dichtung ein ewiger ist und seiner Stunde harren kann.

Ein ditmarscher Kind, in einer engen und harten Welt aufgewachsen, bewahrte Hebbel immer einen Zug rauher reckenhafter Kraft, also daß starke nordische Naturen, wie der alte Dahlmann, ihm die Theilnahme des Landsmannes nie versagten, auch wenn sie seinen Wandlungen nicht folgen mochten. Er selber bezeichnete die altgermanische Welt und die Bibel gern als die Quellen seiner Dichtung. Doch auch andere, minder lautere Kräfte schlugen in sein Leben ein: die nervöse Sinnlichkeit des modernen Paris, die zersetzende, glaubenlose Reflexion der jungdeutschen Literatur; und erst nach langen Irrgängen, da er endlich wieder zurückgriff zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, die ihm die Träume der Knabenjahre erfüllt hatten, gelang ihm ein Kunstwerk, das dauern wird.

Die Künstlertugend, welche an Hebbel zuerst in die Augen fällt, ist der seltene, dem Dilettanten allezeit unverständliche Sinn für die Totalität des Kunstwerks. Er verachtet das Haschen nach Einzelschönheiten, wie die kleinmeisterliche, an einzelne Auffälligkeiten sich festklammernde Kritik. Schon aus diesem einen Grunde sollte man ent-

lich aufhören, ihn mit Grabbe zu vergleichen. Grabbe war das Kind einer sinkenden Epoche, welche die Ideale einer großen Vergangenheit in zuchtlosem Uebermuthe zerschlug; in diesem rohen Talente war keine Entwicklung. Hebbel erscheint als der Sohn einer aufstrebenden Zeit, welche neue Ideale zu gestalten suchte. Freilich es war ein Suchen, an dem der grübelnde Verstand oft mehr Antheil hatte als die schaffende Phantasie. Der Dichter experimentirte, er tastete umher nach einem Kunstwerk der Zukunft, in seinen ersten Werken erschien die Intention ungleich stärker als die lebendige Ausführung. Das traurige Wort, womit Hebbel einst die Frage „man weiß doch, was ein Lustspiel heißt?" beantwortet hat: — „dies steht so klar vor meinem Geist, daß, wenn ich's minder hell erblickte, das Werk vielleicht mir besser glückte" — dieses unselige Geständniß giebt leider den Schlüssel zu einem großen Theile seines Schaffens. Er haßt die Phrase, niemals drängt sich bei ihm der Verstand in der prosaischen Form undramatischer Betrachtungen hervor; aber bei aller realistischen Anschaulichkeit im Einzelnen läßt das Ganze oft kalt, erscheint als gemacht und geklügelt. Und so findet sich bei Hebbel, der nach dem edlen Ziele strebt, alles Geistige zu verleiblichen, das Zusammenfallen von Idee und Bild ebenso selten wie bei Klopstock, von dem ein altes treffendes Wort sagt, er habe alles Leibliche des Körpers entkleidet.

Man hat Hebbel schweres Unrecht gethan, wenn ihm die Wärme des Gemüths gänzlich abgesprochen ward. Selbst aus den verfehltesten seiner Gedichte bricht zuweilen, und dann ergreifend eine starke und tiefe Empfindung hervor. Wer die Gedichte kennt, worin er Selbsterlebtes, wie das stille Glück des Hauses besingt, der wird den herzlosen Vorwurf der Herzlosigkeit nicht wiederholen. Er dichtete nur, wenn der Geist ihn rief, ließ oft jahrelang die halbfertigen Gestalten seiner Entwürfe ruhen, bis sie von selber wieder erwachten. Trotzdem trat in den also aus künstlerischem Drange entstandenen Werken die Reflexion oft so stark hervor, daß der Hörer kaum wußte, ob ein Dichter oder ein Denker zu ihm sprach. Dies verräth sich vornehmlich in der Zeichnung der Charaktere. Otto Ludwig nennt in seiner grobkörnigen Weise Hebbels dramatische Gestalten kurzab „psychologische Präparate," er meint: „sie thun dick, sie wissen sich etwas" mit ihrer Eigenart. Ein hartes Urtheil, das Hebbels ältere Werke leider nicht immer Lü- strafen. Seine Charaktere handeln so folgerecht, daß wir jedes

Worte vorausberechnen können; er motivirt oft mit überraschender Feinheit, und eine große dialektische Kraft steht ihm zu Gebote, um den Irrgängen innerer Kämpfe nachzugehen. Aber über dem allzu eifrigen Bemühen, den Charakteren feste scharfe Umrisse zu geben, verlieren sie die Farbe, das Leben. Wohl zwingt die strenge Prägnanz des Dramas den Dichter, seinen Menschen offenherzige Geständnisse in den Mund zu legen, welche der phantasielose Verstand unnatürlich findet; doch die helle Selbsterkenntniß, welche Hebbel seinen Charakteren leiht, überschreitet zuweilen die Grenzen der poetischen Wahrheit, und wie selten schallt aus diesen Menschen der volle Brustton naturwüchsiger Leidenschaft heraus, den, wie alles Herrlichste in der Kunst, keine Anstrengung des Hirns erklügeln kann!

Es klingt wie ein unwillkürliches Selbstbekenntniß, wenn dieser zwischen dem Reiche des Gedankens und dem Reiche der Phantasie einherschwankende Geist einmal ausruft:

ein Shakespeare lächelt über Alle hin
und offenbart des Erdenräthsels Sinn,
indeß ein Kant noch tiefer niedersteigt
und auf die Wurzel aller Welten zeigt.

Der Denker verachtet den stofflichen Reiz, das Anekdotenhafte in der Kunst, er will nicht „der Auferstehungsengel der Geschichte“ sein. Er fühlt, daß die moderne Bildung ein Recht hat, über die Tragik Shakespeare's hinauszugehen und eine Tragödie der Idee, nach dem Vorbild des Faust, zu fordern; und so fest hält er diesen Gedanken, daß er niemals versucht, eine einfache Charaktertragödie zu schreiben. Die bunte Fülle des Menschenlebens reizt ihn nur, wenn sie ihm „ein Problem“, einen Kampf der Ideen zur Lösung darbietet. Unter allen Räthseln des Menschendaseins hat ihn keines so anhaltend beschäftigt wie das Verhältniß von Mann und Weib; von der Judith bis herab zu den Nibelungen, in den mannichfachsten Formen versucht er dies große Problem künstlerisch zu gestalten, immer tiefsinnig und mit starkem Gefühle, doch zuweilen spielt auch die häßliche Ueberfeinerung moderner Sinnlichkeit in seine Bilder hinein.

Ganz modern ist auch seine Anschauung der Geschichte: er sieht in ihr nicht wie Shakespeare die ewig gleiche sittliche Weltordnung, die sich immer wiederherstellt, wenn die Leidenschaft des Menschen sie auf Augenblicke gestört; der Jünger der modernen Philosophen faßt sie auf als ein ewiges Werden. Er liebt den

Zusammenstoß zweier Culturwelten zu schildern: wie das Hellenenthum aus der orientalischen Gebundenheit emporsteigt, das Christenthum aus der jüdischen Welt, die neue Zeit aus dem Mittelalter. Ich kann jedoch nicht finden, daß der Dichter bei diesem kühnen Unterfangen immer glücklich ist: die neue Welt, die aus der zerfallenden alten Ordnung sich erhebt, tritt nicht leibhaftig vor uns hin, sie wird uns lediglich angedeutet durch einen symbolischen Zug; und nur weil wir historische Schulbildung besitzen, errathen wir, was uns das Kunstwerk selber nicht sagt, daß die heiligen drei Könige, die am Schlusse von „Herodes und Mariamne" plötzlich auftreten, den Anbruch der christlichen Gesittung vorstellen sollen. Diese Neigung für symbolische Züge beherrscht den Dichter zuweilen so gänzlich, daß er in eine gleichgiltige, ja absurde Fabel willkürlich eine Idee hineinlegt, welche ihr völlig fremd ist. Und da ja ausschweifende Phantastik im Innersten verwandt ist mit den Verirrungen überfeinen Verstandes, so erinnert Hebbel mit solcher Symbolik, solchem Mysticismus oft stark an Calderon.

In der Einsamkeit brütender Betrachtung mußte die düstere Denkweise vom Leben, wozu Hebbel's Natur neigte, zu erschreckender Stärke anwachsen. Der Pessimismus ist insgemein eine Sünde begabter Menschen, denn nur ein heller Kopf wird die tiefen Widersprüche des Lebens, wird die schreckliche Thatsache, daß die Ordnung des Rechts eine andere ist als die Ordnung der Sittlichkeit, in ihrer ganzen Schärfe durchschauen, nur ein tiefes Gemüth sie in ihrer vollen Schwere empfinden. Kein Wunder, daß diese, die Werke aller bedeutenden tragischen Dichter überschattende, reformatorische Strenge, welche die Welt verachtet und Lügen straft, von dem Haufen verketzert und als unsittlich gebrandmarkt wird. Aber selbst ein tief-melancholisches Gedicht wird dem Poeten nur dann gelingen, wenn ihm, ob auch verhüllt und verborgen, tief in der Seele der Glaube lebt an den Sieg des Geistes über die Gebrechen der Welt. Noch keinem echten Dichter hat dieser Glaube gefehlt, er athmet selbst in dem schwermüthigsten Gedichte, das je in den Nebeln Alt-Englands ersonnen ward, in Walter Raleigh's „the lye'. Hebbel wußte wenig von solcher Hoffnung. Wie er, der Conservative, nicht daran dachte, im Leben an der Heilung der kranken Welt mitzuwirken, so vermögen auch seine Gedichte, obwohl sie dann und wann von künftiger Versöhnung reden, von der Lebendigkeit dieses Glaubens nicht zu überzeugen. Die furchtbare Anklage, die er in einem abscheulichen Sonette gegen die menschliche Gesellschaft schleudert:

„der Mörder braucht die Faust nur hin und wieder, du hast das Amt zu rauben und zu töden" — sie ist nicht ein wilder Ausbruch augenblicklichen Unmuths, sie war durch lange Jahre die Grundstimmung seiner Seele. Er erkannte mit eindringender Klarheit die Gebrechen der Welt, doch er verzweifelte an der Heilung. Ganz unerträglich wird diese Verbitterung des Gemüths, wenn Hebbel seinem eigenen Worte zum Trotz „die Kirsche vom Feigenbaum fordert" und seiner düsteren Phantasie die hellen Klänge der Komödie zu entlocken sucht.

Er gesteht, daß er mit seinen Gedichten „seiner Zeit ein künstlerisches Opfer dargebracht" habe; und gewiß, einige der Ideen, welche das moderne Deutschland bewegten, fanden in den Werken dieses Dichters einen treuen und großartigen Ausdruck. Doch gerade die schönste und herrlichste Erscheinung unserer Tage, recht eigentlich die Signatur der neuen Zeit, das Emporwachsen unseres Volkes zum staatlichen Leben, blieb diesem verdüsterten Auge verborgen. Er sah in der Entwicklung unseres Volkes „nicht eine Lebens- sondern eine Krankheitsgeschichte." Nun warf ihn sein Unstern unter das verkommene Deutschthum in Oesterreich; „wir und germanisiren!" rief er hohnlachend. Die frohe Botschaft des Jahrhunderts, die Verjüngung der antiken Sittlichkeit, welche von jedem Menschen, auch von dem Künstler, zugleich die Tugenden des Bürgers fordert — an ihm fand sie einen tauben Hörer. Selbst die Dichtungen unserer kosmopolitischen klassischen Zeit tragen die Spuren der politisch-nationalen Kämpfe der Epoche weit deutlicher auf der Stirn als Hebbel's Werke die Eindrücke der Gegenwart. Und wird ja einmal die Natur der Dinge mächtiger als Hebbel's Verstimmung, entschließt er sich, ein Zeitgedicht zu schreiben, so finden wir nicht, wie es bei dem Sohne der Marschen zu entschuldigen wäre, einen naturwüchsigen Ausbruch des Zornes über die Schmach seines Volkes, sondern ein griesgrämiges Epigramm über Staatsmänner, welche die Kunst verstehen niemals zu erwachen, oder eine wegwerfende Bemerkung über moderne Staatsverfassungen — oder ein Gedicht an König Wilhelm, das im Grunde nicht gehauen und nicht gestochen ist, in schönen Versen nur die politische Rathlosigkeit des Dichters offenbart.

Bei so trostloser Anschauung des Lebens weiß er nichts von jener edlen Volksthümlichkeit, welche der Ehrgeiz großer Dichter ist. Darum hat er, der Dramatiker, Schiller's Größe lange gänzlich verkannt; darum verschmähte er die hohe Schule des Dramatikers, den Wechselverkehr

mit der Bühne. Auch dieser Irrthum ist eng verflochten mit einer ehrenwerthen Tugend, einer wohlberechtigten Verachtung gegen die bornirten Rücksichten der Convenienz, welche gemeinhin das Bühnenschicksal eines Dramas bestimmen. Aber nicht die Theater-Censur allein verbannt seine Werke von den Brettern, sie sind in ihrer Mehrzahl in Wahrheit nicht darstellbar. Sie behandeln nicht blos extreme Fälle, sondern abnorme, krankhaft seltsame Conflicte, welche keinen Widerhall erwecken in den Herzen der Hörer; und wer verschmäht, die Edelsten seiner Zeit im Innersten zu bewegen, der mag der stolzen Hoffnung entsagen, für das Theater aller Zeiten zu schreiben.

Hart, ja grausam ward diese gewollte Vereinsamung an dem Lebenden bestraft. Ueber den vielgelesenen Schriftsteller bildet sich die Welt zuletzt immer ein mildes ausgleichendes Urtheil. Doch die Werke dieses Sonderlings fielen zumeist nur einzelnen Kritikern in die Hände, die ihn von den Wällen ihres ästhetischen Systems herab schonungslos bekämpften. Nun geschah ihm, was gemeinhin den Einsiedlern des Gedankens widerfährt: wie um Friedr. Rohmer und Schopenhauer — Männer, die ich übrigens weder unter sich noch mit Hebbel vergleichen will — so schaarte sich um diesen vielbekämpften Dichter eine kleine Gemeinde fanatischer Anhänger, die durch unmäßiges Lob den Hohn der Gegner erweckten. So zwischen gehässigen Tadel und blinde Bewunderung gestellt, ward das wohlbegründete Selbstgefühl des Mannes krankhaft reizbar. Auch wir halten es für trockene Philisterweisheit, wenn dem Poeten zugemuthet wird, er solle nicht empfindlich sein. Wer darf Angriffe auf sein eigen Fleisch und Blut mit Kälte ertragen? Und wer könnte die alte Wahrheit, daß ein halbes Lob tiefer verletzt als ein ganzer Tadel, bitterer empfinden als der Dichter? Führt doch der Künstler das Loos des verwunschenen Prinzen: im Leben soll er sich schelten und stoßen lassen wie die Anderen auch, und kaum nimmt er das Saitenspiel zur Hand, so ist er ein geborner Fürst und hat immer Recht und treibt mit uns, was ihm gefällt; darum mögt Ihr Nachsicht üben, wenn nicht ein Jeder dies gespaltene Dasein mit Haltung zu tragen weiß. Aber es ist ein Anderes, seinem Aerger über die Kritik einmal durch einen derben, in Gottes Namen ungerechten, Cynismus Luft zu machen — und wieder ein Anderes, jahrelang die geschmacklose Rolle des verkannten Genies zu spielen, fortwährend mit „Wichten“ und „Kannegießern“ um sich zu wer-

fen, jedes seiner eigenen Worte mit einer Andacht zu bewahren, die dem reichen Geiste schlecht ansteht, ja sogar nach Knabenart pathetisch zu prahlen: diese und jene Tugend hat mir noch Niemand abgesprochen. Jene Liebenswürdigkeit, die, nach der Versicherung seiner Freunde, dem Menschen eigen war, blieb dem Schriftsteller versagt. Es giebt glückliche Naturen — und viele unserer streitbarsten Männer, Lessing vornehmlich, zählen dazu — denen wir niemals grollen, auch wenn wir widersprechen; andere wieder, welche uns immer in Versuchung führen, mit ihnen zu rechten, sie mögen sagen was sie wollen. Zu diesen Letzteren zählt Hebbel, nach meinem und vieler Anderer Gefühl; er hat den Mitlebenden erschwert, gerecht über ihn zu reden.

Dem Todten sollen endlich die menschlichen Schwächen vergessen werden; auch von dem Kunstwerk seines Lebens gilt das gute Dichterwort, das er einmal über das Drama aussprach: „in einem Kunstwerk muß immer die letzte Zeile die erste recensiren". Er ist wirklich gewachsen mit seinem Volke, das er nie ganz würdigte, er befreundete sich als reifer Mann mit den einfachen Idealen, die er einst mißachtet, er lernte die Größe des Edelsten unserer Dramatiker schätzen und schuf endlich jene hochpoetischen Gestalten der Nibelungen, die nicht mehr angekränkelt sind von der Blässe des Gedankens. Von diesen letzten Werken des Dichters fällt verklärend ein Lichtstrahl zurück auf die unfertigen Dichtungen seiner früheren Zeit. Kein Zweifel mehr: der friedlose Sinn, der aus Hebbels älteren Dramen spricht, ist nicht die blasirte Ironie der Romantiker, nicht die zuchtlose Frivolität, der buhlerische Weltschmerz der Jungdeutschen, er ist der tiefe und wahre Schmerz eines starken Geistes, der erst nach harten Kämpfen eine Versöhnung finden konnte, welche der Glückliche, der Gedankenarme mühelos erreicht. — Der Dichter wies in seinem Eigensinne jede Kritik der Wahl seiner Stoffe zurück, weil „das einmal lebendig Gewordene sich nicht zurückverdauen" lasse. Heute, da wir sein Schaffen im Ganzen überschauen, wird uns das Körnlein Wahrheit deutlich, das in diesem anmaßenden Ausspruch liegt; auch in den seltsamsten Experimenten des Poeten läßt sich eine gewisse Nothwendigkeit nicht verkennen.

Wir gehen rasch hinweg über Hebbels erste Novellen, die in der Art des Humors an Jean Paul, in der Hast der Darstellung an Heinrich Kleist erinnern. Wie seltsam verkannte der Dichter sein

ganz und gar nicht populäres Talent, wenn er hoffte, seine niederländische Geschichte „Schnock“ werde im Bauerkittel von Fließpapier auf den Jahrmärkten feilgeboten werden; den derben Ton herzhaften Spaßes, den der Bauer verlangt, findet dieser Poet des Gedankens nicht.

In seinem ersten Drama Judith versucht Hebbel in der Seele der epischen Heldin der Bibel einen Bruch, einen Kampf hervorzurufen, er will uns an ihr das Recht des Weibes auf wahre Liebe zeigen und dergestalt den Liebling starkgeistiger Maler und Poeten dem modernen Bewußtsein verständlich machen. Freilich wird das gräßliche Weib selbst dadurch kein tragischer Charakter, denn unter den widerstreitenden Gefühlen, welche ihr Herz bewegen, der religiösen Begeisterung für ihr Volk, der durch den Anblick kläglicher Schwächlinge geschärften Ruhmbegierde, endlich der geheimen Liebe zu dem einzigen ganzen Manne, den sie kennt, tritt bald die nackte thierische Sinnlichkeit als das herrschende Motiv hervor. Noch häßlicher ist Holofernes, wohl der unwahrste aller jener souveränen Kraftmenschen, in deren Schilderung sich die Literatur jener Tage gefiel, bei aller scheinbaren Größe ein lächerlicher Prahler. Wahrhaft empfunden sind allein die glaubenseifrigen Gestalten des jüdischen Volkes. Hier war es dem Sohne strenger bibelfester Bauern leicht, aus voller Seele zu schaffen. Aber wie fremd steht die Frömmigkeit des alten Testaments neben einem Materialismus, der an die häßlichsten Ausgeburten der poésie de sang et de boue gemahnt! Diese Zerfahrenheit der Stimmung, diese Unsicherheit der sittlichen Begriffe des Dichters raubt dem Stücke, trotz der in mächtigem Aufschwung stätig anschwellenden Handlung, die innere Einheit.

Selbst jenes verwirrenden und berauschenden Reizes, den die Judith bei der ersten Aufführung immer bewähren wird, entbehrt die Genoveva. Hebbel versteht noch nicht, den unbestimmtesten und darum bildsamsten der Verse zu gebrauchen: sein dramatischer Jambus ist correct und entspricht durch die Härte seiner männlichen Endungen äußerlich dem Wesen des Dramas, aber er hat weder lebendige Kraft noch melodischen Fluß. Mißachtend das durch die Natur des Stoffes Gebotene hat der Poet das wehmüthig-liebliche Volksmärchen gewaltsam in eine Tragödie verwandelt, indem er den versöhnenden Schluß hinwegließ und jede Spur des Naiven und Naturwüchsigen vertilgte. Ja, er benutzte den mythischen Stoff, um an ihm die Unwahrheit

unserer sittlichen Gesetze zu zeigen. Hier freilich sind „Satzungen und Rechte, die das Lebendig-Freie schamlos knechten". Diese Menschheit ist befangen in formalistischer Sittlichkeit: nur ein Aeußerliches erblickt sie in der Ehre, der Treue, dem Glauben, zu deren Schutze sie die blutbefleckten Hände hebt. Doch wir erkennen in ihr unser eigenes Gefühl nicht wieder; rein unbegreiflich erscheint in dieser gebundenen Welt die ganz moderne Empfindung des Versuchers Golo. Die Handlung ist ein gehäuftes Maß von Schrecknissen — denn bei Hebbel erscheint der Tod stets als die gräßliche Kere, nimmer als milder Genius — die Diction bietet einen jähen Wechsel von Frost und Hitze; der letzte Eindruck ist vollkommene Ermüdung und die rathlose Frage, ob die wirre Symbolik dieser Scenen wirklich eine Tragödie der ehelichen Treue vorstellt?

Verdankte die Judith ihren Erfolg vor Allem ihrer Wahlverwandtschaft mit gewissen krankhaften Verstimmungen der Zeit, und hatte die Genoveva als ein Verstandeswerk gar nur das Staunen eingeweihter Literatenkreise erregt, so fand die Maria Magdalena den verdienten Beifall aller Unbefangenen, ein wahrhaft poetisches Werk, das über seiner klaren und strengen Composition und über der ergreifenden Wahrheit seiner Charaktere alle seine Mängel leicht vergessen läßt. Hebbel war kühn genug, aus der Noth eine Tugend zu machen, die „schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit," — jene Klippe, an der die meisten bürgerlichen Dramen und Dorfgeschichten scheitern — zum Mittelpunkte des tragischen Conflicts zu erheben. Die Hohlheit kleinbürgerlicher Ehrbegriffe mit ihren schrecklichen Folgen soll dargestellt werden. Zu solcher Arbeit ist Hebbel's große dialektische Kraft wie geschaffen. Auch das Eingehen auf Sitten und Zustände, welche dem Poeten genau bekannt waren, ist ihm zum Heile ausgeschlagen. Nicht als meinten wir mit den Verehrern photographischer Wahrheit, der Künstler solle nur Verhältnisse schildern, die ihm durch persönliche Erfahrung vertraut geworden; wer das Zeug hat zu einem Dichter, trägt ein Bild der Menschheit im Herzen. Hebbel jedoch mußte durch einen Stoff, dessen feste Schranken ihm selbst wie den Lesern wohlbekannt sind, von seiner Unart, symbolische Züge in die Action zu legen, abgehalten werden. Er bewährt hier seinen Ausspruch: „überall soll der Dichter ökonomisch sein, nur nicht in seinen Grundmotiven". Der Bau des Dramas ist musterhaft knapp und gedrungen, auch die Naturlaute der Leidenschaft erklingen

tief erschütternd, das Stück würde das Muster eines bürgerlichen Trauerspiels sein, wenn nicht der Dichter durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls auch dem Hörer das Gefühl verwirrte. Der Hörer nimmt Partei — nicht wie der Dichter will für die büßende Heldin, sondern für den harten alten Philister Meister Anton. Das unglückliche Mädchen hat sich im Zorn verschmähter Liebe einem ungeliebten Manne verlobt, und da ihr Gewissen sie noch immer der alten, jetzt sündhaften, Liebe zeiht, wähnt sie sich verpflichtet, dem eifersüchtigen Bräutigam durch verzweifelte Hingebung ihre Treue zu beweisen. Eine solche That ist denkbar — denn was wäre unmöglich für ein geängstetes Mädchengewissen? — doch sie steht sittlich tiefer als ein in der Hitze natürlicher Leidenschaft begangener Fehltritt. Der Dichter soll uns nicht einreden, das Mädchen sei durch diesen Schritt nicht innerlich befleckt worden. Der alte borstige Vater hat ganz Recht, wenn er die Schande nicht auf seinem ehrlichen Bürgerhause dulden will — und über solchen unabweisbaren Verstandesbedenken geht uns die Freude an dem schönen Gedichte fast verloren.

Mit diesem Werke war ein großer Erfolg errungen, des Dichters dramatisches Talent unzweifelhaft erwiesen. Wer hätte nicht hoffen sollen, Hebbel werde mit frischem Muthe, mit seiner jetzt durch schöne Reisen erweiterten Bildung fortschreiten auf so glückverheißendem Wege? Statt dessen verlor er sich jahrelang in zielloses Experimentiren, er schrieb jene unglückseligen Märchendramen „der Diamant" und „der Rubin", deren Symbolik zu enträthseln der Mühe nicht lohnt.

In Unteritalien lernte er eine Welt verrotteter Zustände kennen, einen tief unsittlichen Polizeistaat, einen leeren Lippen-Glauben, einen getretenen und verwilderten Pöbel, eine gewissenlose Geldmacht. Hier, wenn irgendwo, war seine Verachtung der schlechten Wirklichkeit am Platze, hier mußte er fühlen, daß des Künstlers Hände zu rein sind, um die Verwesung byzantinischer Verhältnisse zu berühren. Und hier gerade ließ er sich durch eine aberwitzige Anekdote anreizen zur Erfindung seiner berüchtigten „Tragikomödie" Ein Trauerspiel in Sicilien, welche ein tragisches Geschick in untragischer Form darstellen, des Hörers Lachmuskeln zucken und zugleich ihn vor Grausen erstarren machen soll. Das heißt doch nur die gemeine Prosa des Alltagslebens geradeswegs in die Kunst einführen. Das tragische Geschick in untragischer Form stöhnt und ächzt auf allen Märkten; ihm die tragische

Form zu finden, ist des Dichters schönes Recht. Hebbels feiner Formensinn hat ihn davor bewahrt, den unglücklichen Gedanken weiter zu verfolgen. Auch ein anderes Experiment dieser Zeit blieb liegen: in der Tragödie „Moloch“ wollte der Dichter „ein Volk stammeln lassen,“ die Uranfänge der menschlichen Gesittung, die Entstehung der Religion darstellen — ein Versuch, der mit ungemeiner dichterischer Kraft begonnen, schließlich doch in undramatische Symbolik verlaufen mußte. Wiederum in den zerfressenen italienischen Verhältnissen wurzelt das Schauspiel Julia — eine Schilderung moderner Blasirtheit und Verworfenheit, wie sie nur einem völlig umnachteten Auge erscheinen konnte, ein Drama ohne Abschluß, ohne jedes Interesse, gerade darum gefährlich und unsittlich, weil Hebbel die unnatürliche, kläglich-sentimentale Handlungsweise seines Helden, der sich selber eine wandelnde Leiche nennt, als eine sittliche darstellen, sittlich erhebend durch das abgeschmackte Drama wirken will.

Das waren böse Tage für Hebbel, da sein Selbstgefühl im selben Maße wuchs, wie die Theilnahme der Leser sich ihm entfremdete. Selbst die Freunde fragten verwundert, ob er denn aus dem ewigen Rom nichts Anderes davon getragen habe als die feine Durchbildung der Form, welche fortan alle seine Gedichte auszeichnete. Auch das bedeutendste Drama dieser unseligen Periode ist ein Werk des kalten Verstandes. „Herodes und Mariamne“ schildert das Judenthum in seiner Selbstauflösung und ist zugleich eine Tragödie der ehelichen Treue; so bildet es ein Gegenstück zur Judith und zur Genoveva. Herodes kann es nicht ertragen, daß sein Weib ihn überlebe, zweimal stellt er sie, während er zu gefahrvollen Fahrten verreist, unter das Schwert des Henkers. Gegen solchen Zwang sträubt sich der Stolz der Gattin, denn „das kann man thun, erleiden kann man's nicht.“ Und dieser bei aller Seltsamkeit gewaltige, echt dramatische Conflict, der schon in der Darstellung des Josephus jedes Herz bewegt, läßt bei Hebbel vollkommen kalt. So sehr ermangeln diese Menschen der Ursprünglichkeit und Freiheit, so sehr befremdet uns die moderne epigrammatische Sprache an historischen Personen, deren grundverschiedene Gesittung wir von Kindesbeinen an kennen.

Endlich, endlich nach so langem theoretischen Umhertasten öffnete sich Hebbels Gemüth wieder natürlicheren, einfacheren Gefühlen, als er die „Agnes Bernauer“ schrieb und auf heimathlichem Boden Menschen schuf, so wahr und tüchtig, wie sie ihm seit der Maria Magdalena

nicht mehr gelungen waren. Hier erscheint der moralische Revolutionär als politisch conservativ: die Berechtigung des Allgemeinen, des Staates, wird gezeigt gegenüber dem subjectiven Belieben der Leidenschaft. Hebbel bleibt vollkommen frei von der sentimentalen Auffassung der Liebe, deren heute der vornehme Pöbel voll ist. Leider verräth die Heldin kaum durch ein hingeworfenes Wort eine Ahnung von der Schwere ihrer Schuld; und wir empfinden ihren Tod als eine brutale Mißhandlung. Der wahrhaft innerlich ringende Held des Stücks vielmehr ist Herzog Ernst; sollte das Werk dramatisch wirken, so mußte der alte Herzog in den Mittelpunkt der Handlung treten. Dann ließ sich ein besserer Schluß finden als dieser unselige fünfte Act, wo Hebbel, der sonst das Gräßliche liebt, einen tödlichen Gegensatz durch eine übereilte Versöhnung beendet. In Einem Aufzuge die Ermordung der Agnes, den wüthenden Kampf des Sohnes gegen den Vater und die Beilegung des Streites darstellen — das verletzt jene Einheit der Zeit, welche der Dramatiker auch nach Lessing noch achten soll, das bleibt unglaublich, obschon der Poet durch die sprudelnde Heftigkeit, welche er dem jungen Herzoge leiht, uns darauf vorbereitet hat. Aber wie das Land nach langer Wasserreise begrüßen wir in dem Stücke wieder eine warme natürliche Stimmung, wir freuen uns der getreuen Genossen des jungen Herzogs und der kernhaften Bürger. Lebendig tritt die gährende Zeit uns vor die Seele, wo die Tage der Hohenstaufen bereits als ein ferner schöner Jugendtraum in der Sehnsucht der Menschen lebten, und moderne Diplomatenkunst die ritterliche Vasallentreue zu verdrängen begann.

So war das Eis gebrochen, und die gesunde freudige Stimmung hielt an. Das gemüthvolle Versmaß, das uns Deutschen wie ein liebes altes Märchen zum Herzen redet, das Metrum der deutschen Reimpaare, ward von Hebbel glücklich benutzt für das kleine Künstlerdrama Michel Angelo. Diese geistreiche Behandlung einer sinnigen Anekdote gewährt manchen tiefen Einblick in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens; und doch ist genug Handlung in dem Stücke, um selbst auf der Bühne Interesse zu erregen. Mögen Andere rügen, daß die Schilderung der Kunstfreunde und dilettirenden Künstler sich von tendenziöser Bitterkeit nicht frei hält und sehr deutlich an des Verfassers eigne Fehden mit der Kritik erinnert; mögen sie tadeln, daß die Gestalt des Raphael, wie fast alles Holde und Milde bei Hebbel, ganz schattenhaft gehalten ist: — uns widersteht es, an

einem erfreulichen und mit Unrecht vergessenen Werke zu mäkeln. Dieser Michel Angelo lebt wirklich — ein hohes Lob, da die allzu verbreitete Kenntniß der Kunstgeschichte hier der freien Thätigkeit des Dichters schwer beengende Fesseln anlegte. Mancher akademisch correcte Künstler wird an dem jugendfrischen, vielsagenden Worte „die Ordnung, mein' ich und bleibe dabei, beginnt erst bei der Staffelei" seine eigne Hohlheit erkennen; Mancher, der Hebbel mit Mißwollen betrachtet, wird aus diesen einfachen Scenen den heiligen Ernst des Schriftstellers begreifen.

Noch einmal in der Tragödie Gyges und sein Ring hat Hebbel einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet. Der Dichter versteht, uns in die Atmosphäre längst entschwundener Zeiten zurückzuzaubern, „an den alten Nil, wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für todte Könige ew'ge Häuser bau'n." Wo nicht stellenweise eine allzu moderne Bewußtheit der Sprache uns die Stimmung verdirbt, steht sie wirklich farbenprächtig vor uns, die reiche Wunderwelt des Herodot, die mit der Fülle ihrer reinmenschlichen Conflicte unseren Poeten ein so dankbares Feld eröffnet. Dennoch wird dies Trauerspiel mit vollem Rechte nie auf der Bühne Fuß fassen, denn es ist ein antiquarisches Stück. Es ist ein sinniger, freilich mehr für eine Novelle als für eine Tragödie der Ehe geeigneter Gedanke, daß auch in der innigsten Vereinigung jeder Gatte ein Etwas zurückbehält, welches Schonung erheischt, welches er dem Gemahl nicht hingeben kann, ohne sich selbst aufzugeben; aber wie wenige Leser werden aus der seltsamen Handlung des „Gyges" diese Idee errathen! Heute, da man den Dramatiker unaufhörlich auf historische Stoffe verweist, kann nicht laut genug die einfache Wahrheit wiederholt werden, daß der Dichter seine Menschen in den Herzen seiner Zuschauer, der Kinder seiner Zeit, entstehen und wachsen lassen muß. Mag er getrost Weltverhältnisse aus den Tagen vor der Sündfluth uns vorführen: in den Empfindungen seiner Charaktere dulden wir nichts Antiquarisches. Gerade unser Publikum mit seinen abgestumpften Gefühlen wird nur durch einfach-drastische, sofort verständliche Empfindungen erregt werden. Dieser König Kandaules, welcher „Zeugen braucht, daß er nicht ein eitler Thor ist, der sich selbst belügt, wenn er sich rühmt das schönste Weib zu küssen," welcher darum den Fremden als Zuschauer an das eheliche Lager führt — er handelt nach unsern Be-

griffen mit einer brutalen Roheit, die seinen Edelmuth uns völlig unglaublich macht und jedes tragische Mitleid aufhebt. Hier aber sind unsere Begriffe im Rechte, weil wir leben. Nur ein bedauerndes Achselzucken haben wir für die untadelhafte Composition, die Melodie der Sprache und den Gedankenreichthum des Dichters, der in diesem Werke sich glänzend entfaltet. Wie nämlich Kandaules in seinem Hause die Schranken altheiliger Sitte zerstört, so wagt er auch im Staate „an den Schlaf der Welt zu rühren," obwohl er „nicht die Kraft hat, ihr Höheres zu bieten." Und in diese dumpfe gebundene Menschheit tritt der Einzige, den wir ganz verstehen, der jugendliche Gyges, der Mann der freien entschlossenen That, der Sohn des klaren Hellenenvolkes, das die Fesseln starrer Sitte lächelnd abgestreift hat.

Wie seine Dramen, so zeigen auch Hebbels kleine Gedichte eine auffällige Ungleichheit des Werths. Wir sehen eine ursprünglich poetische Natur vor uns, welche durch übereifrige Verstandesthätigkeit sich der schönsten Früchte ihres Talentes beraubt. Er erstrebt eine Universalität, woran selbst ein Goethe nie gedacht hat — ein Unterfangen, wobei einem pathetischen Dichter das Aergste widerfahren muß. Ein Mann wie er konnte in seiner Jugend ein Mädchen erschrecken durch heiße, gewaltige Leidenschaft: er konnte dann ein edles Weib mit jener tiefen und ernsten Mannesneigung erfassen, wovon so manches schöne Gedicht an Christine Kunde giebt; versucht er jedoch zu tändeln und leicht zu kosen, so zeigt er nur die Grazie eines seiltanzenden Elephanten. Auch für das einfache Lied fehlt ihm die Naivetät. Dagegen sind mehrere der Balladen durch ihre einheitliche Stimmung sehr wirksam; nur leiden sie meist an zu großer Länge; denn der Dramatiker weiß nichts von dem Kunstgeheimniß des lyrischen Rhapsoden, durch Verstummen das Tiefste zu sagen. Die Gedichte „dem Schmerz sein Recht" erschüttern durch den heftigen rastlosen Kampf eines aufwärts strebenden Geistes; doch zeigen auch sie, wie selbst die schönsten Gedichte der Sammlung, eine ungelöste Zuthat von Reflexion. Das Epigramm ist natürlich stark vertreten: fast überall Gedanken eines gescheidten Mannes, aber auch überall eine unselige Störung, bald durch die Breite der Darstellung, bald durch die Prosa des Gedankens oder durch ein geschmackloses Bild. Selbst das verständigste der Gedichte, selbst das Epigramm muß in der Phantasie des Künstlers empfangen werden.

Es ist doch ein frischer erfreulicher Dichterzug in Hebbels Leben, wie er, entzückt von dem Spiele einer liebenswürdigen Künstlerin, sie rasch entschlossen von der Bühne heimführte. Beglückt an der Seite dieser edlen Frau, in dem Frieden eines wohlgeordneten Hauses ließ er jetzt in dem kleinen Epos Mutter und Kind Alles wieder zu frischem Leben erwachen, was vor Zeiten seine Phantasie erregt: das derbtüchtige, niederdeutsche Bauernleben, das reiche Hamburg und seinen furchtbaren Brand. Auch die Ideen, welche seinen Kopf vorzugsweise beschäftigt, das Verhältniß von Mann und Weib, die Fragen von der Armuth und dem Socialismus, spielen in das Gedicht hinein. In dieser kleinen Welt rein-menschlicher Empfindungen hat der Dichter jene Wärme des Gefühls, jene Freude an dem Milden und Gemüthlichen, jene gläubige versöhnte Stimmung wiedergefunden, die auf seinen langen speculativen Irrfahrten fast verloren schienen.

> Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
> das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
> und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert? . . .
> Und so ist die Natur gerecht im Ganzen und Großen
> und vertheilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune.

Uns scheint, in diesen Worten über die Elternliebe liegt unendlich mehr Tiefsinn und kräftiger Mannesmuth, als in den heftigsten Invectiven, welche Hebbel je gegen die Gesellschaft geschleudert. Der wesentliche Mangel des Werks liegt in der Form. Wir meinen hier nicht die übermäßige Anwendung des Trochäus, die Hebbel sich erlaubt. Denn der Hexameter ist zwar keineswegs, wie Hebbel meint, „der deutscheste Vers," sondern ein Maß, das einer ursprünglich der Quantität entbehrenden Sprache niemals ganz natürlich zu Gesichte stehen kann; doch gerade deshalb mag der deutsche Dichter bei dessen Handhabung mit großer Freiheit verfahren. Sein feines Gehör allein muß ihn warnen vor dem Schein der Dürftigkeit, der durch zahlreiche Trochäen entsteht, wie vor dem haltlosen hüpfenden Wesen und dem zischenden Mißklang gehäufter Consonanten, welche die Daktylen der „correcten" Platen'schen Schule in den Hexameter bringen. Wir meinen hier die Form in einem minder äußerlichen Sinne. Die ungeheure, vollkommen nur einmal erfüllte Aufgabe, in unserer aufgeregten Zeit das erhabene Gleichmaß epischer Diction und Empfindung zu bewahren, war dem Dramatiker unlösbar. Bald staut seine Rede sich auf in abgebrochenen Sätzen, bald stürmt sie daher in langen

Perioden, die ebenmäßige Wallung des Hexameters geht verloren. — Und dies einfach herzliche Gedicht ging in der Lesewelt fast spurlos vorüber. Ist es doch längst kein Geheimniß mehr, daß das Loos der Gedichte heute in den Händen der jungen Damen liegt. Wirken Tragödien zu aufregend auf die Gemüther der Fräulein — nun, hier ist ein Epos aus der stillen Welt des Hauses, ganz dazu geschaffen, ein einfaches Mädchen sanft zu bewegen. Doch leider, keine Spur von Sentimentalität und augenverdrehender Frömmigkeit; und diese Bäuerin hat so gesunde Nerven, sie untersteht sich sogar, im Grünen zu gebären! Mon Dieu, welche Pensionsdirectrice von Pflichtgefühl darf ihren Zöglingen solche Natürlichkeiten bieten?

Unterdessen reifte langsam des Dichters größtes Werk, die Nibelungen. Wenn der gebildete Durchschnittsmensch heute schon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie mit der Ruhe des Weisen zu sagen liebt: das sind alte Geschichten, der Himmel bewahre uns vor dieser tausendjährigen Hexerei — so können wir nicht bestimmt genug die Ueberzeugung aussprechen: nur wenige moderne Dichter haben die gewaltige Versuchung nicht empfunden, die Gestalten des Nibelungenliedes irgendwie nachzubilden. Da steht sie vor uns, eine jener grandiosen Fabeln, woran die Kunst und der Glaube von Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen hoch erhaben über jeder Anfechtung der Kritik. Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altehrwürdige Werk vor unsere Augen. Seit zwei Menschenaltern erst hat sich die Liebe unseres Volkes wieder der alten Dichtung zugewendet. Seitdem sind die Gestalten des hörnernen Siegfried und der Rächerin Kriemhild einem Jeden eng verwachsen mit jenen ersten Empfindungen der Kindheit, welche ewig frisch bleiben, als wären sie gestern empfunden. Und dieser Schatz gewaltigster menschlicher Leidenschaft, der unsere Maler zu immer neuen Nachschöpfungen reizt, ist uns überliefert in einer poetischen Bearbeitung, die dem feineren Kunstsinne der Gegenwart nimmermehr völlig genügen kann. Denn — zum Schrecken orthodoxer Germanisten sei gesagt, was jedes einfache Gefühl sofort empfindet — neben Stellen von hinreißender Kraft und Schönheit dehnen sich im Nibelungenliede weite Strecken von langweiliger Einförmigkeit. Auch der Inhalt bietet oftmals eine fremdartige, ja feindselige Mischung von altnordischen, deutsch-heidnischen und christlichen Elementen. Die ungeheure Bewegung und leidenschaftliche Wildheit des Stoffes, welchen die epische Form oft kaum be-

wältigen kann, fordert den Dramatiker ebenso laut zum Nachbilden auf wie jene Keime verschlungener eingehender Charakteristik, die sich im Epos nur halb entfalten dürfen. Gründe genug, um in unzähligen modernen Menschen den Wunsch zu erregen, daß die Heldengestalten der alten Sage auf der Bühne erscheinen möchten, wo, nach Hebbels schönem Worte,

wo sich die bleichen Dichterschatten röthen
wie des Odysseus Schaar von fremdem Blut.

Aber wie läßt sich diese ungeheure Fabelwelt dem Verständniß unserer Hörer erschließen? Am nächsten liegt es, durch sorgfältige psychologische Motivirung die alten Recken uns menschlich nahe zu führen. Dieses Weges ist Emanuel Geibel gegangen — und der Erfolg bewies, daß auf solche Weise die finstere Größe des alten Gedichtes gänzlich verloren geht. Wie anders ist Hebbel verfahren! Ein ungeheures Geheimniß bleibt immerdar über den riesigen Gestalten dieser Sage, das keine Kunst unserer helleren Zeit lichten kann. Sollen unsere Hörer an einen Hagen Tronje wirklich glauben, so gilt es nicht ihn hinabzuziehen in unsere Kleinheit und Feinheit, nein, es gilt, ihn noch reckenhafter erscheinen zu lassen und die Wunder der alten Göttersagen, die im Nibelungenliede schon halb verwischt sind, in voller Pracht zu entfalten. Von vornherein muß der Hörer empfinden, daß er die Welt des hellen bewußten Verstandes verlassen hat, daß er unter Menschen tritt, die wahllos, zweifellos, wie die Naturgewalten, das Ungeheure thun, die der vollbrachten Unthat hart und sicher in die Augen sehen und sie auf sich nehmen, wie der Hagen des Liedes, der bei jedem neuen Frevel sich vordrängt und spricht „laß mich den Schuldigen sein“.

Diese Erhöhung der Helden fast über das Maß des alten Liedes hinaus hat Hebbel mit bewundernswürdiger Kunst vollzogen. Wie vertraut sind diese Menschen mit aller Heimlichkeit des Naturlebens. Beredt wird ihre Zunge nur, wenn sie sich erzählen von den Geheimnissen des Waldes, von den Seherworten, die aus dem Nixenbrunnen ertönen, von den Wundern des nordischen Eislandes, von jenen Runen, darüber ein Held vergeblich sinnen mag bis an seinen Tod. Wo es zu handeln gilt, gehen sie ans Werk wortlos, sicher, unentwegt; dann und wann bricht aus den geschlossenen Lippen ein Ausruf jenes gräßlich wilden Humors hervor, der sich schon in dem alten Liede findet, wenn es von Volker spricht:

„das ist ein rother Anstrich, den er am Fidelbogen hat.“

Doch während der Dichter so trotzig allen unseren conventionellen Begriffen ins Gesicht schlägt, ist er um so maßvoller und schonender verfahren, wo er unser sittliches Gefühl zu verletzen fürchten muß. Jener König Gunther, der schon in dem alten Liede eine sehr widerwärtige Rolle spielt und bei jedem Versuche eingehender psychologischer Zergliederung nothwendig ekelhaft erscheinen muß, ist von Hebbel mit sicherem künstlerischen Takte in den Hintergrund geschoben worden. Jung und schwach läßt er den grimmen Hagen gewähren, der ihn und seine Brüder ganz beherrscht. Ebenso ist jener nächtliche Ringkampf auf Brunhilds Lager von Hebbel sehr schamhaft behandelt, und wer sich einmal eingelebt in die wunderbare Luft dieses Dramas, wird ohne jeden Anstoß daran vorübergehen.

Auch daß Hebbel den ganzen Inhalt des Nibelungenliedes in die dramatische Form umgegossen hat, können wir nur billigen. Denn wenn man so gern auf die attischen Dramatiker verweist, die nur einzelne Katastrophen aus der reichen Fülle der homerischen Gedichte sich auswählten, so will diese gelehrte Vergleichung hier nimmermehr passen. Wie Schuld die Schuld gebiert — dies Fortwirken des Frevels, welches in der ursprünglichen Form der Sage, in dem Fluche, den Andwari über das Gold gesprochen, sogar noch schöner ausgedrückt war, bildet recht eigentlich den Kern der Tragik des Nibelungenliedes. Darum müssen wir sehen, wie Siegfrieds Mörder und ihr ganzes Geschlecht untergehen; eine Vision, welche dies nur andeutete, kann uns nicht genügen. Wer diesen Stoff dramatisch gestaltet, muß verzichten auf die concentrirte Schönheit des Einzeldramas, er ist gezwungen zur cyklischen Behandlung. Hebbel griff zur Dreitheilung; er läßt auf ein kurzes Vorspiel „der hörnerne Siegfried" zwei Trauerspiele „Siegfrieds Tod" und „Kriemhilds Rache" folgen. Diese Eintheilung ist eben deshalb ein großes künstlerisches Verdienst, weil der Laie meinen wird, sie verstehe sich von selbst. Sie bietet dem Dichter den Vortheil, daß er, ohne je in undramatische Breite zu verfallen, den reichen tragischen Gehalt seiner Fabel wirklich erschöpfen kann. Es giebt einige Stoffe von so unergründlicher tragischer Tiefe, daß sie unserer Seele bei jeder neuen Betrachtung immer neue und immer ergreifendere Situationen enthüllen. Wer hat das Bild von Paul Delaroche „Maria in ihrem Hause in der Nacht nach der Kreuzabnahme" gesehen, ohne im ersten Augenblick zu erstaunen über die Neuheit der Erfindung und im zweiten ihre Nothwendigkeit freudig anzuerkennen? Und wenn die Bauern von Ober-Ammergau ihr Pas-

sionsspiel aufführen, was ist es, das diese Tausende während langer Stunden in athemloser andachtsvoller Stille fesselt, den blasirten Großstädter so gut wie die schwäbische Bäuerin, die meilenweit gewallfahrtet zu der heiligen Handlung? Es ist nicht blos die einzige Erscheinung, daß hier die künstlerische Kraft, die in den Tiefen unseres Volkes schlummert, frei und freudig aus dem Verborgenen hervortritt; es ist nicht blos die erhabene Weihe, welche der Glaube von Millionen über den grandiosen Mythus von der Kreuzigung Christi ausgegossen hat. Noch ein anderer, ein rein ästhetischer Grund giebt den anspruchslosen Zeilen des alten Dorfschulmeisters eine so mächtig erschütternde Kraft. Jener eine Tag des Todes Christi ist so überschwänglich reich an tragischen Momenten, daß der Nachdichter nicht nöthig hat, zu jenen Verkürzungen zu greifen, welche das Drama insgemein verlangt. Stunde für Stunde vielmehr des schmerzenreichen Tages geht in jenem Passionsspiele an uns vorüber. Also hat der Zuschauer den zweifachen Genuß der tragischen Erschütterung und zugleich der vollen ungetrübten Naturwahrheit; denn auch jener letzte Schein des Absichtlichen, der nach Goethes tiefem Worte jedem Kunstwerke anhaftet, verschwindet bei dieser glücklichen Fabel. Einen ähnlichen Moment voll unerschöpflicher Tragik bietet die Nibelungensage in dem Morgen nach Siegfrieds Ermordung, und Hebbel hat verstanden, die Gunst der Fabel auszubeuten. Kein Augenblick des Grausens wird uns erlassen von der Stunde an, da Kriemhild erwacht und der Kämmerling über den todten Mann vor der Thür stolpert, bis zu jener schrecklichen Todtenprobe, da der grimme Hagen unerschüttert ruft:

das rothe Blut! Ich hätt' es nie geglaubt,
nun seh' ich es mit meinen eignen Augen.

In solcher Weise ist der fünfte Act von Siegfrieds Tod das Schönste geworden, was Hebbel je geschrieben.

Wenn Hebbel in klarer und berechtigter Absicht das Maßlose, das Reckenhafte seiner Helden in den gewaltigsten Umrissen gezeichnet hat, so war sein Plan doch keineswegs, uns durch das Fremdartige dieser Erscheinungen lediglich in Erstaunen zu setzen. Nein, wir sollen empfinden, dies ist das Geschlecht der Heiden, der Gewissenlosen, das einer neuen reineren Menschheit die Stätte räumen soll. Darum hat er jene Spuren des Christenthums, welche in das Nibelungenlied hineinspielen, weiter verfolgt und den Heiden Hagen in grimmer Feindschaft der

Kirche gegenübergestellt. Zuletzt, als die Heiden sich hingemordet, ergreift der Christ Dietrich von Bern das Scepter der Welt

„im Namen Dessen, der am Kreuz verblich“.

Dies war sicherlich der einzige Weg, um das Entsetzen dieser Fabel zu einem für das moderne Bewußtsein versöhnenden Abschlusse zu führen. Dennoch liegt hier eine Schwäche des Werkes. Die christlichen Elemente treten im Verlaufe der Handlung so wenig hervor, Dietrich selbst greift so wenig in das Spiel ein, daß sein letztes Aufsteigen fast wie ein symbolischer Zug, zum mindesten nicht als eine Nothwendigkeit erscheint. Der ruhige gewaltige Alte des Nibelungenliedes ist uns verständlicher als dieser Dietrich, der so befremdlich mitten inne steht zwischen der heidnischen und der christlichen Welt.

Doch gerade vor diesem schönen Drama haben wir aufs Neue empfunden, wie ganz eigen unser Volk zu seiner Geschichte steht, wie vertraut und zugleich wie fremd die Jugend unseres Volkes uns erscheint. Jene jugendliche Naivetät des Naturlebens, welche sich im Drama schon wegen seiner klaren bewußten Kunstform nur leise andeuten läßt und nur in der Breite des Epos zu ihrem vollen Rechte kommt — sie ist es, die noch heute das Gemüth des Deutschen zu seinen alten Mythen hinzieht. Was aber des Dramatikers eigentliche Aufgabe bildet, das Gemüthsleben dieser epischen Zeit, das ist uns in solchem Maße fremd geworden, daß wir dreist behaupten können, ein Trauerspiel aus der französischen oder italienischen Gegenwart dürfe sich heute mit größerem Rechte ein deutsches Trauerspiel nennen als eine Dramatisirung der Nibelungensage.

Dem Dramatiker sind, weil seine Kunst gewaltiger als irgend eine andere den ganzen Menschen erschüttert, engere Schranken gesetzt bei der Wahl seiner Stoffe als dem Maler oder dem erzählenden Dichter; und dieser Einsicht voll hat sicher schon mancher moderne Poet der reizenden Versuchung dieser Fabel widerstanden. So gewiß wir beim Hören von Uhlands Ballade „Jung Siegfried“ uns willig in die alte Wunderwelt versenken, ebenso gewiß ruft das Drama den Verstand zum schonungslosen Mitsprechen auf. Indem Hebbel seine Recken gänzlich aus der Welt unsers Denkens und Empfindens heraushob, hat er zwar den einzigen Ton angeschlagen, der diesem Stoffe geziemt, doch er hat zugleich verzichtet auf die höchste Lust des Dramatikers, daß die Hörer fortwährend mit seinen Helden leiden und denken, sie treiben oder zurückhalten möchten. Allerdings bietet dies Drama auch mehrere Cha-

raktere, welche uns völlig verständlich sind, namentlich den Charakter der Kriemhild, den nach unserem Gefühle schönsten des Werkes, — wie ja auch Shakespeare in dieser alten Sagenzeit mehrere Stoffe von rein menschlichem für alle Zeiten giltigem Gehalte gefunden hat. Aber daneben stehen sehr viele Züge eines halb bewußtlosen Menschenlebens, das „keinen Grund braucht" für sein Handeln, während der heutige Zuschauer sich doch fortwährend im Stillen nach den Gründen fragt.

Und untersuchen wir, was Hebbel neu geschaffen hat in dem alten Stoffe, so finden wir zwar einzelne überraschend feine Motivirungen, welche das Lied gar nicht oder nur leise andeutet, wir sehen Brunhilds geheime Liebe zu Siegfried, wir erfahren, daß die Eifersucht Kriemhild bewog, ihre Schwägerin zu schelten, und daß der Neid der letzte Grund des Hasses ist, den Hagen gegen Siegfried hegt, aber wir können nicht sagen, die Helden seien uns in dem modernen Drama vertrauter geworden als in dem alten Liede. Unvermeidlich vielmehr treten in dem Drama einige moderne Züge störend hervor: die alten Recken beurtheilen sich gegenseitig mit einer bewußten Klarheit, welche zu ihrem eigenen Thun wenig stimmt, und wenn Brunhild zu Gunther spricht:

in dir und mir
hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
den Kampf um's Vorrecht ausgekämpft —

so offenbaren auch diese Worte ein helles Bewußtsein, das wir der Königin von Isenland nicht zutrauen. Gestehen wir also: wenn uns die Lust anwandelt uns zu erfreuen an der Größe unserer Sagenzeit, so greifen wir lieber zu dem Nibelungenliede selber, als zu dem neuen Drama. Denn in einer Erzählung vergangener Thaten nehmen wir Vieles arglos und willig hin, was uns in der unmittelbaren Gegenwart des Dramas verletzt, und während die Mängel des alten Liedes uns nur wie das Blei erscheinen, worein die Natur das Silber verborgen hat, machen die Mängel des modernen Werkes den Eindruck einer fremden künstlichen Zuthat. Der Dichter hat das Mögliche geleistet, aber er hat gewisse Bedenken nicht überwinden können, welche nothwendig gegeben sind durch die ungeheure Kluft, die unser Empfinden von dem Seelenleben der epischen Tage trennt.

So war dem kräftigen Manne doch gelungen, das Echte seines Wesens der Mitwelt zu offenbaren, und auch sein letztes Werk gab ein Zeugniß von der Läuterung dieses Geistes. Er nahm die Fabel des Schillerschen Demetrius wieder auf; doch Schillers Drama einfach

fortzusetzen kam ihm nicht bei: „ich könnte ebensogut da zu lieben anfangen wo ein Anderer aufgehört hat." In seinen jungen Jahren wäre ihm unzweifelhaft der verzwickte Charakter eines tugendhaften Betrügers ein reizender Vorwurf gewesen; jetzt stand er anders zu den sittlichen Fragen. Sein Sinn war jetzt so ganz auf das einfach Edle gerichtet, er empfand so lebhaft die Gemeinheit, die in jedem Betrüger liegt, daß ihm sogar Schillers Idealismus nicht mehr genügte. Schiller wäre, erklärte er oft, mit seinem Betrüger nicht zu Ende gekommen. Er faßte den Demetrius als den Betrogenen, der erst ganz zuletzt, da er nicht mehr zurück kann, seine eigene Schuld erfährt, und stellte den Usurpator so rein und edel hin, daß ich fast zweifle, ob nicht das vollendete Werk an dramatischem Interesse ebensoviel verloren hätte als der Held an Tugend gewann. Hebbels realistischer Sinn zeigt sich diesmal nur in der drastischen Schilderung des slawischen Volkslebens, die unser deutsches Gefühl fremdartig berührt. Ueberhaupt liegt über dem tief durchdachten Werke eine seltsame Kälte; unter den Vielen, welche sich an dieser erhabenen Schicksalstragödie versucht haben, reicht Keiner an Schillers feurige schwungvolle Weise heran.

Das Gedicht abzuschließen war dem Dichter nicht vergönnt. Eben jetzt begann die Welt dem lange Verkannten zu danken, da warf ihn eine tödliche Krankheit nieder. Er hörte noch auf dem Krankenbette, seinen Nibelungen sei der große Berliner Dramenpreis zuerkannt worden. Die Antwort, die er dem Boten gab, ist wie der letzte Pinselstrich zu dem Charakterbilde des düsteren schwer kämpfenden Mannes, der die helle Lust am Leben niemals ganz gekostet hat. Er sagte trüb: „Das ist Menschenloos. Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher." —

Das

constitutionelle Königthum in Deutschland.

Ein lang entbehrtes Gefühl stolzer Sicherheit erfüllt dem Deutschen die Seele, der heute von vaterländischen Dingen zu reden unternimmt. Was die Besten unseres Volks, gelästert und verhöhnt, in langen schweren Jahren forderten und hofften, ist zur Wahrheit geworden: der deutsche Staat steht aufrecht, frei von unheimischen Gewalten, eine Macht im Rathe der Völker. Und wie der Gedanke der Befreiung von Oesterreichs Herrschaft unter den Liberalen entstand, von ihnen erst hinüberdrang in jene conservativen Kreise, die ihn zu verwirklichen verstanden, so ist auch die Erfüllung des Traumes dem Liberalismus vornehmlich zu gute gekommen. Während alle Staaten des romanischen Stammes an arger Zerrüttung kranken und in Oesterreich eine unerhörte Selbstberäucherung den Zerfall des Gemeinwesens kaum mehr zu verbergen vermag, hat der norddeutsche Reichstag geräuschlos, mit deutscher Bescheidenheit, eine Epoche tiefeinschneidender Reformen eröffnet, welche sich mit den fruchtbarsten Zeiten der preußischen Politik messen darf und in der Geschichte des deutschen Gesammtstaats ohne Gleichen dasteht. Mögen Thoren und Verräther über den Cäsarismus der deutschen Makedonier jammern, der besonnene Patriot kann nicht bezweifeln, daß unser Vaterland in seiner neuen Geschichte niemals mächtiger und niemals freier war als unter dem norddeutschen Bunde. Thuen wir alle unsere Pflicht und bleibt die Barmherzigkeit des Schicksals, die in diesen letzten Jahren so wunderbar über uns gewaltet hat, uns auch fernerhin gewogen, so wird der deutsche Staat die schwerste Aufgabe moderner Politik — das große Räthsel, wie sich Staatsmacht und Volksfreiheit versöhnen lasse — glücklicher lösen als irgend ein anderer Großstaat des Festlands.

Das alte Sprichwort, daß Niemand ein großer Mann sein könne für seinen Kammerdiener, gilt von den Völkern wie von den Einzelnen.

Nur der große Sinn versteht die große Erscheinung. Allenthalben, in jeder entscheidenden Epoche der neuen Geschichte begegnet uns die Klage, daß die große Zeit ein kleines Geschlecht finde. Der Durchschnitt der Menschen lebt am Tage den Tag. Die gehobene Stimmung des Spätjahres 1866 ist in Norddeutschland längst verflogen; die Sorge um die schweren Gebrechen, die unserem Gemeinwesen noch anhaften, der Zorn über die Hemmnisse, die sich den tausend gerechten und ungerechten Wünschen einer rastlos arbeitenden Gesellschaft entgegenstellen, verstimmt und drückt die Geister. Es ist das schöne Vorrecht der Wissenschaft, die Dinge im Großen zu sehen, über die Nöthe des Augenblicks sich zu erheben. Unverkennbar redet heute aus den besseren Werken unserer Staatswissenschaft jenes ruhige nationale Selbstgefühl, das einem aufstrebenden Volke geziemt und in der Tagespresse allzu oft von den lauten Klagen des Parteihasses übertäubt wird. Unsere Wissenschaft ist der vergleichenden Methode, die sie immer liebte, treu geblieben; doch sie will nicht mehr fremde Institutionen blindlings in die Heimath hinübertragen, sie betrachtet das Ausland, damit wir durch die Vergleichung unsere Eigenart mit klarem Bewußtsein verstehen lernen.

Auch diese Blätter wollen einen Beitrag geben zur vergleichenden Staatswissenschaft. Die Abhandlung über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus versuchte die Frage zu beantworten, warum das Unternehmen, den napoleonischen Beamtenstaat mit constitutionellen Institutionen zu verbinden, vollständig scheitern mußte; hier sollen die Folgerungen gezogen werden, welche sich daraus für das deutsche Staatsleben ergeben. Nichts liegt mir dabei ferner als der vorwitzige Gedanke, jene hundert deutschen Verfassungsideale, welche vor Zeiten von unseren Gelehrten aufgebaut wurden, durch ein hundertunderstes zu vermehren. Die unschuldigen Tage sind Gott sei Dank dahin, da man noch wähnte, das Verfassungsleben der Völker richte sich nach den Einfällen einzelner Köpfe. Noch immer gilt die norddeutsche und die preußische Verfassung einem großen Theile des Beamtenthums als eine ärgerliche Last, noch hegt die Masse des Volks kein unerschütterliches Zutrauen zu den parlamentarischen Institutionen. Aber selbst die Eigenrichtigkeit des deutschen Individualismus hat sich endlich der Nothwendigkeit gebeugt; alle Parteïen haben diese Grundgesetze ehrlich angenommen, bis auf ein kleines Häuflein unverbesserlicher Reaktionäre und eine etwas zahlreichere, aber gänzlich ohnmächtige Schaar radikaler Schwärmer. Jede Untersuchung über

das deutsche constitutionelle Königthum hat sich also bescheiden an die Frage zu halten, welcher Ausbildung diese Grundgesetze bedürfen.

Kürze der Darstellung rechtfertigt sich von selbst auf einem tausendmal bearbeiteten Boden, wo unsere Füße allenthalben auf massenhaften literarischen Schutt stoßen. Da auf dem Gebiete der constitutionellen Theorie fast allein der Liberalismus sich productiv gezeigt hat, während die Conservativen sich wesentlich abwehrend verhielten, so muß sich auch die Kritik vornehmlich gegen liberale Irrthümer richten; sie darf nicht zurückschrecken vor dem Schlagworte, das heute unter den Liberalen benutzt, wird um jeden unabhängigen Gedanken niederzuschreien, vor der Phrase: mit solchen Ansichten ist man nicht mehr liberal! Wahrhaftig, der deutsche Liberalismus hätte sich selbst gerichtet, wenn er nach einer Revolution, in einer gewaltigen Zeit, die auf allen Gebieten des staatlichen Lebens neue Fragen aufwirft, allein die Sätze seines alten Parteikatechismus behüten wollte vor der großen Bewegung der Geister. Wir bedürfen vorderhand mehr der kalten Selbstprüfung als neuer Gedanken; denn ein langes Programm berechtigter Forderungen, bedeutsam genug ein Menschenalter mit fruchtbarer politischer Arbeit zu erfüllen, liegt noch vor uns, und für seine Erweiterung wird die wachsende Zeit von selber sorgen. Wir müssen den tapferen Entschluß finden, zu verzichten auf einige falsche Ideale und manche alte Irrthümer offen einzugestehen, welche, durch die Zerfahrenheit des deutschen Lebens fast nothwendig hervorgerufen und einst von Tausenden getheilt, heute Niemand mehr zur Beschämung gereichen können. Ueberblicken wir vorerst die Entwicklungsstufen, welche das deutsche constitutionelle Leben bisher durchmessen hat. —

Nur das Eindringen des römischen Privatrechts in die Rechtsordnung der modernen Völker bietet ein würdiges Gegenbild zu jener unhemmbaren Bewegung, welche seit drei Menschenaltern alle gesitteten Staaten Europas zwingt, die Grundgedanken des englischen Staatsrechts bei sich aufzunehmen und neu zu gestalten. Eine so grandiose Erscheinung kann nur einer tiefen historischen Nothwendigkeit, einem allgemein verbreiteten praktischen Bedürfniß entsprungen sein, nimmermehr einem theoretischen Irrthum. Doch den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gab allerdings die Theorie Montesquieu's, und das constitutionelle Leben aller Staaten des Festlandes krankt bis zur heutigen Stunde an den Nachwehen seiner doktrinären Anfänge. Was gab dem verrufenen sechsten Capitel im elften Buche des „Geistes der Gesetze“

einen so unwiderstehlichen Reiz für festländische Leser? Doch sicherlich der mannhafte Rechtssinn, der aus den vielgescholtenen „entnervenden" Theorien sprach. Ein ehrenfester Vertreter des altfranzösischen Richterstandes erkannte Montesquieu scharfsinnig die vollendete Unsicherheit des öffentlichen Rechts als den Grundschaden seines heimischen Staats, und indem er an England das unerschütterliche, durch feste Institutionen gesicherte Ansehen der Gesetze bewundert, wies er den Zeitgenossen ein neues und echtes Ideal — ein welthistorisches Verdienst, das dem geistreichen Manne kein verspäteter Tadel schmälern soll. Wer freilich bei Montesquieu eine treue Schilderung der englischen Verfassung sucht, der wird jenem folgenreichen Capitel nur eine glänzende Stelle in der langen Geschichte menschlicher Irrthümer anweisen können. Denn mit merkwürdiger Sicherheit fand der Vater der constitutionellen Doktrin das genaue Gegentheil der Wahrheit heraus: er übertrug die aristotelische Lehre von den drei Staatsgewalten auf England und meinte die absolute Trennung der Gewalten verwirklicht zu sehen in einem Gemeinwesen, dessen executive Gewalt mit der gesetzgebenden auf das Engste verbunden war; er wähnte das Staatsideal des Polybios, den aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischten Staat wiederzufinden in dem hocharistokratischen Inselreiche. Und wie um sich selbst zu verhöhnen schloß er also: wenn in England der Monarch beseitigt und die ausführende Gewalt einigen aus dem gesetzgebenden Körper entnommenen Personen anvertraut würde, dann gäbe es dort keine Freiheit mehr — und doch war gerade diese Aufhebung der Freiheit in dem England, das „die Freiheit wie in einem Spiegel zeigen" sollte, fast vollständig durchgeführt! Noch unheilvoller als das gründliche Mißverstehen der englischen Institutionen wirkte Montesquieu's mechanische formalistische Auffassung vom Staate. Ihm ist die Freiheit lediglich die gesicherte Ausübung des Gesetzes, gleichviel welchen Inhalt dies Gesetz habe; seine drei Gewalten erfüllen nicht irgend welche positive Aufgabe, sie sollen nur durch Druck und Gegendruck einander in Schranken halten. Er ahnt nicht nur nichts von der Selbstverwaltung, er kennt nicht einmal den Begriff der Verwaltung. Er unterscheidet die gesetzgebende, die richterliche und eine dritte Gewalt, welche die „vom Völkerrechte abhängenden" Angelegenheiten ausführt; diese Vertretung des Staats nach außen nennt er nachher schlechtweg die ausführende Gewalt. Also geht ihm der beste Inhalt des inneren Staatslebens verloren. Jedermann weiß, wie diese aus

einer großen Wahrheit und vielen ungeheuerlichen Irrthümern zusammengesetzte Lehre nunmehr ihren Siegeszug durch Europa hielt. Die Briten wiederholten dankbar in ihren Lehrbüchern die Gedanken des Fremden, der so viel unerwartete weise Berechnung in ihrer heimischen Verfassung entdeckt hatte; der Realismus ihrer praktischen Staatskunst freilich ließ sich in seinem großen Gange durch die graue Theorie nicht stören. Für das Festland wurde de Lolme der wirksamste Apostel Montesquieu's. Der Genfer Republikaner verstand die Aphorismen des Franzosen zu erweitern und den Vorstellungen der aufgeklärten Zeitgenossen anzuschmiegen, brachte auch einige neue Gedanken hinzu, so den Begriff der Initiative*).

Diese constitutionellen Theorien durchkreuzte bald Rousseau's Lehre von der Volkssouveränität — eine Doktrin, die man viel zu nachsichtig beurtheilt, wenn man ihr nachsagt, sie führe zur Anarchie, also mittelbar zum Despotismus. Sie ist vielmehr selber despotisch in ihrem Kerne, denn sie begründet die Allmacht des Staats. Rousseau's „allgemeiner Wille“ schaltet untheilbar, unumschränkt; keine Minderheit, keine Gemeinde, keine Landschaft kann in diesem Staate der absoluten Gleichheit ein selbständiges Recht behaupten neben den Mehrheitsbeschlüssen des souveränen Volks.

Die Geschichte der politischen Theorien ist noch immer das am ärgsten verwahrloste Gebiet der Staatswissenschaften; zu den vielen ungelösten Fragen, welche sie noch bietet, zählt auch die Aufgabe, im Einzelnen nachzuweisen, wie die ersten Gesetze der Revolution versuchten die Gedanken Montesquieu's und Rousseau's zu verschmelzen. In der Verfassung von 1791, die den langen Zug der festländischen Constitutionen eröffnete, standen die Ideen der Gewaltentheilung und der schrankenlosen Volkssouveränität — zwei Gedankenreihen, welche sich in Wahrheit ausschließen — unvermittelt neben einander. Im praktischen Staatsleben erwies sich natürlich der Gedanke der Gleichheit und der Staatsallmacht bald als der stärkere. Jener ungeheure Trugschluß Rousseau's, daß, wo Alle gleich sind, ein Jeder sich selber gehorche, wurde das Gemeingut der Nation. Die Revolution fegte alle die selbständigen Gewalten hinweg, welche innerhalb des Staates noch bestanden, alle die puissances

*) Ce que j'appellerai l'initiative. De Lolme, constit. d'Angl. London 1785. I. 204.

intermédiaires, welche Montesquieu als Mittelglieder zwischen der Staatsgewalt und dem Einzelnen gefordert hatte; sie vollzog damit unleugbar das Gebot der Nothwendigkeit, denn von den Institutionen des alten Regime's war nichts mehr haltbar. Ueber die Millionen der vereinzelten und gleichen Individuen erhob sich jetzt der Convent — Rousseau's allgemeiner Wille, die schrankenlose demokratische Staatsgewalt. Der erste Consul gab endlich dieser allmächtigen Staatsgewalt die allein folgerechte, wohlgeordnete Form: der Erwählte der Nation schaltete fortan mit einem willenlosen Beamtenthum unumschränkt im Namen des souveränen Volks. Nach dem Sturze des Imperators begannen abermals die Versuche, die festgewurzelte Allmacht der Staatsgewalt mit dem Gedanken der Gewaltentheilung, den sogenannten englischen Institutionen, zu verschmelzen, und nunmehr drangen die aus so grundverschiedenen Quellen entsprungenen Ideen des französischen Constitutionalismus auch nach Deutschland hinüber. —

In unserem Vaterlande hatte sich inzwischen eine tiefe und ernste politische Gedankenarbeit vollzogen, ein friedliches Schaffen, nicht minder bewunderungswürdig als jene Triumphe der deutschen Waffen, die das napoleonische Weltreich zertrümmerten. Unsere Denker eroberten der Welt die Idee des Volksthums, des nationalen Staates, die das philosophische Jahrhundert nicht kannte. Aus den Tiefen des deutschen Geistes entsprang jene historische Rechtsschule, welche das Rechtsleben der Völker als ein ewiges Werden begriff und den Staat von den prunkenden Schauspielen der Codificationen und Verfassungsverleihungen hinweg auf die bescheidene Bahn unablässiger Einzelreformen verwies. Für die praktische Bewährung dieser deutschen Staatsgesinnung, welche „das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln" wollte, bot Preußen den natürlichen Boden — das einzige Gemeinwesen, das sich in jenen napoleonischen Tagen seine deutsche Eigenart bewahrt hatte, zugleich ein Staat, der trotz seiner Jugend einen streng historischen Charakter trug. Denn stätig und gesetzmäßig, im scharfen Gegensatze zu den jähen Sprüngen der französischen Staatsumwälzungen, hatte sich die innere Entwicklung dieser Monarchie bisher vollzogen. Nachdem der große Kurfürst ihre weithin versprengten Gebiete zu einer Staatseinheit zusammengefaßt, schuf Friedrich Wilhelm I. die Grundzüge einer modernen Verwaltung, Friedrich der Große fügte die gesicherte Rechtspflege, die Anfänge der geistigen Freiheit hinzu. So gründete die Krone den Rechtsstaat, bereitete den Boden für den Ver-

fassungsstaat. Dem Volke, das inzwischen, nach Steins Worten, wurde, Wohlstand und Bildung „sich über den Zustand der Sinnlichkeit er-hoben hatte," durfte die selbstthätige Theilnahme an der Staats-regierung nicht mehr versagt werden. Aber die Zeit, da dieser noth-wendige Schritt in Frieden geschehen konnte, ging ungenutzt vorüber. Die Katastrophe von Jena züchtigte den Staat, der sich selber untreu geworden. Erst der Zusammenbruch der alten Ordnung gewährte dem Freiherrn vom Stein freie Hand für seine Reformen.

Angeregt durch das kräftige Gemeindeleben einzelner westphälischer Städte, doch ohne genaue Kenntniß von der englischen Selbstverwal-tung, wesentlich geleitet durch einen genialen Instinkt, schuf Stein die Städteordnung von 1808 — eine durchaus schöpferische That, ohne Vorbild in dem neuen Europa, und doch ein Werk conservativer Politik, das an uralte unvergessene Ueberlieferungen unserer Geschichte an-knüpfte. Deutschland rettete mit der Idee des nationalen Staats auch den Gedanken der Selbstverwaltung für das Festland; Steins Städte-ordnung und die ihr folgenden Gesetze sind durch zwei Menschenalter der bewährteste, bestgesicherte Theil deutscher Volksfreiheit geblieben. Ein glücklicher praktischer Blick hieß den Minister sein Werk bei den Städten beginnen, deren gesittete, nicht durch sociale Gegensätze zer-klüftete Bevölkerung den Gedanken der freien Verwaltung weit leichter verwirklichen konnte als das Landvolk jener Tage. Neben die Städte-ordnung sollte sodann eine neue Gemeindeordnung für das flache Land treten; darüber Regierungen mit Zuziehung von Notabeln aus den besitzenden Klassen; über diesen: Provinzialbehörden mit Landständen; zuletzt, nach Vollendung dieses Unterbaues, Reichsstände, als „eine Stütze für die Krone", als das unumgängliche Mittel, „den National-geist zu erwecken und zu beleben". So war der Plan entworfen für eine Umgestaltung von unten nach oben, ein Plan, der an die alten kühnen Reformgedanken Turgots erinnerte, doch sie weitaus überbot in seiner einfachen Größe, seiner folgerechten Klarheit. Der Gegen-satz deutscher und französischer Staatsgesinnung spiegelt sich auch getreulich wieder in den leitenden Männern: während in Frankreich der Erwählte des Volks durch abhängige Werkzeuge die neue Staatsord-nung vollendete, waren die Gedanken der deutschen Reform das ge-meinsame Werk einer dichten Schaar stolzer selbständiger Köpfe.

Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag dem auf das Concrete gerichteten, allen Abstractionen abgewandten Sinne

Wer aber die Summe zieht aus den Werken
...orn, aus den Entwürfen, Briefen und Denk-
...Gneisenau, Vincke, Niebuhr und ihren Ge-
...ı, daß der politische Idealismus der Deutschen
...t hat. Erst die Gegenwart beginnt diesen
...t recht zu würdigen; jeder Fortschritt des
... uns zu ihm zurück. Recht eigentlich die Grund-
...n moderner germanischer Volksfreiheit traten in jenen reichen Tagen auf unserem Boden hervor, mit preiswürdiger Bescheidenheit, noch vielfach unklar und ungesichtet — Gedanken zu tief und groß, um einer Partei als Stichwort zu dienen, und ebendeshalb von seltener Lebenskraft, einer allseitigen Entwickelung fähig. Enthält doch Franz Lieber's schönes Werk on civil liberty and selfgovernment — sicherlich das geistvollste Buch, das zur Verherrlichung der nordamerikanischen Demokratie geschrieben worden — nichts anderes als eine kühne und eigenthümliche Ausbildung Niebuhr'scher Ideen. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das schlichte deutsche Pflichtgefühl entgegen, dem Dilettantismus der Staatsphilosophen der geübte Blick staatskundiger Beamten, die von dem freien Bürger verlangten, er solle „das Regieren handanlegend lernen". Es kommt, sagte Niebuhr, mehr darauf an, ob die Unterthanen in den einzelnen Gemeinden und Landschaften sich unmündig befinden, als darauf, ob die Grenzen zwischen der Gewalt der Regierung und der Repräsentation etwas weiter vorwärts oder zurück gezogen sind.

Die Unabhängigkeit des Vaterlandes blieb der leitende Gedanke der ganzen Richtung, er stand allem ihrem Thun und Sinnen so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß selbst Vincke's streng sachliche Abhandlung über die englische Selbstverwaltung, als eine unzweideutige Kriegserklärung gegen die französisch-westphälische Bureaukratie, unter der napoleonischen Herrschaft nicht gedruckt werden durfte. Und trotz ihres grimmigen Hasses gegen Frankreich bewahrten sich diese herrlichen Männer doch die unbefangene Billigkeit deutschen Urtheils: sie lernten von dem Feinde, trugen dankbar die probehaltigen Ergebnisse der Ideen von 89 in die Heimath hinüber. Die große Nacht des 4. August fand in Preußen eine bescheidene Nachahmung; eine sociale Revolution zerbrach die alte ständische Gliederung, befreite den Landmann, schenkte dem Handwerker den fessellosen Betrieb des Gewerbes,

begann die Entlastung des Grundes und Bodens. Zugleich wurde, nach dem Vorbilde des ersten Consuls, das Realsystem, die Einheit der Verwaltung folgerecht durchgeführt. In allen Zweigen des Staatslebens rührte sich eine gesunde Kraft des Schaffens. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, der im Wesen dieses Staates lag und schon unter dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. in unreifen Versuchen sich geregt hatte, ward jetzt verwirklicht mit jener Kühnheit, die der Noth entspringt, und dergestalt den berechtigten demokratischen Kräften der Nation eine große Zukunft eröffnet. An der Bildung und Sittigung des bewaffneten Volkes arbeitete längst die Volksschule; der Staat rühmte sich, daß er zuerst in Europa seinen Bürgern den Schulzwang auferlegt habe. Jetzt galt es diese altpreußischen Grundsätze fortzubilden, das vom Staate geleitete preußische Unterrichtswesen zu erheben zu „einem Vorbilde für Deutschland"; nach diesem Ziele trachtete der edle Ehrgeiz der Wilhelm Humboldt und Süvern.

Die Reformgedanken Steins und Hardenbergs standen hoch über ihrer Zeit. Das Heldenvolk, das siegreich zurückkam von den Schlachtfeldern der Befreiungskriege, blickte mit rührendem Vertrauen zu seiner alten Krone auf, doch die Blüthe seiner Jugend war gesunken und wer heimkehrte war müde bis zum Tode. Jahrzehnte saurer wirthschaftlicher Arbeit genügten kaum die Wunden auszuheilen, die der fürchterliche Krieg geschlagen. Zwar die Zeit war vorüber, da die norddeutschen Staatsgelehrten das Werk de Lolme's mit vornehmer Geringschätzung besprachen; die constitutionelle Doktrin hatte längst Eingang gefunden bei den Gebildeten. Doch der französische Haß gegen den Absolutismus fand in Preußen noch keinen Boden; feste Parteimeinungen, die den Willen der Krone beengt hätten, bestanden nirgends. Ebendeshalb war jetzt oder niemals die Stunde gekommen, um im Geiste der strengmonarchischen Geschichte dieses Staates, durch einen freien königlichen Entschluß das Werk der Reform zu Ende zu führen, die feierlich verheißenen Reichsstände zu berufen. Also durch den Willen der Krone in die Reihe der constitutionellen Staaten eingeführt konnte Preußen eine beneidenswerthe Mittelstellung behaupten zwischen den erstarrten Reichen des Ostens und den krampfhaft erregten romanischen Völkern — ein grunddeutscher Staat und doch nicht selbstgefällig abgeschlossen von den Gedanken des Auslands. Wer bestreitet jetzt noch, daß ein solcher Entschluß von solchen Männern vollführt unserem Vaterlande ein Menschenalter tastender Versuche erspart hätte?

Der große Augenblick ward versäumt, und wir leiden noch heute unter dem Unsegen der alten Unterlassungssünde. Allerdings drängt sich grade bei der Betrachtung der nun folgenden öden Epoche die Wahrheit auf, daß jedes ernste historische Urtheil zweiseitig sein muß. Die Zeit war noch nicht ganz vorüber, da der Absolutismus auf deutschem Boden schöpferisch wirken konnte. Es galt zunächst, die volle Hälfte der Monarchie, Lande von grundverschiedenen Ueberlieferungen, zu organisiren und in den Rahmen der preußischen Verwaltung aufzunehmen, das ungeheure Wagniß der allgemeinen Wehrpflicht in einer schwunglosen Friedenszeit durchzuführen, die Union der evangelischen Kirche, diesen alten Lieblingsgedanken der Hohenzollern, zu verwirklichen, die freie Verwaltung der Städte auszubilden. Unleugbar ward die Lösung aller dieser Aufgaben weit schwieriger, wenn die zahllosen verletzten Interessen der Gesellschaft in einem Parlamente mit der Wucht der Leidenschaft sich äußern konnten, wenn der Parteihaß des constitutionellen Lebens schon in die Anfänge der Gemeindefreiheit verfälschend eingriff. Auch die größte That der deutschen Politik jener Tage, die Gründung des Zollvereins, war die Schöpfung eines monarchischen Beamtenthums, das die volkswirthschaftliche Durchschnittsbildung der Zeitgenossen weit übersah; sie wurde unmöglich oder doch arg erschwert, wenn zu dem partikularistischen Widerstande der süddeutschen Kammern auch noch die Opposition eines preußischen Landtags hinzutrat. Unter dem Schutze einer musterhaften Verwaltung wuchs ein wohlhabendes, wehrhaftes, hochgebildetes Volk heran. In diesen stillen Jahren wurden die politischen Kräfte gesammelt, welche dereinst auf den böhmischen Schlachtfeldern sich herrlich offenbaren sollten.

Doch mit alledem wird die Politik der letzten fünfundzwanzig Jahre König Friedrich Wilhelms III. nimmermehr gerechtfertigt. Der ehrwürdige alte Herr schuldete die Volksgunst, die ihm bis an sein Ende treu blieb, seinen Schwächen ebensosehr als seinen Tugenden. Recht als das Ideal eines deutschen Kleinfürsten erschien dieser Herrscher eines mächtigen Reiches, gerecht, pflichtgetreu, uneigennützig, doch ganz unberührt von jenem großen Ehrgeiz, dessen jede Großmacht bedarf. Eben diesen Fehler dankte ihm sein Volk. Der preußische Staat war längst daran gewöhnt, daß alle die Bruchstücke deutscher Nation, die er erwarb, sich nur mit tiefem Herzeleid von ihrem altgewohnten Kleinleben trennten und erst nach Jahren sich in das größere Gemeinwesen einwohnten. Auch diesmal galt noch lange von den neuen Provinzen: den Kleinstaat sind wir

los, die Kleinstaaterei ist geblieben. Wehmüthig dachte der Obersachse seines Rautenkranzes, der Rheinländer blickte stolz aus dem lichten Tage seiner französischen Aufklärung hinüber in die tiefe Nacht des Ostens, und in Schwedisch-Pommern sang Kosegarten seufzend: „ja unter den drei Kronen ließ es sich ruhig wohnen." Der König war befriedigt, als endlich diese Erinnerungen langsam verblaßten und ein neues Geschlecht die Wohlthaten der preußischen Herrschaft dankbar anerkannte. Doch der Gesichtskreis der ungeheuren Mehrzahl blieb noch immer auf die heimische Provinz beschränkt, und innerhalb dieses Particularismus der Landschaften entfaltete sich der Sondergeist zahlloser Gemeinden — eine Ueberfülle centrifugaler Kräfte, wovon die Schwätzer, die über die undeutsche Centralisation des preußischen Volkslebens jammern, sich gar nichts träumen lassen. Solches Gewirr particularistischer Mächte bedurfte der Erziehung zur Staatseinheit, zur lebendigen Staatsgesinnung, und zu diesem Ziele führten nur zwei Wege: ein großer begeisternder Krieg oder — die anhaltende Gemeinschaft politischer Arbeit, die der Verfassungsstaat gewährt.

Nur als constitutioneller Staat konnte Preußen sich einen wahrhaften Mittelpunkt, eine Hauptstadt bilden. Das Berlin jener Tage, dessen öffentliches Leben in Gemeindeinteressen, literarischen Händeln und Theaterklatsch aufging, blieb trotz seiner Hunderttausende eine Mittelstadt. Sobald dies tapfere Volk in der parlamentarischen Arbeit seine eigene Kraft kennen lernte, mußten die kühnen nationalen Hoffnungen der Befreiungskriege unfehlbar wieder erwachen: jene zurückhaltende auswärtige Politik, die dem verfaulten österreichischen Staate eine so unnatürliche Machtstellung einräumte und in schwierigen Fällen sich mit dem königlichen Worte tröstete: „das verstehen sie in Wien besser" — sie war in einem constitutionellen Preußen auf die Dauer unmöglich. Nur an einem absoluten Hofe konnte jener räthselhafte Dualismus gedeihen, der die gesammte Regierung Friedrich Wilhelms III. durchzog. In Einem Cabinete standen neben einander die Eichhorn, Bülow, Motz, die Gründer des Zollvereins, tapfere Vertreter der fridericianischen Politik, und auf der anderen Seite gedankenlose Bureaukraten des gemeinen Schlages, welche gläubig jedes Ammenmärchen Metternich'scher Seelenangst nachbeteten und den Ruhm ihres gerechten Königs durch die ruchlose Thorheit der Demagogenjagd befleckten — Menschen wie jener Nagler, der in diesem ehrenhaften Staate das schmutzige Handwerk der Brieferbrechung trei-

den durfte. Das Beamtenthum rechtfertigte noch immer den alten schönen Lobspruch, der den König von Preußen einen roi des gueux nannte. Strenge Gerechtigkeit schaltete über Hoch und Niedrig, der kleine Mann genoß bei der Niederlassung, der Eheschließung, im Handel und Wandel einer Freiheit, die das übrige Deutschland nicht kannte. Aber die Gebrechen, welche jeder unbeschränkten Bureaukratie anhaften, blieben auch hier nicht aus; das Werk der socialen Reform gerieth ins Stocken, der Diener begann sich als den Herrn, seine Verwaltungsformen als Selbstzweck zu betrachten. Und im Volke fraß langsam eine Verstimmung um sich, hochbedenklich für das Ansehen der Krone; zum ersten Male, seit es ein Preußen gab, ward die Frage laut: ob ein Königswort unerfüllt bleiben dürfe.

Wahrhaft verhängnißvoll wirkte in solcher Lage die Umstimmung, die sich unter den Männern der historischen Richtung vollzog. Viele von jenen Patrioten, die einst tapfer an dem Neubau des Staates gearbeitet, wurden jetzt, da Frankreichs Charte die Liberalen bezauberte, durch ihren Franzosenhaß zu einer Verkennung des constitutionellen Staatslebens verleitet, die ihren ursprünglichen Gedanken fern lag. Selbst der alternde Stein, fortgerissen von der reaktionären Zeitstimmung, befreundete sich mit den Provinzialständen, die er als kräftiger Mann verworfen hatte. Angeekelt von der Trivialität der Theorien Rottecks, begeisterte man sich für ein Ständewesen „im Geiste der älteren deutschen Verfassung“ — für jene schillernden Sophismen, welche Gentz zur Verherrlichung der armseligen Postulatenlandtage Oesterreichs erdachte.

Hier zuerst griff eine Hand ein, welche, von einem hochherzigen Willen geleitet, dennoch nur Unheil in Preußen gestiftet hat. Unter dem Einfluß des Kronprinzen entstand die Schöpfung der Provinzialstände — ein unerhörter Abfall von allen großen Ueberlieferungen der preußischen Politik. Dies Königthum, das der deutschen Kleinstaaterei den Segen der Staatseinheit gebracht hatte, muthete jetzt seinem Volke zu, auf eine Verfassung des Gesammtstaates zu verzichten; diese Krone, die in dem Niederhalten der ständischen Libertät ihr Recht und ihren Ruhm gefunden hatte, schenkte der ständischen Selbstsucht berechtigte Organe; dieser Staat des gemeinen Rechts gab dem Grundadel ein ganz unbilliges Uebergewicht; diese Feinde der Doktrin bauten selber ihre Landesvertretung auf die hohlste aller Doktrinen, sie erklügelten sich eine Gliederung der Gesellschaft, welche in Deutschland

nicht bestand und nie bestanden hatte — denn den ersten Stand unseres Mittelalters, den Clerus, wagte selbst die romantische Schwärmerei des Kronprinzen nicht wieder in die alten Rechte einzusetzen. Und als ob alle krankhaften Kräfte des Staats bei dem verfehlten Bau zusammenwirken sollten — die Befugnisse der Provinzialstände waren bemessen nach den Wünschen einer eifersüchtigen Bureaukratie: diese gerühmten „historischen" Körperschaften zeigten bald eine erschreckende Aehnlichkeit mit — den Generalräthen des napoleonischen Frankreichs, welche den allmächtigen Präfekten durch ihre unmaßgeblichen Gutachten unterstützen. Allerdings sorgten die Provinzial- und Kreisstände für einzelne Zweige der Verwaltung mit einem Pflichteifer, den die conseils Frankreichs nie gekannt haben. Aber jene ständische Selbstsucht, welche überall laut wird wo man einen Stand als Stand organisirt, trat bald häßlich hervor in wiederholten Angriffen gegen die agrarischen Gesetze Hardenbergs. Das Landgemeindewesen blieb während eines halben Jahrhunderts fast unbeweglich, die Herrschaft des Beamtenthums ward durch die Stände nicht wesentlich beschränkt. Weithin in der Welt erschien Preußen als ein Staat des Absolutismus, minder entwickelt als das kleinstaatliche Deutschland. Eine grundfalsche Meinung, ohne Frage, aber eine reale geistige Macht, deren Fortwirken wir noch heute spüren. —

Denke man noch so hoch von jenem schönen Gesetze unserer Geschichte, welches alle deutschen Stämme zu gegenseitigem Geben und Empfangen zwingt — das blieb doch ein Widersinn, eine verkehrte Welt, daß jene Deutschen, die einen wirklichen Staat gar nicht besaßen, in der Politik als Lehrmeister der Preußen auftraten. Man weiß, welche unlautere Beweggründe bei der Verleihung der süddeutschen Verfassungen mitwirkten: die Furcht, daß der Bundestag die Verfassungssache in die Hand nehmen könne, die Angst vor der Erfüllung des preußischen Königsworts, die stille Hoffnung endlich, die kleinen Völkchen durch die Gewährung einiger unschädlicher Rechte dem nationalen Gedanken zu entfremden. Die ungeheure Zähigkeit des deutschen Kleinlebens hat unserer gesammten Entwicklung den Charakter höchster Bedächtigkeit, unseren Reformen einen Zug der Halbheit aufgeprägt; wo immer in Deutschland sich eine neue Ordnung durchsetzte, blieben einige Zacken der alten aufrecht. Die neuen Kammern hießen Landstände, die erste Kammer war durchweg, die zweite häufig nach den Grundsätzen der altständischen Vertretung gebildet. Indeß die deutsche Tüchtigkeit wußte

selbst diesen unförmlichen Körpern einige dankenswerthe Werke abzuzwingen — vor Allem die Entlastung des Bodens. Die Zeitungen und die Mehrzahl der Werke über das „allgemeine constitutionelle Staatsrecht“ wiederholten andächtig das liberale Evangelium der Franzosen; doch in der Praxis drang die Lehre der Gewaltentheilung nicht vollständig durch. Diese angestammten kleinen Fürstenhäuser mit ihrem reichen Krongut ließen sich nicht so demüthigende Bedingungen auferlegen wie die rückkehrenden Bourbonen; der deutsche Fürst blieb, auch nach Bundesrecht, der Inhaber der höchsten Staatsgewalt, allein in der Ausübung einzelner Functionen an die Zustimmung der Stände gebunden. Nur Ein Gedanke der Gewaltentheilungstheorie — leider der unseligste von allen — ward auf deutschen Boden verpflanzt. Die Anfänge der Selbstverwaltung, welche Stein in Preußen gegründet, waren dem Süden noch fremd; eine allmächtige Bureaukratie, zur Rheinbundszeit nach napoleonischem Muster neu geordnet, stellte sich jetzt in absoluter Selbständigkeit den Ständen gegenüber. Den Landtagen, die einst in der altständischen Epoche einen großen Theil der Verwaltung selbst geleitet hatten, blieb nunmehr, nach dem Vorbilde der bourbonischen Charte, nur das ärmliche Recht, an den Thaten der Verwaltung bei der Budgetberathung eine nachträgliche Kritik zu üben.

Mit unbeschreiblich kleinmeisterlichem Eifer ward dies Recht gehandhabt, die mörderische Langeweile jener Debatten über die Pferderationen nassauischer Adjutanten stank gen Himmel, und die Beamten behielten als die allein Sachkundigen regelmäßig Recht. So führte der Deutsche geduldig Jahr für Jahr das Narrengericht seines Volksmärchens auf: die Ungelehrten spielten die Richter, die Gelehrten standen vor den Schranken. Da die kleinen Höfe allesammt in dem Fürsten Metternich ihren Freund und Beschirmer verehrten, so blieb die liberale Partei während eines Menschenalters ohne die Aussicht, jemals selber an das Ruder zu gelangen; in solcher Stellung ohne Macht und ernste Verantwortlichkeit gewöhnte sie sich an alle Sünden des politischen Dilettantismus. Sie stellte grundsätzlich in der Politik die Form höher als den Inhalt, die Mittel höher als den Zweck. Die politische Arbeit erschien als ein theoretisches Spiel, der gesinnungstüchtige Mann hatte nur ewig dieselben Ueberzeugungen pathetisch zu bekennen; wie man sie verwirklichen solle, kam gar nicht in Frage. Noch in der Paulskirche fiel einmal aus liberalem Munde in vollem Ernst die Aeußerung: „mein

Antrag ist unwiderleglich; es läßt sich nur ein Vorwurf gegen ihn erheben, der Vorwurf der praktischen Unausführbarkeit!" Während das kirchliche Dogma sein Ansehen verlor, ward die neue politische Glaubenslehre mit pfäffischer Starrheit aufrecht erhalten. An den Namen: Verfassung, Volksvertretung, Volksmann haftete eine fast abgöttische Verehrung; wer zur Regierung, hielt galt als verdächtig, als ein Stellenjäger, und allerdings verdienten die meisten der kleinen Cabinette die tiefe Verachtung des ehrlichen Mannes. Je weniger der Liberalismus zu wirken vermochte, um so höher stieg seine Selbstgefälligkeit. Er besaß das zweifelhafte Glück, die Presse fast ausschließlich zu beherrschen; so entstand die gefährliche Täuschung, als ob wirklich die ungeheure Mehrheit der Nation liberal sei. Er versicherte gern, dem Liberalen sei Bedürfniß groß zu denken von den Menschen, während sich doch mit gleichem Rechte entgegnen ließ, daß ein Geist des Mißtrauens diese Partei durchdringe. Er rühmte sich mit Recht, daß alle neuen Gedanken deutscher Politik in seinen Reihen entstanden, und empfand um so bitterer, namentlich bei der Gründung des Zollvereins, daß diese Ideen regelmäßig erst dann eine lebensfähige Gestalt erhielten, wenn die conservative Partei sich ihrer bemächtigte.

In der lächerlichen Enge dieser Scheinstaaten ward jeder politische Kampf zu einem persönlichen Streite; die öffentliche Polemik gewöhnte sich an gehässige, ja, gradheraus, an knotige Formen. Da überdies die Cabinette ihre Gegner als Verschwörer brandmarkten und sie heimsuchten mit der ganzen Niedertracht polizeilicher Quälerei, so bleibt es immerhin ein schöner Zug deutscher Gutherzigkeit, daß der Liberalismus in solcher Lage nicht ganz und gar zuchtloser Rohheit verfiel. Echte politische Mäßigung freilich ist nur möglich in einem wirklichen Staate, dessen Dasein Ehrfurcht und Schonung gebietet. Wer aber konnte hier Pietät hegen, in diesen Staaten des Rheinbundes, die ihre Königskrone dem schwarzen Verrathe am Vaterlande dankten? Was verlor die Welt, wenn das Königreich Baiern oder Sachsen durch die Wühlerei der Opposition zu Grunde ging? Der wilde Parteihaß der Franzosen entsprang dem tiefen Gegensatz der Stände und jenen unvergeßlich blutigen Erinnerungen, welche dort die Söhne eines Volkes trennten; in Deutschland rief die Unsittlichkeit der Kleinstaaterei, wenn auch in geringerem Maße, eine ähnliche Heftigkeit des Parteikampfes hervor, welche weder dem Charakter noch den socialen Zuständen unseres Volkes entsprach. Bald übte ein gewis-

senloser Radikalismus die schlechten Künste der Volksschmeichelei: nur diese höfischen Müßiggänger stehen dem Glücke des unschuldigen Volks im Wege! Die Abstractionen der französischen und der deutschen Philosophen, die privatrechtliche Bildung unserer Juristen, die natürliche Selbstsucht einer volkswirthschaftlichen Epoche — das Alles im Verein zog unter den Liberalen der Kleinstaaten einen gefährlichen Individualismus heran, der in dem Staate nur eine Zwangsanstalt, ein nothwendiges Uebel, in dem Einzelnen das souveräne, zu unendlichem Fordern und Heischen berechtigte Subject sah.

In solche Verwirrung der Gedanken griff noch der Bundestag ein mit seiner brutalen Willkür. Kein Wunder wahrhaftig, daß der Liberalismus im Kampfe mit diesem Zerrbilde einer nationalen Staatsgewalt jedes Mittel ergriff und schließlich zu dem naiven Satze gelangte: die Landesverfassung steht über dem Bunde. Die stillen Hoffnungen der Höfe gingen vollständig in Erfüllung: die Verfassungen der Kleinstaaten wurden wirklich eine Stütze des Partikularismus. Die Liberalen führten beharrlich die Einheit im Munde, mahnten in der Presse und in beweglichen Kammer-Anträgen unablässig an das Elend der deutschen Zerrissenheit. Doch der Ernst ihrer politischen Arbeit blieb auf die heimischen Grenzpfähle beschränkt, und trat einmal eine praktische Aufgabe deutscher Einheitspolitik an sie heran — wie die Bildung des Zollvereins — dann zeigten sich die Kammern noch partikularistischer als die Regierungen. Man schmähte laut über den Scheinconstitutionalismus daheim, dem Nachbar gegenüber pochte man doch stolz auf die Musterverfassung des eignen „Ländles." Man rühmte die deutsche Vielherrschaft, die Zwergtyrannei als Decentralisation, und in den willkürlich zusammengewürfelten Trümmerstücken des deutschen Volkes erwuchs allmählich eine matte Empfindung, die man badische oder nassauische Staatsgesinnung nennen konnte. Zu absonderlicher Erbauung gereichte den Höfen die dünkelhafte Verachtung gegen das absolutistische Preußen, welche in dem constitutionellen Kleinleben aufwucherte. Niemand bemerkte, daß die Kleinstaaten ihr Verfassungsglück einer That Preußens verdankten. Der Befreiungskrieg, der Anbruch der modernen deutschen Geschichte, erschien den französisch gebildeten weltbürgerlichen Radikalen als eine reaktionäre Bewegung; bei Anderen herrschte die kindliche Vorstellung, welche noch heute in Süddeutschland nicht ausgestorben ist, als sei jener große Kampf eine gesammtdeutsche Erhebung — und nicht vielmehr in seinen schweren Anfängen ein

Krieg Preußens gegen das übrige Deutschland und gegen Frankreich — gewesen.

Was hat nun trotz aller dieser Sünden den deutschen Liberalismus bewahrt vor jener Corruption, worein der französische verfiel? Warum führte die constitutionelle Bureaukratie in Deutschland nicht zu einem so jammervollen Bankbruch wie in Frankreich? Sehe ich ab von der unverwüstlichen Tüchtigkeit des deutschen Volkscharakters, so kann ich den Grund dafür allein finden in unserem freien Gemeindeleben. Die Ideen der preußischen Reformperiode machten langsam die Runde durch Deutschland, obgleich ihr Urheber bei den Gesinnungshelden des Marktes als ein Junker verrufen war. Ueberall entstanden Gemeindeordnungen nach Preußens Vorbild, überall zeigte der Deutsche Lust und Geschick zur Selbstverwaltung; die breite Unterlage des Staates wenigstens war dem Belieben der Bureaukratie nicht mehr unbedingt unterworfen. Das parlamentarische Leben bot bei uns doch nicht wie in Frankreich das widerwärtige Schauspiel eines Kampfes zwischen Regierenden und Regierten, Beamten und Steuerzahlern; erfahrene Männer, die in einem kleinen Kreise die Verwaltung leiteten, traten nach und nach dem Staatsbeamtenthum gegenüber. Auch die Theorien unseres Liberalismus haben den germanischen Gedanken der Selbstverwaltung niemals ganz verleugnet — ein großes Verdienst, das heute selten nach Gebühr anerkannt wird. Selbst Rotteck sprach über das freie Gemeindewesen mit einem klaren Verständniß, das wir in den französischen Schriften jener Zeit vergeblich suchen.

Nur freilich stand die freie Gemeinde ganz unvermittelt neben der bureaukratischen Spitze des Staats, und die constitutionelle Entwicklung der Kleinstaaten krankte an einem unheilbaren Leiden, an dem Scheinleben dieser Staaten selber. Sie waren nicht wirkliche Staaten, ihr Verfassungsleben hing zuletzt ab von der Gnade der großen Mächte, blieb von vornherein zu philisterhafter Armseligkeit verurtheilt. Die Frage, deren Lösung über die Zukunft des festländischen Parlamentarismus entscheiden wird — die Frage, wie sich das constitutionelle System vereinigen lasse mit dem Bestande eines streitbaren Heeres, mit dem stätigen Gange einer großen europäischen Politik — konnte hier nicht einmal aufgeworfen werden. Den wackeren Männern, die in dieser kleinen Welt den Kampf gegen die bureaukratische Allmacht führten, gebührt der Ruhm, daß sie einiges Gute schufen und noch mehr Böses verhinderten; am Ende hinterläßt ihr Wirken doch den

niederschlagenden Eindruck zweckloser Kraftvergeudung. Von den Hunderten, welche einst durch Ständchen und Ehrenbecher als die Verkämpfer deutscher Freiheit verherrlicht wurden, leben heute kaum noch zehn in der Erinnerung der Menschen; ihre fähigsten Köpfe, wie Karl Mathy, blickten bald mit ironischer Verachtung auf ihr eignes Treiben. Die Unfruchtbarkeit der ganzen Richtung, die Ohnmacht der kleinen Kammern trat endlich unverkennbar zu Tage während des deutschen Krieges. Nach einem halben Jahrhundert parlamentarischen Lebens war keine süddeutsche Kammer stark genug, ihre Regierung von einem ruchlosen Bürgerkriege zurückzuhalten; in der größten Revolution unserer Geschichte that jedes Cabinet was ihm beliebte. —

Dergestalt hatte der deutsche Parlamentarismus bereits die bedenkliche Schule des Schein- und Kleinlebens durchlaufen, als endlich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die constitutionelle Bewegung nach Preußen hinüberschlug. Augenblicklich ward offenbar, was eine Verfassung für die Staatseinheit bedeute. Schon in dem Kampfe um die Verfassung fanden sich weit entlegene Provinzen treulich zusammen; sobald sie bestand, umschloß die Gemeinschaft des Parteilebens sofort alle Landschaften. Das Rheinland vornehmlich ward erst durch diese Bewegung dem preußischen Staate ganz gewonnen. An dem Vereinigten Landtage lernten die Bewohner der Kleinstaaten zum erstenmale die Kräfte eines wirklichen Staates schätzen: diese Versammlung, ein ständischer Körper, worin mächtige Parteien des preußischen Staats gar nicht vertreten waren, überbot durch die Fülle ihrer Talente, durch den Ernst ihrer Kämpfe Alles, was die süddeutschen Musterlandtage je geleistet hatten. Der unberechenbare Eigensinn des Königs verschmähte auch diesmal die Verständigung. Eine grausame Strafe erfolgte; ein häßlicher Straßenkampf — ohne Vorbild und hoffentlich auch ohne Nachbild in der preußischen Geschichte — trieb die Monarchie in die Bahn des constitutionellen Lebens.

Die Vernunft der Geschichte redet niemals unzweideutiger, als wenn sie eine große Fügung durch widerwillige Hände vollstrecken läßt. Nur fanatische Verblendung kann bestreiten, daß eine Nothwendigkeit sich vollzog, als dieser König, der Doktrinär des altständischen Staats, die neue Verfassung unterschrieb. Doch wenn das Werk selber nothwendig war, seine Form zeigte überall die Spuren zufälliger, krankhafter Zeitmeinungen. Statt die großen Reformgedanken der Stein-Hardenbergschen Epoche wieder aufzunehmen, wollte man wetteifern mit der con-

stitutionellen Herrlichkeit der deutschen Nachbarlande. Man hoffte sie alle zu überbieten, indem man die belgische Verfassung zum Muster wählte, denn diese galt als die liberalste des Festlandes. Wer ist heute noch so urtheilslos, so unaufrichtig, um zu leugnen, daß dieser Gedanke die wunderliche Verirrung eines wohlmeinenden Doktrinarismus war? Der unhistorische Sinn, der kleinbürgerliche Geist, ausgebildet in Kleinstaaten ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, hatte auch den preußischen Liberalismus angesteckt. Wie? Dies stolze Preußen, dem die Eifersucht der Nachbarn schlagfertige Wachsamkeit, die fortschreitende Verwesung der deutschen Kleinstaaterei einen großen Ehrgeiz aufzwang, dies Land des kriegerischen Ruhmes sollte sich in denselben Rechtsformen bewegen wie die neutrale Provinz Belgien, welche, aus zwei hadernden Parteien, aus den Bruchstücken zweier feindlicher Nationen mühselig zusammengeschweißt, in der großen Politik nur das eine Ziel verfolgen kann, ihr Dasein nothdürftig zu fristen? Dieser Staat, der wie kein zweiter die Schöpfung seiner Könige war, sollte seiner Krone dieselben Bedingungen stellen, die eine aufständische Provinz einem erwählten fremden Prinzen auferlegt hatte? Die starken aristokratischen Kräfte unseres Nordostens sollten sich beugen unter eine Ordnung, die sich bewährt hatte in einem Lande der Städte, des allmächtigen Bürgerthums?

Der oberste Grundsatz der belgischen Verfassung „tous les pouvoirs émanent de la nation“ widersprach doch allzu handgreiflich der preußischen Geschichte, als daß man hätte wagen können, ihn bei uns einzubürgern; desgleichen der darauf folgende Satz: dem König steht keine Gewalt zu, die ihm nicht ausdrücklich durch die Verfassung übertragen ist. Aber indem man aus dem wohldurchdachten Gefüge der belgischen Charte den Grundsatz der Volkssouveränität hinausstieß und andere von streng monarchischem Inhalt einfügte, entstand unvermeidlich ein widerspruchsvolles Werk. Die alten Sätze erhielten auf dem neuen Boden einen anderen Sinn. Die Doktrin der Gewaltentheilung führte in Belgien zur Unterwerfung der vollziehenden Gewalt unter die gesetzgebende, in Preußen ward sie dahin ausgelegt, daß die Verwaltung sich ganz unabhängig von den Kammern, ja fast außerhalb der Verfassung bewegen müsse. Der beste Inhalt der belgischen Charte, die selbständige Verwaltung der Provinzen, ward in dem deutschen Gegenbilde nur angedeutet durch einige vage Sätze, welche bald ganz hinwegfielen. Wer dies Alles unbefangen erwägt, der wird nicht er-

staunen über die schweren Kämpfe, welche der neuen Verfassung beschieden waren, sondern vielmehr die Lebenskraft dieses Staates bewundern, der ein so gewagtes Experiment glücklich überstand. In zwei nahe verwandten Staaten wurde damals dem doktrinären Liberalismus des Festlandes die fruchtbare Erfahrung, wie wenig der Buchstabe einer Verfassung bedeutet neben der thatkräftigen Gesetzgebung, die ihm Leben einhaucht, und wie leidlich ein wackeres Volk auch mit unvollkommenen Grundgesetzen auskommt, sobald ihm nur eine Bühne für gesetzliche politische Arbeit eröffnet ist. Piemont hatte sich ein noch weit unglücklicheres Vorbild für seinen Verfassungsbau gewählt, hatte die Charte Ludwig Philipps angenommen im selben Augenblicke, da sie in ihrer Heimath unterging, und doch segelte die junge Macht auf dem gebrechlichen Fahrzeug bald muthig und sicher dahin. So ward auch in Preußen rasch erkannt, daß die Verfassung trotz ihres fremdländischen Ursprungs haltbar sei, weil sie einige der Grundgedanken aussprach, welche heute allen gesitteten Völkern gemein sind. Die Revolution von 48 hatte bei uns kaum weniger durchschlagend gewirkt wie in Frankreich die von 89. Die Welt drängte vorwärts, die Rückkehr zum Absolutismus war rein unmöglich.

Zunächst freilich folgte eine unheilvolle Zeit, da Preußen auf jeden Ehrgeiz, auf jeden Gedanken nationaler Politik zu verzichten schien. Alle Mächte der Reaktion liefen Sturm wider die Verfassung, und was von ihr nach wiederholten Aenderungen noch übrig blieb, ward von der herrschenden Partei mit frivoler Mißachtung behandelt. Das Aergste, was diese Frivolität dem preußischen Volk zu bieten wagte, war sicherlich die Errichtung des Herrenhauses. Die Regierung war nicht gewillt die Verfassung zu brechen, aber sie hielt nicht der Mühe werth auch nur zu prüfen, ob ihr Plan dem Grundgesetze entspreche; so ward denn die Neubildung des einen Factors der Gesetzgebung vollendet in rechtlich zweifelhaften Formen, die dem radikalen Pessimismus willkommenen Anlaß gaben, fortan den Rechtsbestand der gesammten Gesetzgebung anzuzweifeln — eine in der Geschichte des preußischen Beamtenthums beispiellose Fahrlässigkeit. Wie der Grundadel sich in dem Herrenhause eine Vertretung seiner Klasseninteressen schuf, so gelang ihm auch, die alten Provinzial- und Kreisstände wieder zu beleben. Bureaukratische, ständische, repräsentative Formen lagen jetzt in dem Staate chaotisch durcheinander. Und fragen wir, warum der Staat diesen gefährlichen Widerspruch ertragen hat, so lautet die Antwort für Preußen wie für

die kleinen Staaten: weil die parlamentarischen Institutionen in der Selbstverwaltung der Gemeinden einen kräftigen Unterbau fanden, die Regierung also das pays légal niemals so vollständig beherrschen konnte wie weiland in Frankreich. Das Ministerium Manteuffel regierte parlamentarisch, gestützt auf eine zuverlässige Mehrheit, welche nicht blos den Wahlumtrieben der Behörden zu danken war, sondern der müden Stimmung des Landes einen treuen Ausdruck gab. Die Regierung wußte gewandt die herrschenden unklaren Vorstellungen über das Wesen einer parlamentarischen Parteiregierung auszubeuten, brachte die einflußreichen Aemter nach und nach in die Hände ihrer Parteigenossen, verlangte grundsätzlich, nach der Weise von Guizot und Thiers, daß die Beamten ihre Amtsgewalt zu Gunsten der herrschenden Partei gebrauchten und mißbrauchten. Durch dies System wurde die alte Stellung des preußischen Beamtenthums gewaltsam verschoben und — unwissentlich der Anstoß gegeben zu einer neuen fruchtbaren Entwickelung der constitutionellen Gedanken.

Der deutsche Liberalismus war, so lange er sich auf die Kleinstaaten beschränkt sah, unfruchtbar geblieben sogar in seinen Theorien; sobald sich ihm die Erfahrungen eines großen Staats erschlossen, wagte er seine ersten ernstlichen Fortschritte. Man lernte zunächst neben der Form des Staats auch seinen Inhalt beachten; der gewaltige Aufschwung des Verkehrs rief vielseitige volkswirthschaftliche Untersuchungen, sociale Reformversuche jeder Art hervor. Man lernte desgleichen neben der Spitze des Staats auch seinen Unterbau würdigen; die Uebergriffe einer von der Verfassung fast abgelösten Verwaltung führten zu der Frage, was denn eine gleichsam in der Luft schwebende parlamentarische Vertretung werth sei. Der Ruf nach gesetzlicher Selbstverwaltung, der schon in Dahlmanns Schriften leise, weit bestimmter in Tocqueville's geistvollen Werken erklungen war, wurde zur Losung aller liberalen Parteien, seit Rudolf Gneist uns das wirkliche England, den Unterbau des Parlamentarismus, kennen lehrte. So kehrten die Liberalen auf weiten Umwegen zu den Gedanken der Stein-Hardenbergschen Epoche zurück, sie entsannen sich wieder der halb entwickelten Keime dauerhafter Volksfreiheit, die in unserem Boden lagen. Das brennende Gefühl der nationalen Schande, der Anblick der Agonie des Bundestags, die Lehren der neu aufblühenden patriotischen Geschichtschreibung zwangen den Liberalismus zugleich, die Frage der nationalen Einheit, die Nothwendigkeit einer schlagfertigen preußischen Staatsmacht schärfer

ins Auge zu fassen. Die Gedankenarbeit, welche sich seitdem in der Staatswissenschaft wie in dem Leben der Parteien vollzieht, darf im Ganzen bezeichnet werden als der Versuch, diesen dreifachen neuen Ideenkreis auszubauen und ihn zu verbinden mit dem lebensfähigen Inhalt der alten constitutionellen Doktrin.

Unausbleiblich trieb diese an neuen Gedanken so fruchtbare Zeit auch seltsame Verirrungen hervor. Während unter den Conservativen eine Schule theologischer Juristen den geheimnißvollen Unterschied zwischen heiligen und unheiligen Eiden entdeckte, verzweifelte ein Führer der Constitutionellen an der Zukunft der Monarchie: Gervinus muthete den großen Mächten zu, sich in republikanische Bünde aufzulösen. Mehr Anklang fand eine neue liberale Lehre, die in R. von Mohl ihren bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter sah; sie stellte dem deutschen Staate kurzweg die Wahl, entweder das System der englischen Parlamentsherrschaft anzunehmen oder zu verharren in einem Zustande der Lüge, in dem ewigen Kriege zwischen Bureaukratie und Parlament.

Noch fruchtbarer als diese theoretische Bewegung erwies sich die Schule praktischer Politik, welche der constitutionelle Staat den Parteien eröffnete. Während in Nordamerika die Talente dem Congresse fern bleiben, weil „dabei doch nichts herauskommt“, weil der Congreß nichts gilt neben dem souveränen Volke, trieb in Preußen ein ehrenwerthes Pflichtgefühl tüchtige Männer aller gemäßigten Parteien, theilzunehmen an den Kammern, die noch so wenig bedeuteten neben dem Beamtenthum. Allein die Demokratie ruhte auf den Lorbeeren des passiven Widerstandes: sie lernte am wenigsten unter allen Parteien, da sie sich selber von dem praktischen Staatsleben ausschloß. Den prosaischen Geschäftsformen des Repräsentativstaats liegt ein hoch idealistischer Gedanke zu Grunde: der Gegensatz der Interessen und Meinungen soll sich ausgleichen durch die edelsten Waffen, in einem geistigen Wettkampfe; das Volk soll durch die Debatten der Presse, der Vereine, der Kammern ein Bewußtsein erhalten von seinem öffentlichen Rechte, also daß die Gesetze zu seinem geistigen Eigenthum werden. Wir müßten das Volk des Idealismus nicht sein, das wir sind, wenn wir einer solchen Verfassung nicht Geschick und guten Willen entgegengebracht hätten. In den Commissionsberichten und Gesetzentwürfen des Abgeordnetenhauses sammelte sich eine achtungswerthe Fülle von

politischer Sachkunde und gesunden Plänen. Auch die conservative Partei lernte allmählich, auf dem Boden der Verfassung sich zu bewegen. Manche, die einst über die Charte Waldeck gespottet, handhabten jetzt gewandt die Waffen der Presse und der Rednerbühne, welche der constitutionelle Staat ihnen darbot. Die Partei des Absolutismus war im Aussterben.

Noch lange freilich lag eine düstere Entmuthigung über den Geistern. Erst die Krone selbst — bezeichnend genug für Preußens monarchische Geschichte — erst das Auftreten des Prinzregenten eröffnete unserem constitutionellen Leben wieder eine hoffnungsvolle Zeit, führte die Demokratie wieder unter die handelnden Parteien zurück. Ich verfolge nicht im Einzelnen, wie die Wirksamkeit der neuen liberalen Regierung bald durch den unglücklichen Verlauf der Reorganisation des Heeres gelähmt wurde. Man versäumte den unschätzbaren Zeitpunkt, da man für die Genehmigung der militärischen Pläne der Krone eine Reihe hochwichtiger Reformen eintauschen und der liberalen Partei für lange Zeit den Besitz der Staatsgewalt sichern konnte. So trieb man hinein in den unseligen „Conflict.“ Unter allen Einsichtigen steht heute wohl das Urtheil fest, daß niemals ein großes Volk einen so verworrenen, so ganz und gar verschrobenen politischen Kampf geführt hat. Die Regierung vertheidigte eine nothwendige heilsame Reform, welche, wie sich damals schon erkennen ließ, einer großen nationalen Politik als Werkzeug dienen sollte; aber sie verletzte die Verfassung, das Unrecht verschanzte sich hinter der sophistischen Doktrin von der Verfassungslücke. Das empörte Rechtsgefühl entfesselte nun in Preußen Kräfte des Widerstandes, welche in den Kleinstaaten selbst nach ärgeren Rechtsverletzungen sich niemals so nachhaltig gezeigt hatten. Aber der Liberalismus bewies zugleich, daß die neuen Gedanken, welche in ihm gährten, noch jeder Durchbildung entbehrten, er fiel nochmals zurück in alle die kleinlichen Schwächen, die ihm in der unfruchtbaren Schule der Kleinstaaterei angeflogen waren. Noch immer überwog in seinen Reihen jener Formalismus der privatrechtlichen Bildung, der die großen Machtfragen des Staatslebens nach den Grundsätzen des Civilprocesses behandelt; noch immer blieb der Gedanke der deutschen Einheit ein Gegenstand theoretischer Begeisterung. Selbst die verheißende Erscheinung der italienischen Revolution bewog unsere Liberalen nicht, den besten Inhalt ihres eigenen Parteiprogramms durchzuführen und sich in hellen Haufen um die Krone Preußen zu schaaren.

Der Nationalverein erklärte die Frage der preußischen Hegemonie für eine offene, und als sich im schleswigholsteinischen Kriege die köstliche Gelegenheit bot, dem preußischen Staate die Herrscherstellung an unseren beiden Meeren zu erwerben, da focht der Liberalismus, bis auf einige Dutzend Köpfe, im Lager Oesterreichs. Man verbiß sich und verbitterte in einem unfruchtbaren Kampfe, arbeitete den Feinden in die Hände durch krankhafte Uebertreibung, durch unwahre Anklagen wider den eigenen Staat. Als Verräther galt wer noch den Muth fand, an die großen, allen Preußen gemeinsamen Aufgaben der nationalen Politik zu erinnern.

Wie einst in den Kleinstaaten, so jetzt in Preußen steigerte der Liberalismus seine theoretischen Ansprüche und Erwartungen um so höher, je tiefer seine reale Macht sank. Das Bürgerthum, froh seiner glänzenden Erfolge in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, wähnte den Staat allein beherrschen zu können. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses meinte sich stark genug die Herrschaft des Parlaments in Preußen zu begründen, ohne den Unterbau einer durchgebildeten Selbstverwaltung, ohne den Rückhalt einer mächtigen Volksbewegung, gegen den Willen der Krone und des Adels, gegen das Beamtenthum und das Heer. Unglückliche Täuschungen, die nur deshalb ein mildes Urtheil verdienen, weil sie einer edlen Empfindung, dem gekränkten Rechtsgefühl entsprangen.

Abermals war es die Krone, die den Staat aus einer unhaltbaren Lage rettete. Sie wagte den deutschen Krieg, gegen den Willen der großen Mehrzahl der Liberalen, und dies Preußen, das die liberale Presse soeben noch als einen todkranken Staat geschildert hatte, bewährte in unvergeßlichen Siegen nicht nur die Schlagkraft seines Heeres, die Gediegenheit seines Wohlstandes, seiner Bildung, sondern auch jene bescheidene Mäßigung, welche dem ruhigen Bewußtsein der Macht entspringt. Deutschland war frei von fremder Gewalt, vor diesem herrlichen Erfolge zerstob die Gehässigkeit der inneren Kämpfe. Die besseren Köpfe des Liberalismus kehrten zurück zu dem nationalen Gedanken, den sie in der Verbitterung des Parteihasses verleugnet hatten. Der Conflict ward beendigt, freilich ohne daß man das Mittel fand, seine Wiederkehr zu verhindern. Wie viel man indessen gelernt hatte von dem großen Gange der Geschichte, das bewährte der erste nord-

deutsche Reichstag, der immer eine stolze Erinnerung unseres Volkes bleiben wird.

Zum ersten Male ward dem deutschen Parlamentarismus das Glück, einen in Wahrheit leitenden Staatsmann zu besitzen — ein Glück, dessen hohen Werth die constitutionelle Doktrin zu übersehen pflegt, während doch die englische Geschichte auf jedem Blatte davon zu erzählen weiß. Wie der geistige Gehalt des englischen Parlaments durch die Größe der beiden Pitt gesteigert, durch die Frivolität Lord Palmerstons gedrückt wurde, so ward der norddeutsche Reichstag gehoben durch die Politik des Grafen Bismarck. Zwar die schwächlichen Einfälle der blinden Heroenverehrung, welche nach dem böhmischen Kriege zuweilen in der Presse laut wurden, fanden in dem freien Sinne unseres Volkes Gott sei Dank keinen Boden. Aber der Gegensatz der Parteien verlor Vieles von seiner Schärfe, seit die Regierung endlich Ziele verfolgte, welche über den Fractionen standen. Die tüchtigeren Kräfte der conservativen Partei warfen die alte thörichte Verehrung für das legitime Kleinfürstenthum über Bord, sie begannen ihre conservativen Neigungen auch auf das bereits angesammelte Capital von Volksrechten zu übertragen. Unter den Liberalen verschwand die thatlos entsagende Stimmung der kleinstaatlichen Epoche. Sie begriffen endlich, daß eine Partei, die nicht zu regieren vermag, genau so verächtlich dasteht wie der Mann, der im bürgerlichen Leben sich keine nützliche Stellung zu erringen weiß; sie fanden den Muth, der in diesen Kreisen immer selten war, sich schmähen zu lassen von dem lärmenden Unverstande. So kam die Verfassung des neuen deutschen Staats zu Stande durch das allein wirksame Mittel, durch Compromisse, welche zumeist der geistig rührigsten Partei, dem Liberalismus, Vortheil brachten.

Auch die zunehmende Verwirrung in dem buntscheckigen Lager des Partikularismus gab ein beredtes Zeugniß für die Kraft und Gesundheit der neuen Ordnung. Es liegt eine ungeheure Grausamkeit in jedem neuen welthistorischen Gedanken, er schlägt seine Feinde unbarmherzig mit Blindheit. Wir kämpfen für die Idee der deutschen Einheit, und sie für uns; ihre Gegner verfallen einer Verwirrung der Begriffe, die sich in einzelnen Köpfen bis zur offenbaren Verrücktheit steigert. Sie denken nicht mehr, sie schmähen nur noch mit der kleinlichen Bosheit einer versinkenden Partei, deren Orakelsprüche jeder neue Tag Lügen straft. Die Einen stehen dicht an der Schwelle des

Verbrechens, predigen mit frecher Stirn den Verrath am Vaterlande. Die Anderen spielen mit einem bodenlosen Radikalismus, dessen täglich wechselnde Traumgebilde immer nur dasselbe offenbaren: seine eigene Unersättlichkeit. Der Partikularismus ist auch mit geistigen Waffen besiegt, gründlicher noch als auf den Schlachtfeldern des Main- und Tauberthals.

Die Revolution von 1866 erschien zur höchsten Zeit, fast allzu spät für die längst zur Vernichtung reifen Kleinstaaten; doch sie erschien zu früh für Preußen, sie fand den Staat vor inmitten der unfertigen Versuche, die alten Institutionen mit der neuen Verfassung zu verschmelzen. Das Mißverhältniß der sittlichen und der materiellen Kräfte, darunter das alte Preußen litt, zwang den Staat in eine einseitige Entwickelung hinein. Er mußte stets einzelne Zweige des öffentlichen Lebens, bald die auswärtige Politik, bald die Rechtspflege, bald das Schulwesen, vernachlässigen, um anderen seine volle Kraft zu widmen. Nun stand er plötzlich an der Spitze Deutschlands, neuen großen Pflichten gegenüber. Augenblicklich zeigten tausend Finger auf die wunden Stellen an seinem Leibe; vielseitig, wie nie zuvor, auf allen Gebieten des Staatslebens zugleich, ward das Verlangen nach Reformen ausgesprochen. Die Aufgabe, die neuen Provinzen zu organisiren, erschien jetzt ungleich verwickelter als fünfzig Jahre früher; denn nicht eine von dem Joche der Fremden befreite Bevölkerung trat in die Monarchie ein, sondern eine Reihe kleiner Gemeinwesen, welche allesammt eines bescheidenen Maßes politischer Rechte genossen; keines darunter — vielleicht Schleswigholstein ausgenommen — das nicht in einzelnen Institutionen dem preußischen Staate selber ein Vorbild sein konnte; und jede Klage der verletzten Interessen hallte in Presse und Parlament vernehmlich wieder. Dazu der unerhörte Versuch, den noch nie eine Großmacht gewagt hat, zugleich einen Einheitsstaat und einen lebendigen Staatenbund zu leiten. Es ist sicherlich ein gutes Zeichen, daß nach solchen Erfolgen die Nation den thatkräftigen Drang der Selbsterkenntniß bewährte. Ueberblicken wir einen längeren Zeitraum, so tritt uns ein wahrhaft großartiges Fortschreiten der liberalen Ideen entgegen. Noch ist kein Menschenalter verflossen, seit die aufgeklärten Stadtverordneten von Berlin sich für den Schutz des Handwerks verwendeten; heute tritt das freie Gewerbegesetz des norddeutschen Bundes ins Leben, unter dem Beifall fast aller Parteien, ohne Lärm, fast wie ein unabwendbares Naturereigniß. Und doch hat das Werk der Reform kaum be-

gonnen; wir stehen erst in den Anfängen eines langen Zeitraumes grundlegender Gesetze.

Prüfen wir zunächst, welche conservativen Kräfte die unruhige Bewegung dieser anspruchsvollen Zeit in Preußen vorfindet. Mit ihnen hat sie zu rechnen, will sie nicht den Boden unter den Füßen verlieren.

Der monarchischen Gesinnung rühmt sich Jedermann unter unseren Liberalen; wer aber schärfer zuschaut, entdeckt leicht, daß Preußens starkes Königthum der Mehrzahl nur als ein vorläufig zu duldendes Uebel gilt. Jene alte doktrinäre Lust an Staatsidealen, die selbst den historisch geschulten Geist eines Dahlmann verleitete, nach dem „guten Staate" zu suchen, waltet noch heute. Mag auch Montesquieu hundertmal widerlegt sein — wehe dem, der zu bestreiten wagt, daß das englische Königthum in seiner heutigen Gestalt eine ungleich reifere Staatsform sei als die deutsche Monarchie. Hinter solchen Vorstellungen verbirgt sich der unwiderlegliche Gedanke, daß der Absolutismus, der allen Culturvölkern Europas die erste Voraussetzung staatlicher Größe, die nationale Einheit geschaffen hat, ebendeshalb die natürliche Staatsform unreifer Völker ist. Der ganze Jammer unseres wirrenreichen Schicksals fällt uns auf die Seele, sobald wir gedenken, daß unser Volk nach einer tausendjährigen Geschichte, nachdem längst schon das Feuer unseres Geistes die weite Welt erleuchtet, wieder zurückfiel in eine zweite politische Kindheit, daß unsere Urgroßväter noch von dem eisernen Zuchtmeister Friedrich Wilhelm I. wie eine Kinderschaar gegängelt wurden. Glücklich das Volk, dem vergönnt war diese harte Schule der Staatseinheit in jungen Jahren zu durchlaufen; glücklich dies England, das schon in der angelsächsischen Zeit die Einheit des Gebiets, schon unter den ersten Normannenkönigen die feste Centralisation der Staatsgewalt errang. Aber wenn Englands alte Geschichte leichter, einfacher verlief als die unsere, folgt daraus etwa, daß wir trachten müssen unsere deutsche Krone zu einem Schattenkönigthum, dem englischen gleich, herabzudrücken?

Nachdem die Briten in zwei Revolutionen ihr altes Landesrecht gegen die frevelhafte Willkür eines ausländischen Fürstengeschlechtes behauptet hatten, schenkte der freie Wille der beiden mächtigen Adelsparteien die Krone einem fremden Usurpator. Dann folgte abermals

ein fremdes Herrscherhaus — Fürsten, die erst in der dritten Generation zu Engländern wurden und in allen Generationen, bis auf die letzte, sich durch eine erstaunliche erbliche Unfähigkeit auszeichneten — eine Dynastie ohne Erbrecht, die lange allein von der Gnade der Whigs lebte. Ein solches Königthum verdiente nur „ein kostspieliges, doch übrigens unschädliches Kapitäl an der Säule des Staats" zu sein. Nicht einmal das gesellige Leben des herrschenden Adels fand an diesem Hofe seinen Mittelpunkt. Da Georg I. kein Englisch verstand, so bildete sich die Regel, daß das Cabinet nie im Beisein des Monarchen berathen dürfe; dann — nicht vor 1739 — kam der Grundsatz auf, der Wille des Monarchen solle im Parlamente nicht erwähnt werden. Seit Georg III. sodann mit plumper Hand den thörichten Versuch wagte, die Adelsparteien unter die Krone zu beugen, wurde das Königthum grundsätzlich Schritt für Schritt zur Seite geschoben. Die ersten George besaßen noch die Freiheit, zwar nicht ihre Politik, wohl aber die Personen ihres Cabinets zu wählen. Heute darf der Monarch nur noch den leitenden Staatsmann ernennen, der sich dann selber seine Amtsgenossen sucht, und selbst dies Recht der Krone ist nur ein Schein, da nach dem Rücktritt eines Cabinets Niemand außer dem Führer der Opposition sich unterstehen würde eine neue Regierung zu bilden. Von den alten Prärogativen der Krone kommt eine nach der andern außer Uebung, bis herab zu dem harmlosen Rechte, lebenslängliche Peers zu ernennen.

Der ganze Zuschnitt des Staats- und Hoflebens ist darauf berechnet, jene königlichen Nullen zu erziehen, welche die Parlamentsherrschaft braucht. Der Thronfolger wächst auf an einem Hofe, dessen einflußreiche Würden die herrschende Partei besetzt, er bekleidet nie ein Amt im Heere oder im Civildienst, nur bei der Einweihung von Brücken und Eisenbahnen lernt er das öffentliche Leben kennen. Der englische Parlamentarismus bedarf großer Minister und hat bisher sehr glücklich verstanden sie zu bilden; aber ein König von genialer Herrscherkraft würde in England wo nicht verderblich wirken, so doch den gewohnten Gang des Staatslebens gewaltsam stören. Höchstens einen Prinzgemahl, der seine staatsmännische Kraft behutsam zu verstecken weiß, vermag die Parlamentsherrschaft zu ertragen. Die wirkliche „Theilung der Gewalten" im heutigen England schildert ein strenger Monarchist, Alpheus Todd, also: das Unterhaus enthält in sich die Autorität der Krone, die erhaltende Kraft des Adels und zugleich die bewegende Macht der Demokratie. Und James Lorimer sagt trocken: the power of the

Commons is supreme. — Nun ist weltbekannt, welches große und freie Staatsleben der Adel Englands unter diesem unnatürlichen Königthum seinem Volke zu sichern gewußt hat; desgleichen, daß auch die verkrüppelte Krone in dem kunstvollen Staatsbau immer ein unentbehrliches Glied bildete, ja, daß noch in unseren Tagen das Beispiel eines ehrenhaften Hofes sittigend und bildend eingewirkt hat auf das sociale Leben der höheren Stände. Aber der natürliche Zweck politischer Institutionen bleibt doch, daß sie leben und wirken, daß sie in tüchtigen Händen das Größte leisten. Das englische Königthum, das nichts schaden und nichts schaffen kann, als Vorbild aufstellen für uns Deutsche, die wir eine lebenskräftige, nicht durch Stuart-Sünden und Welfenthorheit entweihte Krone besitzen — das heißt einem gesunden Manne zumuthen, er solle sich sein Bein abschneiden, um dann mit einem meisterhaft gearbeiteten Stelzfuß einherzuprunken.

Es ist eine Phrase, die ein Liberaler dem anderen nachschreibt, nur der Kampf gegen das Königthum von Gottes Gnaden habe überall die Freiheit der Völker begründet. So war es in England, aber nicht in Frankreich; denn Ludwig XVI. verlor seine Krone wahrhaftig nicht, weil er der Selbstvergötterungslehre der Stuarts gehuldigt hätte, sondern weil er nicht verstand die Sache des Königthums von den Interessen der privilegirten Stände zu trennen. Nun gar in Deutschland! Seit die Deutschen aus dem fürchterlichen Falle der dreißig Jahre sich wieder erhoben, sind die staatsbildenden wie die staatsfeindlichen Kräfte in unserem Vaterlande unabänderlich dieselben geblieben. Von dem Augenblicke an, da die preußisch-brandenburgische Monarchie neu gegründet ward, bis zu der Stunde, da der Wille König Wilhelms den norddeutschen Bund ins Leben rief, diese zwei Jahrhunderte hindurch hat der deutsche Staat unwandelbar denselben Vertreter gehabt: die Krone der Hohenzollern mit ihrem Heere — und dieselben vier mächtigen Feinde: den Neid des Auslandes, die Eifersucht des Hauses Oesterreich, die kümmerliche Selbstsucht der Partikularisten, endlich und vor allen jene anarchische Gesinnung, die sich einst mit dem Namen der deutschen Libertät brüstete, bald den Ritterhut des adlichen Landstandes, bald die rothe Mütze des Demagogen auf ihr Haupt setzte und doch unter tausend Verkleidungen immer das gleiche Wesen zeigte: den Haß gegen jede ernsthafte sociale Ordnung, die zügellose sociale Begehrlichkeit. Die Monarchie hat unserem verwilderten Volke ein menschenwürdiges Gemeinwesen gegründet, und wie der Name Staat

aus den Verordnungen Friedrichs des Großen zuerst hinüberdrang in den gemeinen Sprachgebrauch, so hat auch das Königthum der Hohenzollern unsere Väter für den Staat erzogen. Die Krone legte den Grund zu dem zukunftsreichen Bau deutscher Selbstverwaltung. Sie fehlte schwer, als sie dann die gerechten Wünsche ihres gereiften Volkes zu erfüllen zögerte, aber der Fehler entsprang dem Irrthum, nicht frechem Uebermuthe. Darum ging auch in jenen schlimmen Tagen Friedrich Wilhelms IV., da die monarchische Gesinnung am tiefsten stand, das Vertrauen auf das Königthum den Preußen nicht verloren. Man betrachte die Geschichte der Hohenzollern durch die dunkelsten Gläser, man sammle, soweit er echt ist, all' den Schmutz, den die Vehse und Klopp und die anderen historischen Kloakenräumer deutscher Nation zu Tage gefördert — und frage sich dann: ist eine treue und gerechte Nation befugt, einem Herrscherhause von solcher Vergangenheit jenes Mißtrauen entgegenzubringen, das nach der alten constitutionellen Theorie die vorherrschende Empfindung eines freien Volkes sein soll?

Der Werth des Königthums für Deutschland liegt nicht blos in den allgemeinen politischen Gründen, welche in allen europäischen Großstaaten die Monarchie aufrecht halten — nicht blos in dem Bedürfniß, die Gegensätze der Parteien und Interessen durch einen unbefangenen Willen auszugleichen, eine vielseitige Staatsthätigkeit sicher und stätig zu leiten. Das Königthum der Hohenzollern ist zugleich die beinah einzige Macht der politischen Tradition in dem ewigen Wechsel der deutschen Geschichte. Englands parlamentarische Gesetze reichen zurück in eine graue Vorzeit, ein Präcedenzfall aus dem vierzehnten Jahrhundert kann noch heute über einen Parlamentsbeschluß entscheiden; nur die Dynastie der Welfen ist modern, steht wie ein zufälliges Beiwerk in diesem uralten Staatswesen. Wie anders in Deutschland! Alle großen Institutionen unseres Staates sind erst in einer nahen Vergangenheit geschaffen oder neu gegründet: das Parlament, das Gemeindewesen, die Rechtspflege, Heer und Unterricht. Selbst das Gebiet des Staats änderte fort und fort seine Grenzen, hat noch heute nicht einen dauerhaften Abschluß erlangt. Fast die einzige politische Kraft, welche diese moderne Welt mit der Vergangenheit verbindet, ist das königliche Haus; die Geschichte der Hohenzollern umschließt alle wahrhaft ruhmvollen politischen Erinnerungen, welche Deutschland seit dem westphälischen Frieden besitzt. John Stuart Mill, der geistreiche Mann, der sich leider mehr und mehr in einen haltlosen Radikalismus verliert, meint freilich verächtlich,

die politische Tradition habe einen Werth nur so lange die Völker nicht aufgeklärt, nicht improved seien. Wir altväterischen Deutschen werden uns zu der Höhe solcher Aufklärung niemals erheben. Verkünden denn die krampfhaften Bewegungen des neufranzösischen Staats nicht allzu vernehmlich, wohin ein Volk geräth, das mit seiner Vergangenheit gebrochen hat? Mögen die Pedanten streiten, was an sich größer sei, die parlamentarische Geschichte Englands oder die monarchische Preußens. Der politische Kopf beseitigt solche müßige Spielereien durch die kurze Antwort: die beiden Staaten haben sich im scharfen Gegensatze entwickelt, alle die Zweige des politischen Lebens, welche in England blühen, sind in Deutschland verkümmert, und umgekehrt. Der Patriot läßt sich darauf nicht ein, denn bei solchen Vergleichungen hört für stolze Völker von Rechtswegen die Unparteilichkeit auf: jeder Preuße hat das Recht, den großen König und den fridericianischen Heldenkreis höher zu stellen als Lord Chatham und Lord Clive, seinen Stein und Scharnhorst nicht dahinzugeben für Pitt und Fox.

Die monarchische Gesinnung wurzelt felsenfest in unserer Nation, sie ist die männliche Empfindung eines freien Volkes, sie entspringt der dankbaren Erkenntniß, daß unsere Krone die hohen Pflichten, um derentwillen sie besteht, immerdar erfüllt hat. In solchem Sinne ist nichts von mystischem Aberglauben; die blinde Ergebenheit gedeiht nicht mehr in unserem handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat und in dieser löblichen Arbeit ohne Zweifel fortfahren wird. Wenn der Radikalismus über diese monarchische Gesinnung spottet, die bisher in allen neuerworbenen Provinzen Preußens sehr bald heimisch wurde und auch in Hannover und Schleswig-Holstein ohne jeden Zweifel Wurzel schlagen wird, so beweist er damit nur, daß die anmaßende Halbbildung das Gemüthsleben unseres Volkes, den Adel und die Tiefe des deutschen Wesens nicht versteht. Börne's Witzeleien über den preußischen „Bedientensinn“ sind das politische Seitenstück zu seinen literarischen Schmähungen wider Goethe; dem Manne war Alles was deutsch ist in tiefster Seele zuwider. Ohne den monarchischen Sinn des preußischen Volks war das Jahr 1866 ebenso unmöglich wie das Jahr 1813, und wo sind die Leistungen des deutschen Radikalismus, die sich den Thaten dieses Knechtssinnes vergleichen dürfen?

Der Name Legitimität war in Preußen immer nur eine leere Phrase. Die Macht dieser Krone ruhte von jeher auf besseren Rechts-

titeln, als Erb- und Kaufverträge gewähren können. Wie sie ihre Herrschaft im Herzogthum Preußen einer Revolution, der That Martin Luthers, verdankte, so ist sie auch fernerhin gewachsen durch die lebendigen Kräfte der deutschen Geschichte, oftmals im offenen Kampfe mit dem Reichs- und Bundesrecht. Bis zum Jahr 1866 blieb ihr mindestens der Trost, daß sie kein Dorf besitze ohne die Zustimmung Europa's. Doch durch den deutschen Krieg ward der Bruch mit der Legitimität, der fast in allen europäischen Staaten den Beginn einer freieren Epoche bezeichnet, förmlich vollzogen; es ist heute nicht mehr möglich zugleich ein treuer Preuße und ein Legitimist zu sein. Seitdem beginnt selbst das dunkle Gefühl der Massen das Wesen dieses nationalen Königthums zu verstehen; sie ahnen, daß diese Macht der Tradition zugleich eine lebendige Kraft des Fortschritts, der Mehrer des Reichs, der Vorkämpfer der deutschen Einheit ist. Die uralte Ehrfurcht vor Kaiser und Reich, welche die Stürme der Jahrhunderte nicht ausrotten konnten aus dem treuen Herzen unseres Volkes, die alte deutsche Sehnsucht nach einem Schirmherrn des Rechts in dem zerrissenen Vaterlande — sie redeten aus dem Jubel jener braven friesischen Bauern, die sich in Wilhelmshaven um König Wilhelm drängten und ihre Buben auf die Schultern hoben, um sich den deutschen König 'mal anzukieken.

Für ein Volk, das sich erst hindurchkämpft zur Einheit, ist die Persönlichkeit des Monarchen eine hochbedeutsame politische Kraft. Nur der Doktrinär mag verkennen, was die ehrwürdige Erscheinung König Wilhelms der werdenden Einheit Deutschlands nützt, was die Roheit Victor Emanuels dem Ausbau der Einheit Italiens schadet. Wer darf bei uns im Ernst jene englische Frage aufwerfen, ob nicht ein hochbegabter Fürst dem Staate gefährlich werden könne? Sehet an die heillose Zerrüttung in Süddeutschland, und dann saget, ob solchen Aufgaben gegenüber die höchste Herrscherkraft nicht gerade gut genug wäre. Wir brauchen ein starkes Königthum, um die kriegerische Action zu leiten, welche der Ausbau unseres Staates schließlich doch verlangen wird. Wir bedürfen seiner, um eine kühne nationale Staatskunst zu führen. Denn die deutsche Politik kann nicht populär sein, sie wird noch auf lange hinaus hier demokratische, dort partikularistische Neigungen vor den Kopf stoßen müssen, und nur ein König kann solchen Haß ertragen. Auch von den friedlichen Aufgaben, welche dem vollendeten deutschen Staate bevorstehen, sind viele nur durch eine kräftige monarchische Gewalt zu lösen. Wer anders als die Krone Preußen wird dereinst die feudale Anarchie in Mecklenburg,

die demagogische in Schwaben unter die rechtschaffene Zucht staatlicher Ordnung beugen können?

Auf die erbliche Tugend eines Herrscherhauses blindlings zu vertrauen, ist eines freien Volkes nicht würdig. Es bleibt ja denkbar, daß auch die Hohenzollern einstmals die glorreiche Erbschaft so vieler Könige und Helden verwahrlosen, daß die Wahnbegriffe des göttlichen Königsrechts das alte fürstliche Pflichtgefühl ersticken oder — was das Kläglichste wäre — daß jener liberalisirende Partikularismus, welcher, durch die Augustenburgische Agitation großgezogen, heute die meisten kleinen Höfe erfüllt, auch in dem Königsschlosse an der Spree sich einnistet. Ginge also dem deutschen Königthum das Bewußtsein seiner Pflichten verloren, dann freilich wäre unser Parlament, wie einst das englische, gezwungen, die königliche Gewalt zur Seite zu schieben. Aber ein solcher Fall ist weder wünschenswerth noch wahrscheinlich. Nicht wünschenswerth, denn wo ist in dem heutigen Deutschland die Macht, welche an die Stelle des Königthums treten könnte? Nicht wahrscheinlich, denn der deutsche Krieg hat der Staatskunst der Hohenzollern so klar und sicher ihre Wege vorgezeichnet, daß nur krankhafte Verblendung sie verkennen kann. So lange nicht eine unerhörte Pflichtverletzung uns in eine Bahn hineinzwingt, die unserer Geschichte zuwiderläuft, ebenso lange bleibt es sündlich, auch nur durch doktrinäre Wünsche das Ansehen der Krone zu erschüttern, die den deutschen Staat geschaffen hat und vollenden soll.

Die Verfassungen Preußens und Norddeutschlands enthalten kein Wort, das unvereinbar wäre mit einem starken Königthum; es kommt nur darauf an, sie ohne Hintergedanken auszulegen. Der Satz le roi règne mais il ne gouverne pas widerspricht dem Buchstaben wie dem Geiste unseres Staatsrechts. Unser König soll herrschen und regieren, er allein ernennt seine höchsten Räthe (auf diesen vielbestrittenen Punkt komme ich zurück); er führt, wenn es ihm gut dünkt, selber den Vorsitz im Rathe seiner Minister. Darum ist die Stellung eines Ministers in Preußen verfassungsmäßig eine andere als in England: er genügt seinen Pflichten nicht, wenn er — wie die englischen Minister seit Robert Walpole — blos die Zustimmung des Parlaments sich zu sichern trachtet, er soll auch das persönliche Vertrauen des Königs besitzen. Deshalb darf er auch in Fällen der Noth sich auf den Willen des Königs berufen, dem Parlamente offen erklären: ich bin von diesem Plane abgestanden, weil ich die Genehmigung des Königs nicht erlangen konnte

Solche Berufung auf den königlichen Willen bleibt immer gefährlich, denn sie legt dem Parlamente eine schwere Gewissensfrage vor, und verfehlt sie ihren Eindruck, so wird der Streit zwischen den Factoren der Gesetzgebung verschärft; sie kann mißbraucht werden, wie jedes Recht, und sie ist mißbraucht worden, wie mir scheint, in den Tagen des Conflicts. Aber verfassungswidrig ist sie nicht, sie schwächt nicht, sie verschärft vielmehr die Verantwortlichkeit der Minister. Wenn dereinst ein Fortschritt geschehen ist, den nachgerade alle Parteien als unerläßlich ansehen, wenn ein Tribunal und feste Rechtsformen bestehen, um schuldige Räthe der Krone zur Verantwortung zu ziehen, dann wird ein Minister, der den Namen des Königs frivol mißbraucht hat, gerade wegen eines solchen Schrittes ernsthaft Rede stehen müssen. Doch dann wird auch ein politisch reiferes Geschlecht einem Minister, der zur rechten Zeit für eine gerechte Sache das Ansehen der Krone einsetzt, dankbar nachrühmen, er habe seine Pflicht gethan.

Man schilt solche Meinungen kurzweg „unconstitutionell“. Aber was ist denn jenes erhabene „allgemeine constitutionelle Staatsrecht“, das heute mit so untrüglicher Sicherheit in unser Verfassungsleben hineinredet? Nichts als eine willkürliche Theorie, die einzelne herausgerissene Sätze aus dem Staatsrecht von England und Schwarzburg-Sondershausen, von Norwegen und Baden zu einem Systeme zusammenknetet. Erleben wir nicht soeben, daß mit demselben subjectiven Belieben auch ein „allgemeines bundesstaatliches Staatsrecht“ ausgeklügelt wird? Hinweg mit diesen Hirngespinsten, wenn sie verstoßen gegen die lebendige Geschichte unseres monarchischen Staats, gegen den unzweideutigen Wortlaut unseres positiven Rechts, das dem König allein die vollziehende Gewalt zuweist! Man beruft sich ferner auf den englischen Brauch. Aber worin liegt denn die erhabene Weisheit des englischen Parlaments? Doch sicherlich in jener Mäßigung, welche niemals ungereifte Früchte pflückte. Das englische Staatsrecht ist was jedes gesunde Staatsrecht sein soll, der rechtliche Ausdruck der thatsächlich bestehenden Machtverhältnisse. Der Grundsatz, daß des Königs Meinung nicht erwähnt werden darf, ward erst dann unter die Rechtsgewohnheiten des Parlaments aufgenommen, als der Wille der Krone nichts mehr vermochte gegen die herrschende Adelspartei. Der Satz ist in England die Anerkennung einer Thatsache, in Preußen eine leere Fiction. Jedermann fühlt die reale Macht des Willens unserer Krone; wir würden unser Staatsrecht verfälschen,

wenn wir den König herabwürdigten zu einem Werkzeug seiner Räthe, wenn wir ihn zwängen, auf Schleichwegen, durch Hinterthüren, wie Georg III. oder Ludwig Philipp, seine Entschlüsse zur Geltung zu bringen.

Ein freies Königthum ist mit nichten unvereinbar mit wirksamen Rechten der Volksvertretung. Schon König Wilhelm erfährt, wenige Jahre nach seinen glänzenden Erfolgen, daß Minister, denen das Abgeordnetenhaus offenbares Mißtrauen entgegenbringt, sich heutzutage nicht mehr halten können; seinen Nachfolgern stehen ohne Zweifel ähnliche noch weit eindringlichere Erfahrungen bevor. Das Herrscherhaus hat noch Großes zu lernen, um den unermeßlich gesteigerten Anforderungen zu genügen, die der vergrößerte Staat, die aufsteigende Volksvertretung an das königliche Amt stellt. Die Erziehung der preußischen Prinzen bildet sie freilich zu Männern, lehrt sie im Kriegsdienst Menschen zu behandeln und zu beherrschen; doch ihre Kenntniß des bürgerlichen Lebens bleibt allzusehr auf einzelne Klassen der Gesellschaft beschränkt, und für ihre politische Ausbildung kann leider nur Ungenügendes geschehen, so lange der hohe Adel deutscher Nation noch nicht in einem Oberhause sich versammelt. Dies demokratische Jahrhundert wird dem Hause der Hohenzollern noch manchen schweren Kampf, noch manche herbe Stunde der Entsagung bringen. Aber jede Verfassung, und umschließe sie die Staatsgewalten mit noch so festen rechtlichen Schranken, rechnet zuletzt auf das Walten sittlicher Mächte. Wie die Verfassung Englands auf die Weisheit ihres Adels zählt, so baut die unsere auf das Pflichtgefühl des Königs. Und wie die Briten nach ihrer jüngsten Reformbill durch die That bewiesen, daß sie das Vertrauen auf ihre regierende Klasse nicht verloren haben, so muß auch unser parlamentarisches Leben bewähren, daß wir nicht brechen wollen mit unserer monarchischen Geschichte. Jede deutsche Partei verdirbt nur sich selber, wenn sie dem mit Recht stolzen Königshause unannehmbare Zumuthungen stellt. —

Eine andere conservative Macht in Preußen ist das Heer, eine politische Kraft, deren Werth von den landläufigen constitutionellen Theorien fast niemals recht gewürdigt wird. In den verkehrten Urtheilen über das Wesen des Krieges und des Heeres offenbaren sich die allerbedenklichsten Gebrechen unseres Liberalismus; der ganze Unsegen seines kleinstaatlichen Bildungsganges tritt hier zu Tage. Wenn ich hier ein offenes Wort wage über die Einseitigkeit dieser allzu bürger=

lichen Gesinnung, so hoffe ich — nach Allem, was ich oben über die Frevel der napoleonischen Politik gesagt habe — gegen grobe Mißverständnisse gesichert zu sein. Alle Arbeiten, alle Gewohnheiten der modernen Welt rechnen auf den Frieden. Fast jeder Krieg erscheint heute wie die vermessene Willkür einzelner Gewalthaber; ein Krieg, der von Anbeginn auf die Begeisterung der Massen zählen darf, ist nur in den seltensten Fällen noch möglich. In dieser Welt der Arbeit hat sich nun eine Theorie der blinden Friedensseligkeit ausgebildet, welche der Denkkraft wie der sittlichen Kraft unseres Jahrhunderts zur Schande gereicht — eine Fülle von Redensarten, so wasserklar, daß alle Welt sie nachspricht, und so läppisch, daß Jeder, der ein Mann ist, sie augenblicklich über Bord wirft, sobald die Majestät des Krieges leibhaftig unter die Völker tritt.

Theologische Verbildung hat an solchen Irrthümern geringen Antheil. Jeder tüchtige Theolog sagt sich selber, daß das Bibelwort „du sollst nicht töden“ ebenso wenig in rohem buchstäblichen Sinne ausgelegt werden darf wie die apostolische Ermahnung, unsere Habe dahinzugeben an die Armen. Nur einzelne quäkerische Schwärmer wollen nicht sehen, wie wunderschön das Alte Testament die Herrlichkeit des heiligen und gerechten Krieges preist. Gefährlicher wirkt auf die Gegenwart die Gefühlsseligkeit — das gedankenlose Mitleid jener weiblichen Naturen, die sich nicht trösten können über das unsägliche Elend, das der Krieg über die Menschen bringt. Man sucht geschäftig alle Gemeinplätze Rousseau'scher Sentimentalität wieder hervor und klagt pathetisch wie der Räuber Moor über diese böse Welt, wo es für sündlich gilt einen Dreier zu stehlen und für erhaben eine Krone zu rauben. Auch die staatsfeindlichen Lehren des alten Naturrechts haben sich in der deutschen Kleinstaaterei mit erstaunlicher Lebenskraft fortgepflanzt, und leider erwies sich bekanntlich selbst Kant, da er über den ewigen Frieden schrieb, ganz und gar als ein Kind seiner unpolitischen Zeit. Meinen Universitätsfreunden ist sicherlich noch ein Colleg über Völkerrecht in heiterer Erinnerung, das uns von einem wässerigen alten Kantianer diktirt wurde und seinen Gipfelpunkt erreichte in einem unglaublich dummen Schlußparagraphen „vom ewigen Frieden“. Was wir jungen Leute damals schon belachten, das wird uns heute täglich in modernem Aufputz von hundert Zeitungen als allerneueste politische Weisheit vorgeführt.

Zu diesem Bodensatze längst überwundener Doktrinen gesellt sich der

Materialismus unseres erwerbenden Jahrhunderts — das Mammonspriesterthum der Manchesterschule. Die nationalökonomische Theorie muß, um den Begriff des Preises und andere Grundbegriffe klar zu legen, von der Fiction ausgehen, daß der Eigennutz der herrschende Trieb des Menschengeistes sei. So gelangen flache Köpfe zu einem Wahnbilde des Menschengeschlechts, einem Wahnbegriffe, den der Anblick der ersten besten armen Mutter Lügen straft: der Lebenszweck des Einzelnen ist Erwerb und Genuß, der Zweck des Staates — seinen Bürgern das Geschäft zu erleichtern; der Krieg mithin ist ein Uebel, das moderne Heerwesen ein trauriger Ueberrest mittelalterlicher Barbarei, und von den Völkern Europas nur eines wahrhaft aufgeklärt — jenes glückliche Völkchen, das sich selber la nation luxembourgeoise nennt, denn hier allein sind die alten romantischen Begriffe „Vaterland und Ehre" gänzlich überwältigt, hier allein wird der Staat durchgeistigt von dem heiligen Gedanken: der Mensch ist bestimmt theuer zu verkaufen und wohlfeil zu kaufen! Das ist jene entsetzliche Phantasterei des herzlosen Verstandes, deren Traumgebilde den edlen Sinn ebenso widerwärtig berühren wie die aus überreiztem Kopfe, nicht aus vollem Herzen entsprungenen Gebilde schlechter Dichter. Und diese Doktrin der gemeinen Selbstsucht findet nicht nur, wie billig, jubelnden Beifall bei kurzsichtigen Geschäftsleuten, sie führt auch erhabene Worte von Civilisation und Menschenliebe im Munde, sie gebährdet sich als die Vertreterin des politischen Idealismus und schreit entrüstet über Barbarei und Unsittlichkeit, sobald ein ehrlicher Mann sich untersteht, die segensreiche Nothwendigkeit des Krieges zu behaupten oder die Frage aufzuwerfen, ob nicht Hannibal vielleicht doch ein ebenso nützliches Mitglied des Menschengeschlechts war wie die Firma Schwindelmeyer & Co.

Einer Gesellschaft, die nach dem Gesetze der Arbeitstheilung schafft, erscheint das Treiben des Heeres im Frieden leicht nur als eine ewige Vorbereitung auf einen möglichen Fall in der Zukunft, als ein hohles Scheinwesen, das allein der Uhr zu Liebe lebt. Gewöhnt an persönliche Unabhängigkeit, an freimüthige Kritik sieht der Gelehrte mit Mißbehagen auf die harte Mannszucht des Heeres; es wurmt ihn, daß diese blind gehorsamen Männer zumeist sicherer, selbstbewußter auftreten als er selber, und — Scherz bei Seite — daß sie bei den Weibern so unverschämtes Glück haben. Der Gleichheitssinn der Mittelklassen fühlt sich verletzt schon durch das Dasein eines Standes, der allein Waffen trägt, er nimmt Anstoß an der Macht der militärischen Tradition und Standessitte,

noch mehr an jener abweisenden Schroffheit, die der Soldat den Urtheilen aller Nichtfachmänner entgegenzusetzen pflegt. Zudem wirken noch die häßlichen Nachklänge aus jener unfruchtbaren Zeit des Parteihasses, da eine starr conservative Gesinnung in der Armee gepflegt, das Heer als eine Schutzwehr des Thrones gegen das Volk gefeiert, und der militärische Gehorsam mit einem Cynismus eingeschärft wurde, als seien die kindermordenden Kriegsknechte des Herodes ein würdiges Vorbild für deutsche Soldaten — als kenne der Fahneneid, weil er keinen anderen Eid neben sich duldet, darum auch jene Schranke nicht, welche allen menschlichen Verpflichtungen gesetzt ist, die Schranke des Gewissens. Also wirken die Gewohnheiten eines friedliebenden Zeitalters mit unzähligen kleinen Mißverständnissen und Abneigungen zusammen, um dem Nichtsoldaten ein sicheres Urtheil über das Heer zu erschweren. Der Liberalismus hat leider gar nichts gethan, das Heer für den constitutionellen Staat zu gewinnen. Um der „verthierten Söldlinge" des Jahres 1848 zu geschweigen, welcher Soldat soll sich denn ein Herz fassen zu den constitutionellen Ideen, wenn der große Haufe der Liberalen das stehende Heer wehmüthig als eine Anomalie in einem freien Staate betrachtet? Von zehn deutschen Lehrbüchern der Staatswissenschaften bringen neun die Armee unter in einem bescheidenen Winkel des Systems, behandeln sie lediglich als ein Werkzeug der auswärtigen Politik.

Um solcher Unklarheit zu entgehen, müssen wir wieder anknüpfen an Fichte und Hegel, an ihre großen und tiefen Gedanken über den Krieg. Der Krieg ist nicht blos eine praktische, sondern auch eine theoretische Nothwendigkeit, eine Forderung der politischen Logik. Mit dem Begriffe des Staats ist der Begriff des Krieges schon gegeben, denn das Wesen des Staats liegt in der Macht. Der Staat ist das zu einer souveränen Macht organisirte Volk, und sein erster Beruf — die Selbstbehauptung, der Schutz gegen äußere und innere Feinde. Er mag bei reifender Gesittung noch andere, höhere Culturzwecke sich zur Aufgabe stellen, aber ohne Gerichte gegen den Störer der inneren Ordnung, ohne Waffen gegen den fremden Feind kann ein Staat gar nicht leben. Ein Staat, der auf den Krieg verzichtet, der sich von vornherein einem Völkergerichte unterordnet, giebt seine souveräne Macht auf — das will sagen: sich selber. Wer vom ewigen Frieden träumt, verlangt nicht nur das Unausführbare, sondern den Unsinn, er begeht einen schülerhaften Denkfehler. In jenem Menschheitsstaate, der allein den ewigen Frieden verwirklichen kann, würde nicht blos die wundervolle Herrlich-

keit des vielgestaltigen Völkerlebens, sondern auch buchstäblich das politische Denken aufhören. Der Staat ist eine Persönlichkeit, läßt sich nur denken unter einer Mehrheit von anderen politischen Personen. Wie der einzelne Mensch, so bilden auch die Völker, je höher sie aufsteigen, die Eigenart ihres Charakters um so schärfer aus. Wie jeder ganze Mann, jeder Meister befugt ist, sich in der kleinen Welt, die er beherrscht, allen anderen Männern gleich zu dünken — ebenso und mit weit besserem Rechte glaubt jedes große Volk, daß es keinem anderen Volke nachstehe, denn es weiß, daß von den tausend und abertausend sittlichen Kräften, welche die reiche Menschengesittung bilden, irgend eine gerade auf seinem Boden die höchste Entfaltung erlangt hat. In diesem mit der Cultur nothwendig erstarkenden Selbstbewußtsein der Nationen liegt der Grund, warum der Krieg niemals von der Erde verschwinden kann, trotz der engeren Verkettung der Interessen, trotz der Annäherung der Sitten und äußeren Lebensformen.

Erhebt sich zwischen diesen selbstbewußten politischen Personen ein Streit, den die Ueberredung nicht schlichten kann und die freiwillige Unterordnung nicht schlichten darf, so beginnt der Völkerproceß, wie die neue Völkerrechtslehre treffend sagt. Beide Staaten sammeln Alles was sie an geistigem und materiellem Vermögen besitzen, um durch eine gewaltige Entladung der Kräfte ihr innerstes Wesen, ihre Macht zu zeigen. Und die Beweise, welche in diesem furchtbaren Actionenrecht der Völker durch große, dauerhafte Siege geführt werden, sind in der Regel gründlicher, einleuchtender als die Beweismittel des Civilprocesses; sie wirken endgiltig, überzeugend auch für das sittliche Gefühl. Jahrzehnte lang haben wir Männer der preußischen Partei uns müde geschrieben, um zu zeigen, daß Preußen allein die sittliche Kraft besitze, Deutschland neu zu ordnen; der Beweis dafür ward erst auf den Schlachtfeldern Böhmens erbracht. Der Schwärmer beweint, daß das feingesittete Hellas der rauhen Herrschaft der Römer verfallen mußte; der klare Kopf bewundert in dieser großen Fügung die erhabene Gerechtigkeit der Geschichte. Der Staat ist nicht eine Akademie der Künste, er ist Macht. Wenn er seine geistigen Kräfte einseitig ausbildet auf Kosten der physischen, so wird er sich selber untreu und geht von Rechtswegen unter. Und weil es so steht, weil die Selbstbehauptung die erste und unerläßlichste Pflicht des Staates bleibt, darum hängt die Organisation des Heeres mit der Verfassung jedes Staates weit inniger zusammen, als unsere bürgerliche Staatswissenschaft gemeinhin zugiebt. Die Heeresverfassung ändern

heißt einen Grundpfeiler des Staatslebens verwandeln. Das ahnt schon Aristoteles dunkel, wenn er — freilich ohne den Kern der Frage zu treffen — die Reiterei die Waffe oligarchischer, das leichte Fußvolk die Waffe demokratischer Staaten nennt. Darum kann lediglich die gedankenlose Flachheit den Beruf des Kriegers als ein nothwendiges Uebel bezeichnen; er verdient diesen Namen nur, wenn man auch den Beruf des Beamten, des Lehrers, des Schneiders und Schusters nothwendige Uebel nennen will. Jede heilsame menschliche Thätigkeit entspringt der Bedürftigkeit unserer Natur. Es wäre sehr angenehm — denn welche Schlaraffenbilder kann sich eine zuchtlos sinnliche Phantasie nicht erdenken? — wenn wir nichts zu lernen und uns nicht zu kleiden brauchten, wenn wir leben könnten wie unsere Voreltern im Paradiese. Aber jene Beschränktheit unserer Kräfte, die der gefühlsselige Thor bejammert, erscheint dem Manne als der Quell alles Lebens, als der Grund aller Cultur und Geschichte.

Die Hoffnung den Krieg aus der Welt zu vertilgen ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich; sie müßte, verwirklicht, viele wesentliche und herrliche Kräfte der Menschenseele verkrüppeln lassen und den Erdball verwandeln in einen großen Tempel der Selbstsucht. Ich wiederhole hier nicht die allbekannte und keineswegs grundlose Behauptung, daß es der Lebenskraft eines in Fabriken und Contoren verhockten Geschlechtes wohl thut zu Zeiten hinausgeführt zu werden in den schönen Kampf der Waffen; denn für die Abhärtung und den Muth des Leibes können rüstige Volkssitten auch im Frieden leidlich sorgen. Wir müssen vielmehr — denn so fest ist der Krieg mit dem Wesen des Staates verwachsen — eine Kernfrage der Staatswissenschaft berühren. Zwei grundverschiedene Auffassungen streiten sich zu allen Zeiten über das Wesen des Staates, die sociale und die politische. Die bürgerliche Gesellschaft, die Summe der Einzelnen, sieht in dem Staate nur ein Mittel ihre Lebenszwecke zu erleichtern, der harte Politiker erkennt in den Ansprüchen der Gesellschaft nur die Begehrlichkeit, will ihr ganzes Thun dem Staate unterwerfen. Vor den Augen der historischen Wissenschaft und des echten Staatsmannes erscheinen beide Auffassungen gleich berechtigt und gleich einseitig. Denn da Staat und Gesellschaft durch gegenseitige Rechte und Pflichten verbunden sind, so können sie sich nicht lediglich wie Mittel und Zweck zu einander verhalten.*) Die Ge-

*) Vergl. den Aufsatz „die Freiheit“. Bd. I. S. 620 der 3. Aufl.

sellschaft dient nicht blos der Selbstsucht des Einzelnen, ihr Streben geht über den Staat hinaus, sie will durch das verschlungene Getriebe wirthschaftlicher und geistiger Arbeit die weite Erde der Gesittung gewinnen, und neben dieser erhabenen Culturaufgabe des Menschengeschlechts erscheint der Staat allerdings nur als ein Mittel. Der Staat wiederum ist im guten Rechte, wenn er sich selber als Zweck ansieht, denn er weiß, daß sein Dasein erst den Reichthum des socialen Lebens ermöglicht. Dieser ewige Widerspruch wird in ruhigen Tagen bei den freien Völkern der Neuzeit dadurch ausgeglichen, daß der Einzelne seine beste Kraft socialen Zwecken widmet, doch immerhin einige Zeit übrig behält, um politische Pflichten zu erfüllen. Hält dies ruhige Leben eine Weile an, so wird unausbleiblich das eigene Ich mit seinen endlichen Zwecken dem Durchschnitt der Menschen theurer als das Vaterland. Jedes Volk — zu allermeist das fein gebildete — läuft Gefahr, in langer Friedenszeit der Selbstsucht zu verfallen. Einem solchen Geschlechte gereicht es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen großen und gerechten Krieg sendet, und je lieblicher sich die bequeme Gewohnheit des socialen Lebens den Menschen ins Herz schmeichelt, um so fürchterlicher erscheint dann der Rückschlag. Ich sage: das Schicksal sendet den Krieg; denn darum eben wird der Werth dieses grausamen Heilmittels so selten verstanden, weil sich kein Arzt unter den Menschen erdreisten darf, den Krieg wie einen heilenden Trank einem kranken Volke auf Tag und Stunde zu verordnen.

Sobald der Staat ruft: jetzt gilt es mir und meinem Dasein — dann erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermuth. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in dem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis in den Tod, das einmal genossen nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht. Der Streit der Parteien und der Stände weicht einem heiligen Schweigen; auch der Denker und der Künstler empfindet, daß sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum ist ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfeld ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiß ein Jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhme des Staats, er fühlt um sich das Walten unerforschlicher Mächte. Daher die Innigkeit des religiösen Gefühls in jedem ernsten Kriege, daher die herrliche, dem platten Verstande unfaßbare Erscheinung, daß feindliche

Heere denselben Gott um Sieg anflehen. Die Größe des Kriegs liegt gerade in jenen Zügen, welche die schwachmüthige Aufklärung ruchlos findet. Da erschlagen sich Männer, die einander nie ein Leid gethan, die sich als ritterliche Feinde hoch achten; sie opfern der Pflicht nicht blos ihr Leben, sie opfern, was schwerer wiegt, auch das natürliche Gefühl, den Instinct der Menschenliebe, den Abscheu vor dem Blute. Das kleine Ich mit allen seinen edlen und gemeinen Trieben soll untergehen in dem Willen des Ganzen.

Wer das barbarisch findet, den frage ich: wie geht es doch zu, daß noch niemals ein großer und heilvoller Gedanke der politischen oder der religiösen Freiheit eine Macht wurde unter den Menschen, wenn er nicht besiegelt ward durch Blut? Und warum ist der Krieg der Liebling der Kunst in allen Zeiten? Warum sind die Kriegshelden und die Religionsstifter die einzigen Sterblichen, deren Name die Jahrtausende hindurch im Gedächtniß der Völker lebt? Warum wird eine Hörerschaft von unverdorbenen jungen Männern durch die beredteste Schilderung eines Denkerlebens niemals so tief im Innersten erschüttert wie durch die schlichte Darstellung eines großen und gerechten Krieges? Und wen zählen denn alle Völker mit Vorliebe unter ihre großen Redner und Schriftsteller? Doch gewiß jene streitbaren Naturen, die etwas vom Helden in sich tragen, deren Worte klingen wie Trompetengeschmetter. Ist nun diese unausrottbare Begeisterung des Menschenherzens für das Heldenthum nichts als Barbarei und Blutdurst? Und solche heilige Empfindungen allmählich zu ersticken, die menschliche Natur zu verstümmeln — das wäre das Ziel, dem sich die reifende Cultur annähern soll?

Ganz gewiß entfesselt der Krieg auch die rohen Leidenschaften der Völker. Er ist eine That des Gesammtwillens, die gewaltsame Form der Politik; wird er geleitet von einer frivolen Staatskunst, so dringt die Unsittlichkeit in alle Glieder des Heeres. Die Politik der rohen Ländergier macht ihre Soldaten unausbleiblich zu Lanzknechten. Auch der gerechte Krieg weckt die gemeinen Triebe des Menschen; aber welche stark angespannte menschliche Arbeit thut das nicht? Und sind die Laster, welche an den Segen unserer wirthschaftlichen Arbeit anschießen — Habgier und Schwindel, Genußsucht und Herzenshärtigkeit — etwa weniger abscheulich als die Laster des Krieges? Mir scheint, jene friedlichen Bürger, die an die Ufer des Niagarafalles eilen, um, wenn der Himmel gnädig ist, einen armen Teufel von Seiltänzer ins Wasser

stürzen zu sehen — diese achtbare Gesellschaft offenbart mehr Grausamkeit, mehr thierische Wildheit als eine plündernde Soldatenrotte. Die ungeheure Aufregung des Krieges verstärkt und erhöht nicht allein die männisch wilden, sondern auch die frommen und sanften Gefühle des Menschen. Ich weiß, daß ich allen meinen Freunden aus der Seele rede, wenn ich einfach gestehe, daß ich nie im Leben eine so demüthige, so andächtige Dankbarkeit empfunden habe für das Glück ein Deutscher zu sein, als in jenem Sommer, da endlich, endlich die Welt lernen mußte, was dieses Preußen ist. Und wir standen doch nicht selber unter den Fahnen, und wenn wir auch alle wußten, daß ein Krieg, der einem staatlosen Volke einen Staat schaffen soll, der sittlichste aller Kriege ist — der Kampf ward doch geführt wider den Landsmann, riß den Sohn von dem Vater, den Bruder von dem Bruder. Wie gute Menschen fühlen in einem großen nationalen Kampfe wider das Ausland, das hat Niebuhr unvergeßlich schön geschildert. Er sagt, er habe im Jahre 1813 empfunden „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu theilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Tagelang nicht vergessen, wie liebend, friedlich und stark ihm zu Muthe war“. So dachte ein Mann, der die Höhen und Tiefen des Menschenwissens durchmessen hatte, über die Barbarei des Krieges! Der Krieg ist ein Völkerbildner; er bringt nicht blos die Grenzen der Länder ins Wanken, er kettet auch den Landsmann fester an den Landsmann, giebt dem Gedankenlosen eine Ahnung von der unnennbaren Herrlichkeit des Vaterlandes, erwärmt das vertrocknete Gemüth mit einem Strahle der Liebe. Wer darüber lächeln mag, der bemühe sich erst jene Worte Niebuhrs zu verstehen.

Der Krieg bricht plötzlich herein, in unberechenbaren Zwischenräumen, und erscheint darum gesitteten Völkern, die nach einem schönen Gleichmaße des Lebens streben, als eine Aufhebung der natürlichen Ordnung. Auch jene Ertödung des Ich, die der Krieg von dem Kämpfer verlangt, ist dem Denkenden schrecklicher als dem Gedankenlosen. Desgleichen liegt auf der Hand, daß die Wehrpflicht ein reiches Volk schwerer drückt als ein armes, und daß eine hochgebildete Volkswirthschaft von den zerstörenden Kräften des Krieges unverhältnißmäßig hart getroffen wird. So drängen unabweisbare sittliche und wirthschaftliche Gründe nach der Verminderung und Verkürzung der Kriege. Der Ruf, der in Böhmen unter den preußischen Soldaten oft gehört ward: „nur rasch vorwärts an die Donau, damit wir bald heimkehren können“

— drückt naiv und treffend die Gesinnung eines tapferen und gebildeten Volkes aus. Aber wie jeder Einsichtige die Vielgeschäftigkeit der Verwaltung ermäßigen will, ohne darum das Beamtenthum zu vernichten, so berechtigt uns auch die Einsicht, daß die Kriege seltener werden müssen, mit nichten zu dem Wunsche, daß der Krieg aufhöre. Die Völker des Alterthums führten ein einseitig politisches Leben, erschöpften zumeist ihre Kraft durch eine unmäßig kriegerische Geschichte.*) In der modernen Welt erscheinen zwar einzelne Völker, die zu Zeiten ihr ganzes Sein dem Staate und der Kirche weihten und darum durch unablässige Kriege zerrüttet wurden — so vornehmlich Spanien. Doch weit häufiger begegnen uns Nationen, die in einem einseitig socialen Dasein, einem faulen Frieden verkamen — so Italien, so Holland, so unser Vaterland in jener öden Friedenszeit am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, der ein verspäteter Krieg ohne sittlichen Inhalt, eine ungeheure Zerstörung als wohlverdiente Strafe folgte. Und liefen wir nicht unter dem deutschen Bunde abermals Gefahr, derselben sittlichen Fäulniß zu verfallen, wenn nicht das Unwetter des böhmischen Krieges reinigend in die Sumpfluft hineinfuhr?

Der Mensch liebt nur was er versteht. Es bleibt ein ungesunder Zustand, wenn ein Volk ungeheure Opfer bringt für Zwecke, deren Bedeutung von dem Durchschnitt der Gebildeten nicht recht gewürdigt wird. Unser Liberalismus muß zurückkehren zu der alten deutschen Ueberzeugung, daß kriegerische Kraft die Voraussetzung aller politischen Tugenden bleibt, daß der preußische Waffenruhm ein ebenso edles, ebenso redlich verdientes Kleinod bildet in dem reichen Schatze deutscher Ehren wie die Thaten unserer Dichter und Denker, daß die Heiligkeit des Fahneneides, die bei uns unbedingt fest steht, ein Zeugniß giebt für die sittliche Kraft unseres Volkes. Wer unter uns hätte nicht einmal im Sommer 1866 erbittert ausgerufen: warum folgen diese sächsischen und hannoverschen Offiziere nicht dem Beispiel so vieler Soldaten des letzten Bourbonen von Neapel? warum geben sie nicht eine elende Sache preis um des großen Vaterlandes willen? Doch blicken wir heute kalten Blutes zurück und fragen wir, wie jene patriotischen Süditaliener nachher auf dem Schlachtfelde für das große Vaterland fochten, so müssen wir der von den Radikalen so oft verhöhnten deutschen „Hundetreue" den Vorzug geben. Auf dem Boden dieser

*) Vgl. oben S. 60.

festen Mannszucht, wenn er nur erst gesäubert ist von den Wucherpflanzen partikularistischen Neides, kann und wird die edle Vaterlandsliebe eines nationalen Heeres gedeihen; eine Armee, die mit dem Eide spielt, wie seit Jahren die spanische, zerrüttet den Staat und die Sittlichkeit der Nation.

Die Wehrkraft ist die Vorbedingung für das Dasein eines jeden Staates; sie kann darum niemals von einem gesitteten Staate als höchster Lebenszweck betrachtet werden. Auch Preußen war nie ein Militärstaat in diesem rohen Sinne. Nur einmal regierte in der deutschen Hauptstadt der Säbel, und diese kurze Episode des Berliner Belagerungszustandes, die neben den verwandten Erfahrungen anderer Hauptstädte immerhin sehr mild erscheint, gilt heute jedem Denkenden als eine Schmach, als eine häßliche Störung der streng bürgerlichen Rechtsordnung, welche sonst immer in Preußen herrschte. Unter den Hohenzollern überwog der Staatsmann jederzeit den Feldherrn; Soldatenfürsten wie Napoleon oder die schwedischen Karle hat Preußen nie gekannt. Unser größter königlicher Feldherr ließ in dem runden Saale zu Sanssouci die Büste des Soldaten Karl XII. verächtlich zu den Füßen der Bildsäule der Muse aufstellen. Von den beiden Hohenzollern, in denen die soldatische Neigung am stärksten war, hat der eine, Friedrich Wilhelm I., geradezu gefehlt durch übermäßige Friedensliebe, während der andere, Wilhelm I., hundertmal bewiesen hat, daß ihm die friedlichen Interessen seiner Bürger höher stehen als die Freude an seinem tapferen Heer. Preußen hat weniger Kriege geführt als irgend eine andere Großmacht. Doch seine Waffen waren, mit seltenen Ausnahmen, sieghaft; seine Kriege haben dem Reiche nicht nur den größten Theil seines Gebiets erobert, sondern auch den Charakter des Staates wie des Volkes bilden helfen. Wer sieht nicht, wie stark der Geist des siebenjährigen Krieges und mehr noch der schöne Idealismus der Freiheitskriege bis zur heutigen Stunde nachwirkt im preußischen Volke? Was dies bedeutet, lehrt ein Blick auf Oesterreich, an dessen Staat und Volk die Feldzüge der gierigen habsburgischen Hauspolitik fast spurlos vorübergingen. Erwägen wir zudem die Lage Preußens in der Mitte des Welttheils und die handgreifliche Thatsache, daß der deutsche Staat allein unter den großen Culturvölkern das ihm gebührende nationale Gebiet noch nicht erworben hat — so ist unverkennbar, daß in diesem Staate das Heer einen unverhältnißmäßigen Theil der Volkskräfte in Anspruch nehmen muß.

Welch ein Gegensatz zu der Lage Englands! Hier eine unfertige Macht, an den Grenzen dreier eifersüchtiger Großmächte, so tief verflochten in völkerrechtliche Beziehungen, daß sie sogar ihr Zollwesen und andere wichtige Geschäfte der inneren Politik nur auf unnatürlichen Umwegen, durch internationale Verträge, ordnen kann. Dort eine Insel, in behaglicher Sicherheit, ein Staat so unabhängig vom Auslande, daß er hundert Jahre lang die Gesetze des Völkerrechts auf allen Meeren ungestraft mit Füßen treten durfte. Hier ist das Heer noch immer wie in Friedrichs Tagen der Atlas, der die Macht der Monarchie auf seinen Schultern trägt, und darum ein nothwendiges, ein dauerndes Glied des Staats. Dort genügte jederzeit die Flotte, die Geldmacht und eine kleine Truppenzahl, um die Großmachtstellung des Reichs zu erhalten; die Armee ist wesentlich bestimmt die Colonien zu bewachen und darf deshalb ohne Schaden alljährlich in der Meuterei-Acte des Parlaments bezeichnet werden als eine „ungesetzliche“ Institution, welche nur aus Zweckmäßigkeitsgründen noch für ein weiteres Jahr fortdauern soll. Daher der grundverschiedene Verlauf des großen Militärconflicts in der parlamentarischen Geschichte beider Länder. Das englische Parlament beging sicherlich einen schweren Fehler, da es von Wilhelm III. die Auflösung seiner erprobten Truppen verlangte; denn das entlassene Heer mußte nach wenigen Jahren mit großen Kosten neu gebildet werden. Aber Wilhelm III., indem er nachgab, rettete was wichtiger ist als der Bestand einiger Regimenter — das Wesen dieses Staates, die Parlamentsherrschaft. König Wilhelm von Preußen dagegen hielt die Reorganisation des Heeres aufrecht, gegen den Willen des einen Factors der Gesetzgebung, und indem er widerstand, rettete er was wichtiger ist als der Wille der Unterhausmehrheit — das Wesen dieses Staates, seine Kraft Deutschland zu einigen.

Hierin, ohne Zweifel, liegt die wahre Bedeutung der preußischen Armee; sie ist, nächst der Krone der Hohenzollern, das mächtigste Werkzeug des nationalen Gedankens. Seit die kleinen rheinischen Fürsten über den miles perpetuus des großen Kurfürsten, über den immer mächtiger ins Reich bringenden brandenburgischen Dominat jammerten, bis herab zu den Tagen, da Fürst Metternich vor den militärischen Jacobinern des Blücher'schen Hauptquartiers zitterte — jederzeit haben Deutschlands Feinde mit wohlberechtigtem Schauder auf diese blanke Waffe der nationalen Idee geblickt. Dies alte gesunde Verhältniß, eine Zeit lang getrübt durch unselige

Parteiwirren, hat sich heute wiederhergestellt. Die Gründe, welche vor Kurzem noch einen Theil der Nation dem Heere entfremdeten, sind hinweggefallen, seit Niemand mehr die Tüchtigkeit dieser Paradearmee bestreiten kann, und seit wieder schönere Kränze als die traurigen Lorbeeren des Bürgerkrieges die Fahnen unserer Regimenter schmücken. Das preußische Heer ist seit den böhmischen Schlachten wieder gänzlich für die nationale Politik gewonnen; auch in Süddeutschland zählt die Idee der deutschen Einheit nirgendwo so viel entschlossene Anhänger wie unter den fähigen Offizieren.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, den alle Welt belächelte, als Spinoza ihn aussprach, konnte ins Leben treten nur in einer ungeheuren Zeit, da alle gewohnte Ordnung aus Rand und Band ging. Er widerspricht aufs schroffste den Grundsätzen der Arbeitstheilung, welche der Einseitigkeit nationalökonomischer und militärischer Fachmänner als das Höchste gelten. Eben hierin besteht seine Größe. Der staatsmännische Kopf Scharnhorsts wußte, daß das Heerwesen als eine rein politische Institution sich nicht nach volkswirthschaftlichen Regeln richten darf, desgleichen daß die sittliche Kraft des Heeres noch schwerer wiegt als die technische Ausbildung. Unser Heer ist eine Schule der Zucht und Mannheit geworden für die Nation — auch für die Freiwilligen der höheren Stände. Die der Natur entfremdete Lebensweise der vornehmen Gesellschaft bedarf der Abhärtung; der deutschen Schüchternheit ist ein Beruf heilsam, welcher den Mann zwingt das was er ist auch zu scheinen. Die seltenen unbeugsam selbständigen Naturen, die der militärische Zwang verdirbt und verbittert, bestätigen nur die Regel. Die Nation empfindet auch dankbar diese Wohlthat. Die Armee ist in Preußen unzweifelhaft populär, trotz der Parteiverhetzung, trotz der angelernten philanthropischen Wehmuth.

Ein Heer mit solcher Verfassung kann selten oder nie zu frivolen Kriegen mißbraucht werden, kann einen Lanzknechtsgeist gar nicht hegen. Die Phantasie der Leutnants freilich zeichnet sich bei uns wie überall durch tropische Ueppigkeit aus; wie aber unsere reiferen Offiziere ihren Beruf auffassen, darüber hat der Feldherr der Main-Armee einst im Reichstage ein schlichtes deutsches Wort gesprochen. Er meinte, wenn der Krieg beginne, so schlage jedem Soldaten das Herz höher; dann könne er bewähren was er gelernt und seinen Landsleuten zeigen, daß die schweren Opfer, die sie dem Heere im Frieden dargebracht, nicht umsonst gewesen. Also Kriegslust aus Pflichtgefühl — das genaue Gegentheil der

wilden keltischen Kampfwuth, die im französischen Heere oftmals auf= flammt! — Die allgemeine Wehrpflicht ist ein im guten Sinne demo= kratischer Gedanke (obgleich sie, beiläufig, auch die undemokratische Tugend besitzt, Deutschland sicher zu stellen vor der Doktrin des Frauenstimmrechts, diesem allerwiderlichsten Auswuchs radikaler Unersättlichkeit). Das englische Vorurtheil, als ob die constitutionelle Freiheit nur neben einem schwachen Heere gedeihe, sollten wir doch endlich zu den Todten werfen. Der zehnte Theil des norddeutschen Heeres würde genügen, den König gegen vereinzelte Straßenaufstände zu schützen; doch den entschlossenen einmüthigen Willen eines freien Volkes kann die Macht der Bajonette nicht überwinden. Hat denn Cromwells Heer, das stärkste und glor= reichste der englischen Geschichte, vermocht dies monarchische Land für die verhaßte Republik zu gewinnen? Siegreich auf allen Schlacht= feldern ward es zu Schanden an dem friedlichen Widerstande der Nation. Und konnten die Staatsstreiche des ersten und des dritten Napoleon eine dauernde Herrschaft begründen, wenn nicht hinter dem Heere die Masse der Nation gestanden hätte? Vollends in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht ist ein von der Nation tief und ernstlich ver= abscheutes System auf die Dauer rein unhaltbar. Doch allerdings kann der Feldherr unseres Heeres niemals eine Puppe der parlamen= tarischen Parteien sein. Die streng monarchischen Neigungen, welche in jedem großen Heer leben, sind in dem deutschen ungemein kräftig, und will sich der Liberalismus nicht das Schwert seiner nationalen Politik verderben, so muß er diese wohlberechtigte Gesinnung achten.

Unser Heerwesen bedarf, wie jede dauernde, nothwendige In= stitution, der festen gesetzlichen Ordnung. Wir brauchen ein Wehrge= setz, das nicht nur den Umfang der Wehrpflicht, das Verhältniß von Linie und Landwehr genau feststellt, sondern auch die durchschnitt= liche jährliche Friedensstärke dergestalt bestimmt, daß sie weder durch den Kriegsminister einseitig erhöht, noch durch den Reichstag ein= seitig vermindert werden kann. Diese Vorschläge erscheinen Vielen als der verhüllte Absolutismus; denn allerdings wird das Aus= gabebewilligungsrecht des Parlaments, wenn die Präsenzstärke gesetz= lich fest steht, thatsächlich ein beschränktes sein. Aber man bedenke, wie tief unser Wehrsystem in das bürgerliche Leben eingreift, welche ungeheuren Lasten es dem Volke auferlegt; man erwäge, daß bei unserer zwölfjährigen Dienstzeit jeder Reichstagsbeschluß, der einen Jahrgang des Heeres herabsetzt, zwölf Jahre lang umgestaltend und vielleicht zer=

setzend nachwirkt. Der englische Brauch, der das Heer als eine gesetzwidrige Institution dem Belieben des Unterhauses unterwirft, widerspricht der Stellung, welche dem deutschen Heere thatsächlich und rechtlich zukommt. Es ist einfach eine Forderung des Rechtsstaates, daß bei uns diese hochwichtigen Fragen der Willkür von oben wie von unten entzogen sein sollen. Unser Wehrsystem bleibt ein ehrenvolles Zeugniß für den politischen Idealismus der Deutschen; alle unsere Nachbarn beklagen im Stillen, daß sie, die Einen durch die Unbildung, die Andern durch die sociale Selbstsucht, verhindert werden diese Institutionen mit Erfolg nachzubilden. Um so mehr muß die Gegenwart, indem sie dem Heere eine dauernde gesetzliche Ordnung giebt, beweisen, daß sie den großen Gedanken Scharnhorsts, den die Mitwelt kaum begriff, ganz verstanden hat.

Mißlingt die Vereinbarung über ein Wehrgesetz — und allerdings fordert sie von der Krone wie von dem Reichstage große Selbstverleugnung — so werden wir uns aus einem Provisorium in das andere schleppen, stets dicht am Rande eines Conflicts, in einem unwahren Zustande, der einem freien Volke übel ansteht. Gelingt sie dagegen, so werden andere berechtigte Forderungen des Liberalismus sich leichter verwirklichen lassen. Wir rechnen dazu nicht die landläufigen Klagen über das Waffentragen außer Dienst, das vielmehr nothwendig bleibt, um eine Armee mit kurzer Dienstzeit an militärische Haltung zu gewöhnen — wohl aber die Anklagen wider die militärische Gerichtsbarkeit. Der Soldat soll für nichtmilitärische Vergehen dem bürgerlichen Richter Rede stehen, oder — zum allermindesten — unsere Kriegsgerichte müssen öffentlich tagen. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege greift, einmal eingeführt, mit der Sicherheit einer Naturgewalt um sich; ein unüberwindliches Mißtrauen heftet sich heute an jedes geheime Gericht. Der Ruf und das Ansehen der Armee selber leidet, wenn das Heer eine Ausnahme bildet von der allgemeinen Regel. Im Uebrigen wird die wachsende Zeit einige Widersprüche beseitigen, welche heute noch bestehen zwischen dem constitutionellen Leben und den Standessitten, der starr monarchischen Gesinnung des Heeres. Nur die Sitte, nicht das Gesetz kann die einseitigen Ehrbegriffe unserer Offiziere in Einklang bringen mit der sittlichen Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nur die steigende Macht des deutschen Parlamentarismus kann das Heer gewöhnen, die constitutionelle Ordnung als eine Nothwendigkeit zu achten; ein erster Schritt dahin ist schon geschehen, seit

einige unserer Generale als Reichstagsabgeordnete das parlamentarische Leben selber kennen lernen.

Die letzte und schwerste Forderung endlich, die unser Volk an das Heerwesen zu stellen hat, kann ihre Erfüllung nur finden durch den Verlauf der europäischen Geschichte. Unsere Offiziere selber gestehen zu, daß das Heer in Preußen jederzeit ein ganz unbilliges Maß der Volkskraft verzehrte. Doch der deutsche Staat ist seit zwei Jahrhunderten ein werdender Staat, er ist es noch heute. Sind wir dereinst im Hafen, schaltet das deutsche Königthum sicher bis zu den Alpen und zum Bodensee, dann erst darf der Patriot von Abrüstung sprechen. Aber dann werden auch die unabweisbaren Bedürfnisse dieses volkswirthschaftlichen Zeitalters mit solcher Wucht hervortreten, daß die gesetzliche Herabsetzung der gesetzlich vereinbarten Friedensstärke gelingen muß. —

Gleich dem Heere ist auch unser Beamtenthum eine wesentliche Stütze der Monarchie. Jede Nation pflegt die hergebrachte Ordnung ihrer Verwaltung als selbstverständlich anzusehen; nur unter dem Druck schwerer Mißstände wagt man das Recht dieser gewohnten Formen anzuzweifeln. Eine solche Krisis ist seit der Verleihung der Verfassung über Preußen gekommen; selbst gemäßigte geistvolle Köpfe bekennen sich heute zu der Meinung: „Die Tage des monarchischen Beamtenthums sind gezählt. Wie einst die Kirche die großen Culturaufgaben, Unterricht und Armenpflege, welche sie bisher musterhaft besorgt, an den Staat abgeben mußte, so soll auch unser Beamtenthum seinen alten Verdiensten die Krone aufsetzen, indem es sich Schritt für Schritt zurückzieht vor der Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden und schließlich sein Amt für erloschen erklärt.“ Sehen wir zu, ob so weitgreifende Wünsche sich halten lassen.

Die Organisation unseres Beamtenthums gewährt dem Talente einen sehr freien Spielraum, sie steht in Einklang mit dem Idealismus dieses Gelehrtenvolks wie mit der demokratischen Gestaltung unserer Gesellschaft. Die deutsche Anschauung, die von jedem Beamten zuerst wissenschaftliche Bildung verlangt, ist ohne Zweifel einseitig; doch sie hat sich praktisch ebensowohl bewährt und steht sittlich mindestens ebenso hoch wie die Patronage der englischen Aristokratie oder gar der amerikanische Grundsatz: dem Sieger gehört die Beute. Im achtzehnten Jahrhundert, als unser neuer Mittelstand langsam heranreifte und Lessing das moderne gebildete Publicum erst erzog, umfaßte das deutsche

Beamtenthum im Durchschnitt die eifrigsten geistigen Kräfte unseres Volks. Das Ideal des Platonischen Staats, die Herrschaft der Philosophen, war damals bei uns in der That verwirklicht — freilich in höchst prosaischen rohen Formen; und es gereicht unserem Volke nicht zur Schande, daß wir die Rechtswissenschaft lange als die eigentliche Wissenschaft der Beamten betrachtet haben. Besitzen wir einst eine Geschichte des preußischen Beamtenthums — eine schwierige und dankbare Arbeit, die von der deutschen Staatswissenschaft seit Langem schmerzlich vermißt wird — so werden wir erst ganz übersehen, wie wahr es ist, daß die Bureaukratie im Dienste der Krone unsere niederen Stände für die Gesittung, das ganze Volk für das gemeine Recht erzogen hat. Auch heute, nachdem wir dieser Zucht längst entwuchsen, bewahrt unser Beamtenthum noch Vieles von den ehrenhaften Ueberlieferungen aus jener stolzen Zeit, da Friedrich der Große sich selbst den ersten Staatsdiener nannte. Das Lob, das die Franzosen neuerdings dem preußischen génie administrateur spenden, enthält manche Uebertreibung, aber auch viel Wahrheit.

Wie in jedem tüchtigen Beamtenthum, so hat sich auch in dem preußischen ein aristokratischer Zug, ein starker Corporationsgeist entwickelt. Der deutsche Beamtenstand denkt hoch von den Pflichten des Amtes; seine besseren Mitglieder leben wirklich nach jener schönen Vorschrift Steins, welche die Beamten verpflichtete „zur Arbeit für den Staat im Sinne des Königs, nicht als todte Werkzeuge, sondern selbständig, selbstthätig, mit voller Verantwortlichkeit". Das lebhafte persönliche Selbstgefühl, das dem Deutschen im Blute liegt, und die Ueberlieferungen aus der Zeit des Collegialsystems haben den preußischen Beamten noch immer eine starke Unabhängigkeit der Gesinnung erhalten, auch nachdem die rechtliche Sicherheit ihrer Stellung durch die neuen Disciplinargesetze schwer geschädigt worden. Nur grobe Unkenntniß kann den deutschen Beamtenstand auf eine Linie stellen mit dem französischen, der ja in seiner ungeheuren Mehrheit aus Subalternen, employés, besteht und darum allerdings eine willenlose Heerde bildet. Wer war jener preußische Landtagspräsident, der in den bewegtesten Tagen der Conflictszeit mit dem Kriegsminister persönlich zusammenstieß? Ein activer königlicher Regierungsrath. Eine Thatsache, die in Italien oder Frankreich rein undenkbar wäre. Als der Welfenkönig einst seinen Beamten das cynische Sprichwort, „weß Brod ich esse, deß Lied ich

singe", einschärfen ließ, da ging ein Ruf der Entrüstung durch die deutsche Beamtenwelt. Die Meinung, daß der Beamte nur innerhalb der Schranken des Gesetzes zum Gehorsam verpflichtet sei, steht in Deutschland unerschütterlich fest; darum kann auch das Beamtenthum in Tagen der Noth eine Stütze des Thrones werden. Niemand hält für möglich, daß nach einer Revolution in Berlin unsere Beamten sich der siegreichen Partei so blind, so treulos unterwerfen würden, wie die französischen regelmäßig thaten.

Doch freilich, die Bedeutung dieses hochverdienten Standes ist gesunken und wird noch mehr sinken. Seit die neuen technischen Berufe emporgekommen, seit der Reichthum der Mittelklassen so gewaltig stieg, bildet das Beamtenthum längst nicht mehr die Elite der Nation. Während der Beamte noch vor zwei Menschenaltern den Kleinbürger väterlich belehrte über die Bildung von Actiengesellschaften, erscheint er heute in dem großartigen Verkehrsleben der westphälischen Industriebezirke oft rathlos und beschämt als ein Unwissender neben dem Ingenieur, dem Fabrikanten. Auch die Rechtskunde ist nicht mehr der ausschließliche Vorzug der Bureaukratie, da die Industrie eine Menge tüchtiger juristischer Kräfte in ihren Dienst zieht und der Beruf der Rechtsanwalte unzweifelhaft bald eine freiere und einflußreichere Stellung erlangen wird. Die Bureaukratie steht ferner seit der Verleihung der Verfassung nicht mehr unbefangen über dem Streite der Parteien. Jenes harmlose Vertrauen zu dem unparteiischen Beamtenthum des Absolutismus, das noch vor dreißig Jahren Perthes in seinem wackeren Buche „über den Staatsdienst in Preußen" aussprach, gehört einer Welt an, die nicht mehr ist. Während das englische Beamtenthum stets mit dem Parlamente fest zusammenhing, ist das unsere herangewachsen im Kampfe gegen die ständische Libertät. Begreiflich genug, daß der Stand mit Eifersucht auf die neuen parlamentarischen Größen schaute. Die vielseitige dilettantische Redefertigkeit, die dreiste Kritik, welche mit der freien Presse und den Rednerbühnen heraufkamen, stießen den ernsten Fachmann ab. Allen Reformvorschlägen hielt er die herrische Antwort entgegen: durch diese Verwaltung ist Preußen groß geworden; warum soll sie nicht den Staat auch einer größeren Zukunft glücklich entgegenführen? Indeß wie sehr man sich auch sträubte, der Parteigeist des constitutionellen Lebens drang unaufhaltsam auch in das feste Gefüge der alten Bureaukratie; Parteiminister besetzten die wichtigen Aemter mit gesinnungstüchtigen „Strebern". Die alten Formen der Verwal-

tung sind in Wahrheit schon seit Steins Städteordnung unhaltbar, und da die nothwendige Reform während eines halben Jahrhunderts ausblieb, so entwickelten sich in der Verwaltung alle die Fehler, welche nothwendig einer sich selbst überlassenen regierenden Klasse anhaften: eine Vielregiererei, die einfache Verwaltungsfragen in fünf Instanzen entschied, nicht minder das Bestreben, die Verwaltung von jeder Verantwortung vor den Gerichten zu befreien — eine Tendenz, die sich Schritt für Schritt in den Cabinetsordres seit 1820 verfolgen läßt. Als endlich die neuen Provinzen dem Staate hinzutraten, da zeigte sich allein das Heer den neuen Aufgaben gewachsen, weniger die Justiz und am allerwenigsten die Verwaltung.

Seitdem ist die Forderung der Verwaltungsreform in Aller Munde, und sie wird sicherlich erfüllt werden, wenn man sich begnügt mit der dreifachen Aufgabe, einmal dem jungen Nachwuchs der Bureaukratie eine gründliche staatswissenschaftliche Vorbildung zu geben, sodann dem Ermessen der Verwaltung, der Willkür der herrschenden Partei feste rechtliche Schranken zu ziehen, endlich das System der bureaukratischen Verwaltung durch ein zusammenhängendes System der Selbstverwaltung zu ergänzen — nicht aber zu zerstören. Ein zahlreiches monarchisches Soldbeamtenthum bleibt für die deutsche Verwaltung eine Nothwendigkeit, nur soll es nicht mehr die allein regierende Klasse sein. Eine parlamentarische Aristokratie, fähig, unser monarchisches Beamtenthum zu ersetzen, ist in Deutschland offenbar nicht vorhanden. Versuchen wir doch soeben zum ersten Male, ob sich bei uns Ehrenämter der Ortsverwaltung durchsetzen lassen, welche die volle Manneskraft des Beauftragten in Anspruch nehmen. Eine neue Aristokratie aber wird in diesem demokratischen Jahrhundert schwerlich entstehen. Man malt uns so oft das glänzende Bild der englischen oder gar der altrömischen Adelsherrschaft. Aber fühlt man denn nicht, daß unser innerstes Wesen, die heiligsten Rechtsbegriffe der Deutschen sich sträuben wider jedes System des Nepotismus, der Patronage, das von jeder Aristokratie unzertrennlich ist? Wenn Lord Grey, der den festländischen Anschauungen näher steht als die Mehrzahl der Briten, unbefangen sagt: unter allen Belohnungen, die man einem verdienten Politiker gewähren kann, ist die Beförderung seiner Söhne und Verwandten unzweifelhaft die unschuldigste — wenn Lord Campbell ebenso unbefangen die Regel aufstellt: der Lordkanzler soll bei der Besetzung der Kirchenämter verfahren nach den Rücksichten, die er der Religion,

der Freundschaft oder der Partei schuldig zu sein glaubt — so kann ein Deutscher nur antworten: eine solche Weise der Stellenbesetzung ist unmöglich für Deutschland und seine demokratischen Sitten. Wie in unserem Heere die Führerstellen allen Befähigten — nicht blos, nach altrömisch-englischer Weise, der Aristokratie — offen stehen, und wie wir erwarten, daß dieser längst zu Recht bestehende Grundsatz auch thatsächlich immer mehr befolgt werde — ebenso verlangen wir in der Verwaltung den freien Wettbewerb aller Talente, die Ernennung durch den König.

Es gilt nur, den Gefahren, welche in der wirthschaftlichen Unselbständigkeit des Staatsbeamtenthums liegen, zu begegnen, der Macht der Bureaukratie Ehrenbeamte aus den besitzenden Klassen als ein Gegengewicht an die Seite zu stellen. Es gilt nur, das von dem Beamtenthum selbst zur Zeit der Städteordnung begonnene Werk fortzusetzen. Ist diese Selbstverwaltung dereinst durchgeführt, so wird man, billiger denn heute, zugestehen, daß eine in der Kleinstaaterei verkümmerte Nation schlechterdings eines Standes bedarf, der nur dem Ganzen lebt. Es ist eine Forderung der praktischen deutschen Einheit, daß ostpreußische Beamte nach Nassau, hessische nach Schlesien versetzt werden; nur der partikularistische Philister jammert, wenn der nationale Staat dies sein gutes Recht mit Maß und Umsicht übt. Auch ist das Ansehen des Beamtenthums im Volke noch keineswegs verschwunden. Noch immer erweist der kleine Mann dem Beamten ungezwungen eine Achtung, die er dem Edelmanne nicht erzeigt, noch immer drängen sich Jahr für Jahr tüchtige junge Kräfte der höheren Stände in die Beamtenlaufbahn. Selbst unsere Parlamente erkennen die Bedeutung, welche der Bureaukratie noch heute zukommt, stillschweigend an: sie gebrauchen ihr Recht der Initiative, wenn auch häufiger als weiland die französischen Kammern, immerhin in bescheidenem Maße. Sogar die neue Kreisordnung ist durch das Beamtenthum entworfen, und nichts berechtigt uns zu der Forderung, daß diese Selbstbeschränkung der Bureaukratie schließlich zur Selbstvernichtung führen solle. Es geht nicht an, daß die Masse unserer Beamten, wie in England, in eine subalterne Stellung herabgedrückt und eine kleine Anzahl der höchsten Aemter den parlamentarischen Führern vorbehalten werde. Die Grenze zwischen den höheren und den subalternen Beamten liegt bei uns tiefer unten als in England, sie liegt da, wo die studirten und die nichtstudirten Beamten

sich abscheiden; und dies entspricht unseren demokratischen Sitten. Daher wird in Preußen die Regel bleiben, daß die Mehrzahl der Minister aus den Reihen des Beamtenthums hervorgeht; diese Regel beseitigen hieße der Bureaukratie einen heilsamen Stachel des Ehrgeizes nehmen, ihren geistigen Gehalt allmählich herabdrücken. Daher wird es auch nicht gelingen, unser Beamtenthum von dem politischen Parteikampf fern zu halten; jede Partei wird — mindestens noch im nächsten Jahrzehnt — wünschen müssen, sich im Parlamente zu verstärken durch die Sachkenntniß von Beamten, welche sich auf jede Gefahr hin entschließen, ein Mandat anzunehmen. Daß durch diese Verhältnisse unser constitutionelles Leben sehr verwickelt wird, liegt auf der Hand. Aber es ist nicht anders; wir sollen rechnen mit einem lebendigen Königthum, das aus heimathlosen Juristen und Söldnern ein Staatsdienerthum und ein nationales Heer gebildet hat und auf beide noch heute sich stützt.

Dasselbe Ergebniß tritt uns entgegen, sobald wir noch einen Blick werfen auf die ständischen Gegensätze. — Jedermann weiß, wie oft und schwer der deutsche Adel gesündigt hat durch ständische Selbstsucht, durch die Mißachtung geistiger Größe, durch seinen vaterlandslosen Sinn, der an allen kleinen Höfen eine undeutsche Politik förderte, desgleichen wie thöricht er selber sein Ansehen geschädigt hat durch ein lächerliches Standesrecht, das ihn als eine Kaste abschloß und zugleich die Würde des Standes durch die gleichmäßige Vererbung der Adelstitel erniedrigte. Es versteht sich von selbst, daß der deutsche Staat das Wenige, was heute noch der Gleichheit vor dem Gesetze widerspricht, unbarmherzig hinwegräumen wird, ebenso, daß alle Versuche, durch die Einführung der Primogenitur u. dergl. dem Stande wieder aufzuhelfen, verlorene Mühe sind. Der Staat soll lediglich zusehen, wie die Masse der „Herren von“ allmählich in dem Bürgerthum verschwindet und nur eine Minderzahl von Geschlechtern, die durch Reichthum und große Ueberlieferungen hervorragen, ein aristokratisches Ansehen behaupten. Eine politische Aristokratie im stolzesten Sinne, welche die Volkswahlen beherrscht, die Beamten als Werkzeuge gebraucht und selber die Regierung führt, kann aus unserem Adel nicht werden. Jedes große Culturvolk erlangt zuletzt immer die Lebensformen, die es ernstlich will; dies gilt noch sicherer von der socialen als von der politischen Ordnung. Unsere Nation hat die socialen Vorbedingungen des aristokratischen Regiments nie gewollt, sie sträubte sich stets mit unbeirrbarem Instinkte gegen die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes, auf dessen Trümmern

in England, wie einst in Rom, die Adelsherrschaft emporwuchs; sie hat jederzeit der Monarchie zugejubelt, wenn diese den kleinen Mann gegen den Edelmann schützte, und sie lebt noch heute des Glaubens, daß die markige Kraft unseres freien Bauernstandes durch die Schwächung des Adels nicht zu theuer erkauft ist. Erst die Zukunft wird lehren, ob die großartigen aristokratischen Kräfte, welche Deutschland in seinem hohen Adel besitzt, in den Dienst des nationalen Staats hineingezogen werden können.

Und trotz alledem ist dieser Adel, dessen Gebrechen so häßlich in die Augen springen, bedeutsamer, mächtiger, als der Liberalismus zugestehen will. Graf Bismarck soll einmal sich vermessen haben, er werde den Junkernamen zu Ehren bringen. Das ist ihm bei dem großen Publikum allerdings nicht gelungen; wohl aber hat er jedem politischen Kopfe bewiesen, daß wir Liberalen irrten, wenn wir einst lächelnd von der „kleinen aber mächtigen Partei“ sprachen. Wer darf denn leugnen, daß nur ein preußischer Edelmann im Stande war, die Politik zu leiten, welche das neue Deutschland gegründet hat — wie auch nur ein piemontesischer Edelmann vermochte das Königreich Italien zu schaffen? Und steht es also, ist dann nicht sonnenklar, daß dieser Adel noch eine sehr wirksame Macht besitzt? Der preußische Adel ist nicht parlamentarisch wie der englische, nicht höfisch wie der altfranzösische oder der Adel der deutschen Kleinstaaten, sondern monarchisch. Er zog regelmäßig den Kürzeren, wenn er gegen die Monarchie kämpfte, doch er ward ein kräftiges Glied des Staates, seit er seine Ehre darin suchte, der Krone zu dienen. Fast in allen ihren Gebieten begann die Herrschaft der Hohenzollern mit einem harten Kampfe, der den Adel dem Staate unterwarf; und aus den Kreisen jener Quitzow, Kalkstein, Ravenhaupt, die um der Adelslibertät willen selbst vor dem Landesverrathe nicht zurückschraken, ging nach und nach ein treues Geschlecht hervor, das für den Glanz unserer Fahnen freudig sein Blut dahin gab. Sieht man ab von dem Adel des Münsterlandes, der zwar in aristokratischen Vermögensverhältnissen lebt, doch leider nur eine Mutter Kirche kennt, so darf überall sonst in Preußens alten deutschen Provinzen der Adel sich rühmen, daß er ein Vaterland habe. Unsere Geschichte kennt keine Emigranten; darum ist der Adelshaß, der in Frankreich guten Grund hat, in Preußen sinnlos. In den alten Häusern, die seit so vielen Geschlechtern dem Vaterlande dienen, besteht ein Familienstolz, dessen sittliche Kraft den landesüblichen Spott wahrhaftig nicht verdient. Wer in diesen Kreisen

etwas bewandert ist, der wird auf zehn Fälle, wo der Familienstolz in rohen Dünkel ausartete, zehn andere nennen können, wo die Erinnerung an die Ehre der Väter den Enkel vor der Gemeinheit bewahrte. Die Erziehung des preußischen Adels war von jeher bedacht mehr den Charakter als den Geist zu bilden — obgleich man immerhin nicht berechtigt ist, die Achseln zu zucken über die künstlerische und wissenschaftliche Begabung des Standes, dem die Humboldts und L. v. Buch, Heinrich Kleist und Achim Arnim entstammen. Sein Stolz war, dem Staate zu dienen, und nur der Undank kann vergessen, daß unsere Feldherren fast sämmtlich, von unseren großen Staatsmännern sehr viele adlich waren. Auch in die neue constitutionelle Ordnung hat sich der Adel, nach einigen thörichten Widerstandsversuchen, nicht ohne Geschick eingelebt; er ist durch die parlamentarischen Kämpfe unleugbar gekräftigt worden und würde schwerlich, wenn heute ein neuer Märzsturm hereinbräche, sich abermals so kopf- und muthlos zeigen wie im Frühjahr 1848.

Der weitverzweigte mittelbare Einfluß aber, den diese alten Geschlechter in unserem Staate ausüben, kann weder durch Gesetze noch durch ein liberales Regierungssystem ganz gebrochen werden. Der Adel wird, auch wenn das lächerliche und unwürdige Vorrecht der Courfähigkeit beseitigt ist, immer an den Höfen und folglich auch in der Diplomatie eine große Anzahl wichtiger Aemter bekleiden. Er wird nach wie vor viele seiner Mitglieder in die Beamtenlaufbahn schicken und im Offiziercorps stark vertreten bleiben, da die Erfahrung lehrt, daß die Söhne der industriellen Westprovinzen für das Heerwesen weniger Neigung zeigen. Er stützt sich endlich in den östlichen Provinzen auf einen sehr bedeutenden großen Grundbesitz; ohne seine freudige Mitwirkung können wir dort im Osten niemals eine kräftige Selbstverwaltung begründen.

Und besteht denn irgend ein vernünftiger Grund, über diese Verhältnisse zu klagen? Nicht blos die Engländer, auch die demokratischen Italiener geben unbefangen die Thatsache zu, daß vornehme Geburt in der Regel ein Vortheil ist für den Staatsmann. Wie es dem Bürgerlichen leichter fällt, ein tüchtiger Professor zu werden, weil er gleichsam in gelehrter Luft aufwächst, so fällt dem vornehmen jungen Manne leichter, sich zum Staatsmanne auszubilden: er verbraucht freilich viel schöne Kraft, um Vorurtheile zu überwinden, die dem Bürgerlichen den Blick ins Leben nicht trüben, dafür lernt er schon in den

Jahren, die der Emporkömmling in subalternen Verhältnissen verbringt, die schwere Kunst, zu befehlen und die Welt im Großen zu betrachten. In allen Großstaaten Europas — Frankreich allein ausgenommen — behauptet der Adel noch heute eine fühlbare Macht. Mustern wir die politischen Köpfe, welche Deutschland innerhalb und außerhalb des Staatsdienstes besaß, so finden wir den Adel jederzeit sehr stark vertreten. Daß so unzweifelhafte Thatsachen von einem Theile unseres Bürgerthums beharrlich abgeleugnet werden, erklärt sich nur aus dem tiefen, krankhaften Grolle, den die Zeit der adlichen Vorrechte hinterlassen hat. Schon Stein weissagte einst, das Volk werde einem neidischen Ständehasse verfallen, wenn man ihm allzulange die Verfassung vorenthalte. Es ist wie ein Reden aus Fesseln heraus, wenn der eine Stand über den andern spricht. Viele demokratische Gedanken, die man selbstgefällig als ideale Freiheitsbestrebungen schildert, erscheinen bei scharfer Prüfung als Ergebnisse der Interessenpolitik des Mittelstandes; die üblichen Standreden gegen das Junkerthum entspringen nicht allein dem wohlberechtigten Drange nach Rechtsgleichheit, sondern zuweilen auch dem ständischen Neide. Es giebt auch einen bürgerlichen Dünkel, eine unerquickliche Empfindlichkeit, die in jedem Worte eines Edelmannes alsbald Hochmuth wittert und im Stillen der festen Ueberzeugung lebt, daß der Adliche sofort den Schirm aufspannt, wenn es Verstand vom Himmel regnet. Kurz vor dem böhmischen Kriege bewies ein namhaftes Mitglied der Fortschrittspartei in einem öffentlichen Vortrage, daß das Bürgerthum auch an dem Kriegsruhme Preußens den Hauptantheil habe: er begann mit dem tapferen Schneider Derfflinger, setzte mit einem kühnen Sprunge über die unverbesserlichen Edelleute der fridericianischen Heldenschaar hinweg, verweilte gerührt bei Scharnhorsts bäuerlichem Blute, bei Yorks und Gneisenaus zweifelhaftem Adel und schloß triumphirend mit der Enthüllung, daß Bülow von Dennewitz ein uneheliches Kind gewesen sei und seine Mutter sogar — was die aufgeklärten Zuhörer ganz absonderlich erbaute — Friderike Schulze geheißen habe! Ist es zu hart, wenn ich meine, daß in solchen Worten eine kleinliche Bornirtheit bürgerlichen Dünkels sich kundgiebt, welche der Roheit eines hausknechtprügelnden Junkers keineswegs nachsteht?

Der ernste Politiker wird den Werth der militärisch-politischen Ueberlieferungen des preußischen Adels nicht geringschätzen, er wird noch weniger verkennen, wie viel darauf ankommt, diese einflußreichen

Klassen ihrer ständischen Vorurtheile zu entwöhnen und sie gänzlich für Parlament und Selbstverwaltung, für den Ausbau unserer Verfassung zu gewinnen. Das aber vermag allein ein starkes Königthum. Nur die Krone kann, so sie ernstlich will, diesen monarchischen Adel bewegen, die berechtigten Forderungen des Liberalismus zu erfüllen; sie wird, wenn die Stunde kommt, sogar im Stande sein, einen radikalen Umbau der ganz verfehlten Bildung des Herrenhauses durchzusetzen.

Doch dieser sociale Gegensatz erscheint im Ganzen geringfügig, denn Grundadel und Bürgerthum werden verbunden durch die Gemeinsamkeit der Bildung und der wirthschaftlichen Arbeit, welche beide in Deutschland einen überwiegend bürgerlichen Charakter tragen. In einem Staate des gemeinen Rechts sind die Gegensätze der Bildung die einzigen wahrhaft bedenklichen Standesunterschiede, und ein solcher Bildungsgegensatz droht heute die besitzenden von den arbeitenden Klassen zu trennen. Wir leben in einer gewaltigen Umwälzung der Volkswirthschaft, welche die Ungleichheit des Besitzes und der Bildung begünstigt, die Massenarmuth dem großen Capitale zu unterwerfen sucht. Es ist ein grandioses Schauspiel, vielleicht das größte dieser reichen Zeit. Sein erster Akt hat kaum geendet, und Niemand kann sagen, ob der Verlauf der Handlung zu einer Versöhnung oder — wie so viele verwandte Epochen der Geschichte — zu einem socialen Kriege führen wird. Die Gewerbegesetzgebung des norddeutschen Reichstags hat allerdings den hocherfreulichen Beweis geliefert, daß unsere besitzenden Klassen nicht gewillt sind, in die engherzige Selbstsucht der französischen Bourgeoisie zu verfallen. Aber wer bürgt dafür, daß solche rühmliche Gesinnung dauern werde? Weil der moderne Mittelstand nicht durch Privilegien von den Massen getrennt ist, so liegt ihm überall die Versuchung nahe, sich selber für die Nation zu halten, gleichwie die von ihm ganz beherrschte Presse beharrlich sich selber mit der öffentlichen Meinung verwechselt. Sogar jene trefflichen norddeutschen Gesetze lassen doch an einzelnen Stellen erkennen, daß das Interesse der Unternehmer in dem Reichstage stärker vertreten war als die Anliegen der Arbeiter. Unsere Massen fühlen, und leider mit Recht, daß ihr Wohl von der Gesellschaft allzu lange vernachlässigt wurde; sie sind nicht, wie noch immer ein großer Theil des englischen Volks, daran gewöhnt, die Herrschaft der höheren Stände als selbstverständlich anzusehen; die Schmeichelkünste der Demokratie, die lockenden Lehren der Communisten haben den Glauben an die Berechtigung der

bestehenden Güterverteilung untergraben. Wir bedürfen einer unablässig thätigen Gesetzgebung, um den Gegensatz der Bildung wenigstens zu mildern, den Arbeitern die Ansammlung eigenen Capitals zu erleichtern und ihnen ein menschenwürdiges häusliches Leben zu sichern.

Möglich, daß solche mittelbare Maßregeln zur Hebung der unteren Klassen genügen. Doch unsere Großindustrie steht noch in den Jünglingsjahren; wer darf denn sagen, welches Gesicht sie im Mannesalter zeigen wird? Es ist ebenso möglich, daß dies Alles nicht genügt, daß der Staat schließlich erklären muß: „das Privateigenthum ist kein absolutes Recht, sondern den Pflichten der nationalen Selbsterhaltung untergeordnet; wie ich einst den Grundadel gezwungen habe, zum Besten der Bauern auf wohlerworbene Rechte zu verzichten, so verlange ich jetzt, daß die Unternehmer Opfer bringen zum Besten der arbeitenden Klassen, daß sie einen bescheidenen Theil ihres Reingewinnes für das Wohl der Arbeiter verwenden." Daran ist Gott sei Dank kein Zweifel, daß die hochgebildete Sittlichkeit des deutschen Bürgerthums einem solchen Staatsgebote, wenn es sich je als unerläßlich zeigte, schließlich gehorchen wird. Aber der Anstoß zu so tief einschneidenden socialen Reformen kann nur ausgehen von der Krone, nicht von einem Parlamente, das wesentlich aus Vertretern der besitzenden Klassen besteht. Wird doch heute schon der bescheidene Hinweis auf solche Möglichkeiten sofort in der Presse als Socialismus verketzert; sieht sich doch selbst der englische Staat gezwungen, die Verhältnisse der Fabrikarbeiter nicht durch die vermögenden Beamten der Selbstverwaltung zu überwachen, sondern durch Staatsbeamte, welche in solchen Fragen unparteiisch dastehen. Die unzufriedenen Massen, man täusche sich nicht, hegen mehr Vertrauen zu dem Königthum als zu dem Parlamente.

Die socialen Zustände sind in Deutschland im Ganzen gesünder, die Klassengegensätze minder schroff als in Frankreich; Niemand denkt bei uns an eine populare Tyrannis, einen socialisme autoritaire. Doch ein starkes Königthum, das über den socialen Gegensätzen steht, ist uns unentbehrlich, um den Frieden in der Gesellschaft zu wahren und zu festigen, die gewaltigen Probleme, welche die rasch anwachsende Volkswirthschaft noch aufwerfen wird, unbefangen zu lösen.

Ebenso kann nur die Monarchie den confessionellen Frieden behüten vor den Gefahren, welche ihm die allzufrüh und ohne Bürgschaften gewährte Freiheit der katholischen Kirche bereiten mag. Auch unsere tief zerrüttete evangelische Kirche, eng verbunden wie sie ist mit dem

Königthum, wird eine leidliche Verfassung erst dann erhalten, wenn die Krone dereinst zurückkehrt zu ihren alten schönsten Ueberlieferungen. Gänzliche Heilung ist hier freilich undenkbar, seit die Mehrzahl der selbständigen Köpfe sich der erstarrten Dogmatik entfremdet hat. Und ist nicht die Freiheit unseres gesammten geistigen Lebens der Monarchie zu Dank verpflichtet? Warum bekennen heute radikale Amerikaner wie Richard Hildreth — was Tocqueville's staatsmännischer Blick schon vor vierzig Jahren sah — daß die Freiheit der Discussion in Amerika beschränkter sei als in Deutschland? Warum klagt Mill über die unwiderstehliche Tyrannei der Gesellschaft in England, welche stillschweigend verbietet, daß manche hochwichtige, vornehmlich religiöse, Fragen öffentlich besprochen werden? Und warum sind solche Klagen in Deutschland weit weniger berechtigt? Die Ursache liegt zum Theil in dem unbeugsamen Wahrheitstriebe unseres Volkscharakters, zum anderen Theile in unserer monarchischen Staatsordnung. Dies große Vaterland der Freiheit des Gedankens hat eine Tyrannei der Mehrheit nie gewollt, weder im Staate noch in der Gesellschaft; und daß dem so bleibe, daß es in Deutschland der Mehrheit nie gelinge, die Minderheit zu unterjochen, sie mundtodt zu machen, dafür soll unser nationales Königthum schützend einstehen.

Erwägen wir diese Macht des preußischen Königthums und die großen Aufgaben, welche die deutsche Nation noch mit seiner Hilfe zu lösen hat, so scheint unverkennbar, daß unser Liberalismus einige seiner Lieblingswünsche ermäßigen muß, die mit einer lebendigen monarchischen Gewalt sich nicht vertragen. Dazu zählt vornehmlich das Verlangen nach einer Parteiregierung im englischen Sinne und nach dem Rechte der unbeschränkten Steuerverweigerung.

Darüber ist kein Streit möglich, daß ein Ministerium auf die Unterstützung des Parlaments zählen muß, wenn es in der Gesetzgebung fruchtbar und segensreich wirken soll. Nur ein falscher bureaukratischer Dünkel sträubt sich noch, diese längst zur Thatsache gewordene Macht unserer Parlamente anzuerkennen; es gilt in den Beamtenkreisen noch für schimpflich, zurückzutreten vor einer Mißtrauenserklärung der Kammern. Glücklicherweise kommt die körperliche Gebrechlichkeit der preußischen Minister dem deutschen Parlamentarismus zu Hilfe. Nachhaltige parlamentarische Angriffe pflegen das Nervensystem des unhaltbaren

Ministers zu erschüttern; er beginnt zu kränkeln, läßt dann noch eine, gemeinhin recht langwierige, Anstandspause verstreichen und erbittet endlich aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung. Daß eine sehr nahe Zukunft diese preußischen Ministerfieber lächelnd zu den Kinderkrankheiten unseres parlamentarischen Lebens zählen wird, ist freilich zweifellos. Doch nun drehe man den Spieß um und stelle die Gegenfrage: wäre ein preußisches Ministerium, das dem Könige gegen seinen entschiedenen Willen aufgedrängt würde, nicht ebenfalls mit Unfruchtbarkeit geschlagen? Müßte eine solche Regierung den Frieden unseres Staats nicht noch weit gründlicher zerrütten als ein Cabinet ohne Rückhalt am Parlamente? Oder hält man für denkbar, daß ein Ministerium, gebildet aus der Kammermehrheit von 1865, hätte schöpferisch wirken können? Eine englische Regierung ist freilich nicht, wie man auf dem Festlande gemeinhin annimmt, blos das willenlose Werkzeug des Parlaments, sie leitet vielmehr selber das Haus der Gemeinen, wenn anders sie aus tüchtigen Männern besteht, aber sie verdankt ihre Macht wesentlich der Zustimmung des Parlaments. Eine preußische Regierung dagegen empfängt nicht blos ihren Rechtstitel, sondern auch den wichtigsten Theil ihrer Macht durch den König, nur daß sie des Vertrauens der Kammer bedarf, um diese Macht segensreich zu bethätigen.

Wie lange wollen wir Liberalen uns noch in die Irre führen lassen durch jene doktrinäre Sophisterei Stahl's, die unserem Staate die Wahl stellte zwischen „Autorität und Majorität"? So rohe Gegensätze beherrschen unser politisches Leben mit nichten. Geist und Buchstabe unseres Staatsrechts verlangen, daß der König seine Räthe nach bestem Gewissen ernenne; irrt er sich dabei, so ist es eben Aufgabe der Kammern, durch die geistigen Waffen des parlamentarischen Kampfes die Krone zu überzeugen, daß diese Hände die Regierung nicht führen können. Unsere Verfassung betrachtet die Autorität und die Majorität nicht als Feinde, als Gegensätze, die sich ausschließen, sie weist beide darauf hin, sich fortwährend zu verständigen. Daß es wirklich so steht, wird durch die Haltung unserer Parteien Tag für Tag bewiesen. Zwei einflußreiche Minister sind in den letzten Jahren gestürzt worden — unleugbar durch das Parlament, obgleich man den Muth nicht fand, dies offen und männlich einzugestehen. Aber weder die Presse noch die Kammer dachte daran, der Krone einen Candidaten für die erledigten Aemter zu bezeichnen. Der König ernannte in beiden Fällen einen Mann aus der Bureaukratie, dem er zutraute, daß er das Vertrauen

des Parlaments gewinnen werde, und das Land hatte in beiden Fällen Grund sich Glück zu wünschen.

Darum halten die Deutschen auch fest an dem alten Glauben, der natürliche Beruf einer monarchischen Regierung sei, über den Parteien zu stehen. Wir wollen nicht jene Unterdrückung der Minderheiten, welche in England doch sehr hart empfunden wird — denn bestünde sie nicht, so würden nicht die Hare, Mill und Lorimer sich beharrlich an dem Probleme abquälen, wie man durch ein künstliches Wahlsystem die Minderheit schützen könne. Wir wünschen unserer Regierung nicht jene Starrheit der Parteigesinnung, welche sich während der Blüthezeit des englischen Parlamentarismus so drastisch aussprach in dem bekannten Worte: „dieser Fall ist nicht zu vertheidigen; wir müssen von unserer Majorität Gebrauch machen". Wir haben unter dem Ministerium Manteuffel und in den Tagen des Conflicts allzu schmerzlich erfahren, daß ein Parteiregiment auf deutschem Boden zugleich die gehässigste und die unfruchtbarste Regierungsweise ist. Ein völlig parteiloses Regiment ist im constitutionellen Staate allerdings nicht möglich, und hierin liegt die ärgste Schwäche des Parlamentarismus; aber so gewiß unsere Minister die Minister der Krone sind, ebenso gewiß sind sie verpflichtet, das Parteiinteresse dem Staatswohl unterzuordnen, nach jener unparteiischen Haltung zu streben, welche einer monarchischen Regierung allein geziemt. Das Ministerium Bismarck ist das einzige unserer constitutionellen Cabinette, dem bedeutende heilsame Reformen gelungen sind; und diese Regierung hat, trotz ihres überwiegend conservativen Charakters, seit dem Sommer 1866 aufgehört eine Parteiregierung zu sein, sie verdankt ihre wichtigsten Erfolge der Unterstützung der Liberalen. Ihr Schaffen verdient überall da Lob, wo sie verstanden hat sich über die Parteien zu erheben, überall da Tadel, wo sie sich von einseitigem Parteigeist leiten läßt — also namentlich im Kirchen- und Unterrichtswesen.

Das System der Parteiregierung hat sich noch in keiner großen Monarchie des Festlandes bewährt. Das frivole Treiben jener neidischen Coterien, welche unter Ludwig Philipp mit der Staatsgewalt Fangeball spielten, endete mit einem schmählichen Bankbruch. Auch Cavours Verwaltung bestätigt nur die Regel. Dem genialen Staatsmanne gelang für einige Jahre, das subalpinische Parlament vollständig zu beherrschen und durch den großen Gedanken der Einheit Italiens die kleinen Parteigegensätze zum Schweigen zu bringen. Alsbald nach

seinem Tode riß ein zerfahrenes und verworrenes Parteitreiben ein, das Niemand unserem Staate als ein Muster vorhalten wird. In England allein sind die Bedingungen vorhanden, welche dem Systeme der parlamentarischen Parteiregierung eine gesunde Entwicklung gestatten: eine herabgewürdigte Krone, die sich des eigenen Willens begeben hat; ein großartig ausgebildetes, durch Rechtsschranken gesichertes selfgovernment, das der Parteiregierung willkürliche Eingriffe in die Ortsverwaltung, in das Kirchen- und Schulwesen schlechthin unmöglich macht; eine regierende Klasse, welche die Aemter dieser Selbstverwaltung besetzt und den größten Theil der Steuerlast allein trägt; ein subalternes Beamtenthum, das der Aristokratie im socialen wie im politischen Leben unterthänig ist; ein Parlament, das fast alle praktischen politischen Talente der Nation in sich vereinigt; ein Unterhaus, dessen Mitglieder großentheils zum Adel gehören, unter dem überwiegenden Einfluß der Aristokratie gewählt werden und darum der öffentlichen Meinung zugleich empfänglich und unabhängig gegenüberstehen; ein Oberhaus, das aus den Spitzen der im Hause der Gemeinen herrschenden Aristokratie gebildet ist; zwei große, durch Tradition und Familienverwandtschaft fest verbundene Adelsparteien, welche über alle wesentlichen Verfassungsfragen einig sind; angesehene Parteiführer, welche diese Parteien mit dictatorischer Macht leiten; ein Volk endlich, das mit wachsamem Freimuth die Regierung beaufsichtigt, aber zu der politischen Tüchtigkeit seines Adels ein gutes Zutrauen hegt. Man schlage einen dieser Pfeiler hinweg, und der mächtige kunstvolle Bau des englischen Parlamentarismus kommt ins Schwanken.

Sicherlich sollen und werden wir auch in Deutschland einige der Institutionen schaffen, welche den Gefahren der Parteiregierung vorbauen, vor Allem die rechtlich gesicherte Selbstverwaltung. Aber auch dann noch wird unser Unterhaus nicht die Macht besitzen, die Krone unter seinen Willen zu beugen. Auch dann noch wird die parlamentarische Laufbahn nicht die einzige sein für unsere politischen Männer, sondern ein zahlreiches Beamtenthum, dessen die vielseitige Thätigkeit des deutschen Staats nicht entbehren kann, wird jederzeit einen wesentlichen Theil unserer politischen Kraft und Sachkenntniß in sich schließen und darum fordern, daß unsere Cabinette zum Theil aus seinen Reihen hervorgehen. Was frommt die Klage, dabei gehe die Harmonie der Regierung und der Volksvertretung verloren? Jener Dualismus besteht, er liegt im Wesen unseres Staates und soll sich durch die Arbeit des Parlaments immer

aufs Neue ausgleichen. Der große Grundbesitz kann und darf bei uns die Selbstverwaltung des flachen Landes nicht so ausschließlich leiten wie in England, wir wollen ihm unser freies Bauernthum nicht unterwerfen. Die englische Aristokratie beherrscht das Land, sie empfängt, indem sie in das Parlament eintritt, nur ein Mittel mehr, um die ihr ohnedies zukommende Machtstellung zu behaupten. Der deutsche Abgeordnete ist in Wahrheit ein Volksvertreter; er erhält erst durch das Mandat seiner Wähler eine politische Macht, die ihm vorher gar nicht oder nur in bescheidenem Maße zustand. Und weil unsere Gesellschaft demokratischer ist als die englische, darum muß unsere Regierung in der That und Wahrheit monarchisch sein.

Und welche Bürgschaften bietet unser Wahlsystem dafür, daß jene festen Majoritäten zu Stande kommen, deren jede Parteiregierung bedarf? Zu derselben Zeit, da die deutschen Liberalen sich zuerst für das neue Ideal der Parteiregierung begeisterten, begannen die Engländer ernstlich zu bezweifeln, ob dies Regierungssystem sich mit ihren modernen freieren Wahlgesetzen auf die Dauer werde vertragen können. Die besorgte Frage, die der Herzog von Wellington zur Zeit der Reformbill von 1832 aufwarf: wie soll die Regierung des Königs in Zukunft gesichert werden? — diese Frage des alten Torys wird heute auch von denkenden Whigs nachgesprochen. Die Welt irrte, als sie einst wähnte, mit der Reformbill habe der englische Parlamentarismus seine höchste Ausbildung erlangt. Vielmehr bezeichnet dies Gesetz den Anbruch einer neuen Epoche: demokratische Kräfte sind in das adliche Parlament eingedrungen, bureaukratische Bildungen in das alte aristokratische Selfgovernment. Die Reformbill hat nicht blos den Schmutz heilloser Corruption hinweggefegt, nicht blos das Parlament gezwungen, das Wohl der lange verwahrlosten niederen Stände ernsthaft zu berücksichtigen, sondern auch einige der Stützen gelockert, worauf die Parteiregierung ruhte. So lange die beiden großen Parteien über die Wahlen der treasury boroughs und der pocket boroughs frei verfügten, konnten sie auf feste Majoritäten unter den Gemeinen zählen, die jungen Aristokraten frühzeitig ausbilden in der hohen Schule der Staatsmänner, auch den wenig populären Fachtalenten, deren ein herrschendes Parlament bedarf, mit Sicherheit Sitze im Hause verschaffen. Die schwächere Partei konnte durch den Wahlkampf niemals ganz vernichtet werden, das Parlament ward von den wechselnden Wellenschlägen der öffentlichen Meinung selten erschüttert, oft sogar allzu

wenig berührt. Seit der Reformbill ist die Führung einer Parteiregierung, wie alle Politiker Englands zugeben, ungleich schwieriger geworden. Zwischen die beiden alten Parteien haben sich neue kleine Parteigruppen eingeschoben, welche von den Stimmungen außerhalb des Hauses stark beeinflußt werden: die irische Brigade, die Manchestermänner und zahlreiche Wilde — Politiker, deren Haltung bald schlechthin unberechenbar bleibt, bald nach religiösen oder socialen Gesichtspunkten sich richtet. Die Majoritäten sind unfest, der Bestand der Cabinette kürzer als sonst; allgemein wird beklagt, daß die jungen Talente der Aristokratie anfangen, sich von dem Parlamente zurückzuhalten, weil sie die Verlegenheiten des Wahlkampfes scheuen. Das Ansehen des Reichs im Auslande ist durch eine thatenscheue Politik tief herabgebracht, alle Freunde der Freiheit vermissen Englands Stimme im Rathe der Völker. Daraus folgt mit nichten, daß jene Schwarzseher Recht hätten, welche über Englands Verfall jammern; die vielerprobte Weisheit dieser Aristokratie, die schon schwerere Stürme bestanden hat, wird allem Anschein nach auch die Mittel und Wege finden, um gegenüber der steigenden Macht der Mittelklassen die Parlamentsherrschaft zu behaupten. Uns Deutschen aber liegt die Frage nahe: wenn der Fortbestand der Parteiregierung in England erschwert ist, seit das Unterhaus anfängt die Gestalt einer Volksvertretung anzunehmen, wie dürfen wir darauf ausgehen, ein solches Regierungssystem erst zu gründen, wir, deren Unterhaus eine Volksvertretung sein und bleiben soll?

Auch wer nicht zu den Bewunderern des allgemeinen Stimmrechts zählt (und der Schreiber dieser Zeilen zählt nicht dazu), kann doch nicht bezweifeln, daß diesem Wahlsysteme in Deutschland die Zukunft gehört. Das allgemeine Stimmrecht entspricht der allgemeinen Wehrpflicht, erhöht das Ansehen der Volksvertretung, zwingt die Besitzenden die Wünsche der Arbeiter zu bedenken und zeigt diesen, daß der Staat ihnen gerecht werden will; ja, es kann sogar zu einer politischen Schule werden für die Masse des Volks, wenn wir dereinst den Muth finden, die öffentliche Abstimmung einzuführen, die einer freien Nation allein würdig ist. Und vor Allem, die demokratische Vorstellung, welche das Wahlrecht als ein natürliches Recht jedes erwachsenen Staatsbürgers ansieht, ist in Deutschland nicht mehr auszurotten. Liegt es aber nicht am Tage, daß ein solches Wahlsystem die Bildung starker regierungsfähiger Parteien keineswegs begünstigt? Nur zwei unserer Parteien — die feudale und die clericale — beherrschen mit einiger Sicherheit die

Wahlen in zahlreichen Bezirken. Selbst ihre Macht läßt sich gar nicht vergleichen mit der Herrschaft, welche die englische Gentry ausübt, und gerade sie sind am allerwenigsten geeignet unseren Staat zu regieren, weil sie grundsätzlich ein einseitiges sociales Interesse vertreten. In der großen Mehrzahl der Bezirke bleibt das Wahlergebniß überaus zweifelhaft; keine der Mittelparteien kann bestimmt darauf rechnen, daß der Stamm ihrer politischen Männer wieder gewählt werde. Haben wir nicht im Jahre 1861 erlebt, daß die alte Kammer durch die Neuwahl fast vollständig ausgefegt wurde, und was bürgt uns gegen die Wiederkehr solcher Erfahrungen? — Es steht mit der Wählerschaft wie mit dem Theaterpublikum: fragt man die Einzelnen, so hört man selten ein richtiges Urtheil; zieht man den Durchschnitt aus den tausend Ansichten, so ergiebt sich gemeinhin doch eine Meinung, die Hände und Füße hat. Unser kleiner Mann ist keineswegs unempfänglich für Ideen, wenn man seinen gesunden Verstand zu packen weiß; er hat hundertmal bei den letzten Reichstagswahlen den verführerischen Lockungen örtlicher und persönlicher Interessen widerstanden, um so zu wählen, wie es ihm patriotisch schien. Aber die große Gefahr des allgemeinen Stimmrechts liegt darin, daß wir es zu früh erlangt haben, bevor die Masse des Volks noch lebendige Theilnahme zeigte für das politische Leben. Liegt eine große Frage vor, die Jedermann versteht, so strömen die Wähler zur Urne — so bei den Reichstagswahlen von 1867, als man über die Frage abstimmte, ob das preußische Volk sich die Früchte des böhmischen Krieges wolle verkümmern lassen. In ruhigen Zeiten hängt die Betheiligung der Wähler von tausend Zufällen ab. — Dazu unsere kurzen Wahlperioden. Die gute deutsche Art hat zwar verhütet, daß unsere Abgeordneten zu Sklaven ihrer Wähler werden. Für die neufranzösische Lehre vom „Zwangsmandat" ist bei uns gar kein Boden; nur auf der Linken pflegt sich gegen das Ende der Legislaturperiode ein häßliches Buhlen um die Volksgunst zu zeigen. Aber die kurze Dauer des Mandats erschwert doch sehr die Ausbildung berufsmäßiger Politiker, und wer darf wünschen, daß unsere Regierung, die eines festen, stätigen Ganges bedarf, sich unbedingt richten solle nach den unberechenbaren Ergebnissen dieser rasch wiederholten Wahlkämpfe?

Wo sind überhaupt bei uns jene starken Parteien, die einer Parteiregierung einen sichern Rückhalt bieten? Sehen wir ab von den Feudalen, den Polen und den Ultramontanen, so finden wir nur den Flugsand kleiner Fractionen, Männer von jeder Lebensstellung, die lediglich durch eine

gemeinsame theoretische Ueberzeugung zusammengehalten werden. Die socialen Gegensätze von Grundadel und Bürgerthum, Capital und Arbeit spielen oft erbitternd und vergiftend in dies Gewirr hinein; wir haben des Parteihasses überviel und doch keine dauerhaften Parteien. Warum kann keine preußische Regierung einer officiösen Zeitung entbehren? Wissen unsere Minister nicht was jedes Kind weiß, daß officiöse Blätter von den meisten Lesern mit Mißtrauen angesehen werden und ungleich weniger wirken als ein Parteiblatt? Lord Palmerston und Cavour bedurften eines officiösen Blattes nicht, denn sie konnten sich darauf verlassen, daß der Globe und das Risorgimento mit ihnen aus freien Stücken in die Hölle fahren würden. Ein deutscher Minister weiß niemals, ob nicht dasselbe Parteiblatt, das ihn heute auf den Schild hebt, ihn morgen leidenschaftlich angreifen wird — morgen wie heute aus ehrlicher Ueberzeugung; darum braucht er eine Zeitung, die von ihm abhängt.

R. v. Mohl bezeichnet die „Häupter der Majorität“ als die natürlichen Minister des constitutionellen Staats. Aber wo sind bei uns diese Häupter? In unsern Parteien pflegt die Masse zu regieren, nicht ein überragender Staatsmann. Die Köpfe einer deutschen Fraction unter einen Hut zu bringen ist so schwer, daß entweder keine Führung besteht oder jene vermittelnden Naturen obenauf kommen, welche immer einen erträglichen Ausweg finden. Die Geschichte des Nationalvereins, der schließlich gar kein Programm mehr hatte, ist typisch für das deutsche Parteiwesen. Allerdings wird die steigende Entwicklung des deutschen Parlamentarismus allmählich die Parteidisciplin verstärken, das Ansehen einzelner politischer Männer heben. Aber die Grundlage unserer Parteibildungen wird noch auf lange hinaus, vielleicht auf immer, die persönliche Ueberzeugung bleiben, und da die politische Erfahrung auf die einzelnen Köpfe nothwendig einen verschiedenen Eindruck machen muß, so haben wir wenig Aussicht, aus der ewigen Umbildung und Neubildung kleiner Fractionen herauszukommen. Der kritische Geist der Deutschen, der Trieb der persönlichen Selbstbehauptung sträubt sich stets von Neuem wider die Einseitigkeit der Parteigesinnung. Ist es nicht bezeichnend, daß in den letzten Jahren nur solche politische Schriftsteller stark und heilsam auf die öffentliche Meinung eingewirkt haben, welche in Wahrheit keiner Fraction angehörten? Unsere Opposition — und selbst dieser Name paßt gar nicht auf die Mittelparteien von

heute — ist noch sehr weit entfernt von der Gesinnung der englischen Opposition, die immer bereit steht, mit einem fertigen Programm das Staatsruder zu übernehmen. Vor Kurzem fragte ein Minister einen Führer der Nationalliberalen, ob er denn einen besseren Vorschlag wisse als die Regierung, und erhielt die Antwort: Vorschläge zu machen ist nicht unsere, sondern der Minister Sache! Sollte die Regierung eines großen Staates wirklich eine genügende Stütze finden allein an der Zustimmung einer solchen Mehrheit, die sich zumeist kritisch zu dem Thun der Minister verhält, die sich zusammensetzt aus einer Reihe kleiner Fractionen und nach drei Jahren bei der Neuwahl in alle Winde zerstieben kann?

Bedenke man endlich, daß mit dem Systeme der Parteiregierung zwei Institutionen verloren gehen, welche in England wenig, in Deutschland sehr viel bedeuten: das königliche Veto, das in einer wirklichen Monarchie nicht gänzlich ruhen darf, und — die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister. Wo die Parteien einander ablösen in der Leitung des Staats, da bildet sich nothwendig der englische Brauch, „das Vergangene im Lethe zu begraben". Eine solche Sitte bringt wenig Gefahr in einem Lande, wo tausend Rechtsschranken den Uebergriffen der Verwaltung vorbeugen und der blutige Schatten Strafford's noch an das unausbleibliche Schicksal meineidiger Minister erinnert. Unsere deutsche constitutionelle Freiheit aber hat keinen schlimmern Feind als den Mißbrauch der Amtsgewalt. Wir müssen um jeden Preis die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister durch ein Gesetz sicherstellen, und vielleicht wird unsere Bureaukratie sich erst dann ganz ehrlich in das constitutionelle Leben eingewöhnen, wenn einmal ein Exempel statuirt und ein Minister, der die Gesetze des Landes gebrochen hat, im Wege Rechtens abgesetzt worden ist. Das System der Parteiregierung verlangen, bevor wir die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister besitzen und so lange die Bureaukratie noch ihre gegenwärtige Macht behauptet — das heißt die politische Freiheit gefährden.

Das Alles scheint sehr einleuchtend. Aber von den deutschen Liberalen gilt hier der englische Reim: the man convinced against his will is of the same opinion still; sie sehen Alles ein und erbosen sich doch, weil Deutschland nicht England ist. Wäre es nicht männlicher zu sagen: der König ernennt seine Räthe, nach dem Rechte unseres Landes; die Minister sollen, nach der Pflicht monarchischer Beamten, die berechtigten, die zeitgemäßen Gedanken aus dem Durcheinander der

Fractionsforderungen herauszufinden wissen; das Parlament kommt ihnen entgegen mit dem guten Grundsatze **measures not men**, unterstützt sie, so lange ihre Thaten dem Wohle des Landes entsprechen. Offenbart sich ein unversöhnlicher Meinungsgegensatz zwischen den Factoren der Gesetzgebung, dann darf freilich jener Grundsatz nicht zum Dogma werden. Dann gilt es auf die Entfernung der Männer zu dringen, die das Vertrauen des Parlaments nicht besitzen, im Nothfall den König selbst darum zu bitten. Aber dem König bleibt das Recht diese Forderung abzuschlagen; er hat es schon einmal zum Heile des Staats benutzt, als er den Grafen Bismarck nicht entließ, und bei dem raschen Ebben und Fluthen unseres Parteilebens können ähnliche Fälle wiederkehren.

Eine solche monarchische Regierung besitzt unleugbar größere Stätigkeit als ein Parteiregiment; daß sie den Fortschritt hemme, ist durch die Erfahrung nicht erwiesen. Die englischen Mittelklassen brauchten ein halbes Jahrhundert, um die Reformbill zu erlangen, der deutsche Liberalismus hat bisher ohne ein Parteiregiment seine Forderungen unvergleichlich schneller durchgesetzt. Die politische Verantwortlichkeit der Minister wird durch dies System keineswegs aufgehoben; sie besteht schon heute, wie der Augenschein lehrt, wenn ein wachsames thätiges Parlament der Regierung gegenübersteht, und sie muß stärker werden, sobald erst die juristische Ministerverantwortlichkeit gesichert ist. Auch die Einheit der Regierung, worauf die constitutionelle Doktrin mit Recht hohen Werth legt, wird darunter in die Länge nicht leiden. Eine Regierung, welche nicht das Organ einer Partei bildet, findet im Parlamente reichlich ebenso viel Feinde und weit weniger warme Vertheidiger als ein englisches Cabinet; sie bedarf des festen inneren Zusammenhangs, um sich in so schwieriger Stellung zu behaupten. Das Ministerium Bismarck, welches — wahrhaftig nicht der liberalen Doktrin zu Liebe — seine reaktionären Mitglieder nach und nach ausstößt, liefert einen schlagenden Beweis dafür. Steigt der Einfluß des Parlaments auch fernerhin wie in den jüngsten vier Jahren, so wird es sich bald von selbst verstehen, daß unsere Minister solidarisch für einander haften und sich einem leitenden Staatsmanne unterordnen. Freilich soll der deutsche Nationalismus diesen Gedanken nicht auf die Spitze treiben und nicht fordern, daß etwa ein als Fachmann unentbehrlicher Handels- oder Marineminister das Schicksal seiner ausscheidenden Amtsgenossen nothwendig theilen müsse. —

Das Verlangen nach parlamentarischer Parteiregierung entstammt der urtheilslosen Bewunderung englischer Zustände; der Gedanke des absoluten Steuerverweigerungsrechts dagegen ist das rechtmäßige Kind neufranzösischer Doktrinen. Er zeichnet sich aus durch jene handgreifliche Klarheit, welche unsere Nachbarn lieben, und auch an ihm bewährt sich, daß die einfachen Grundsätze des politischen Naturalismus, auf das verwickelte Leben der Culturvölker angewendet, regelmäßig falsch sind. Wie oft hat der Radikalismus die constitutionellen Doktrinäre verhöhnt und zuversichtlich behauptet, erst mit dem Rechte der Steuerverweigerung erhalte das Parlament eine praktisch wirksame Macht! Wird nicht das Ideal der Demokratie, die Unterwerfung der Krone unter den Willen des souveränen Volks, zweifellos erreicht, wenn die Volksvertretung nach Belieben dem Staate die Unterhaltsmittel entziehen kann?

Und doch ist dieser ungeheuer praktische Gedanke ein lebloses Traumgebilde. Diese Offenbarung des höchsten Freisinns erweist sich bei einigem Nachdenken als eine reaktionäre Irrlehre, als ein Rückfall in die Ideen des altständischen Junkerthums. Sie will, ohne sich's träumen zu lassen, unseren Staat um drei Jahrhunderte zurückschleudern, in jene unreifen, fast staatlosen Zustände, da die Herren Stände die bittweise von ihnen geforderten Zuschüsse zur Landesverwaltung nach Gutdünken verweigerten. In England, wo die Majestät des Staatsgedankens früher triumphirte als bei uns, ist auch die alte Meinung, welche die Macht des Parlaments in der power of the purse suchte, längst beseitigt. Da der moderne Staat ohne ein vielverzweigtes dauerndes Steuersystem nicht bestehen kann, so gelten in England, wie allbekannt, volle vier Fünftheile der Staatseinnahmen und nahezu die Hälfte der Staatsausgaben für permanent; sie werden durch das Parlament nicht bewilligt, nur formell anerkannt. Selbst die Verweigerung einzelner beweglicher Steuern ist in dem mächtigsten Parlamente der Welt binnen hundert Jahren nur zweimal geschehen. Tacked bills, Geldbewilligungen, welche an die Erfüllung nicht-finanzieller Bedingungen geknüpft sind, werden für verfassungswidrig angesehen. Die Budgetdebatten verlaufen rasch und geräuschlos, streichen regelmäßig nur einzelne geringfügige Posten von dem Voranschlage der Regierung. Die gesunde Nüchternheit des parlamentarischen Lebens ist theatralischen Effekten nicht günstig. Der Dilettant beklagt, daß so viel Arbeit verschwendet wird, um einige tausend Thaler zu streichen. Dem politischen Kopfe erscheint der ruhige Verlauf der

Budgetdebatten vielmehr als ein Zeugniß für die Macht des Parlaments. In den deutschen Kleinstaaten freilich bekundeten die friedlichen Budgetberathungen gemeinhin nur die servile Gesinnung der Kammern. In einem wirklichen Staate steht die Macht des Parlaments dann erst unerschütterlich fest, wenn die Regierung das Budget von vornherein also einrichtet, daß namhafte Abstriche nicht nöthig werden.

Es klingt unwiderleglich und ist doch nur ein leeres Spiel mit Worten, wenn man behauptet, aus dem Rechte, die einzelnen Steuern zu bewilligen, folge von selbst das Recht, sie allesammt zu verweigern. Das Recht der Steuerbewilligung ist dem Unterhause gegeben, um die Interessen der Steuerpflichtigen zu wahren und eine wirksame Aufsicht über den Staatshaushalt auszuüben, nicht um den Staat zu zerstören, nicht um die Krone dem Unterhause zu unterwerfen. Der Beschluß, die Steuern schlechthin zu verweigern, ist immer eine Unwahrheit, er will nicht was er sagt. Er kann gar nicht wollen, daß die Steuerzahlung aufhöre und der Staat vernichtet werde, er will nur durch eine gewaltsame Drohung andere Zwecke erreichen, den Sturz eines Ministers u. dgl. Aber mit dem Unmöglichen zu drohen, bleibt immer vergeblich. Ein Parlament, das stark genug ist durch Mißtrauenserklärungen ein Ministerium zu stürzen, bedarf der Steuerverweigerung nicht; ein Unterhaus, das jene Macht nicht besitzt, wird das ungleich schwerere Recht, den Staat auszuhungern, noch weit weniger ausüben können. Es ist die alte lustige Geschichte von dem Knaben, der einen großen Stein nicht fortzuwälzen vermag und nun nach einem schweren Hebebaume sucht; kein Zweifel, der Hebebaum kann den Stein bewegen, doch der Knabe nicht den Hebebaum.

Wenn Dahlmann die erfahrungsreichen jüngsten Jahre mit durchlebt hätte, der ernste Mann würde heute schwerlich noch jenen Irrthum wiederholen, den er in seinen Vorlesungen auszuführen pflegte — den Satz, das Steuerverweigerungsrecht sei das unentbehrliche Nothrecht, das absolute Veto der Volksvertretung. Das königliche Veto ist keine Illusion, es verfolgt und erreicht einen bescheidenen Zweck, es will nur die Volksvertretung schlagen und verhindert wirklich, daß Parlamentsbeschlüsse, die der Krone unannehmbar scheinen, ins Leben treten. Dies angebliche Veto des Parlaments dagegen verfolgt ein unerreichbares Ziel, es will die Regierung schlagen und schlägt den Staat. Das einzige königliche Recht, das mit dem Steuerverweigerungsrechte verglichen werden darf, ist das unheilvolle Recht, durch königliche Ordon-

nanzen die Verfassung außer Kraft zu setzen — eine Befugniß, die ein freier Staat schlechterdings nur in Kriegs- und Aufruhrzeiten ertragen soll. Und in der That pflegt dies Gegengewicht des Steuerverweigerungsrechts sich regelmäßig einzustellen, sobald letzteres ausgeübt wird.

Die Doktrin vom absoluten Steuerverweigerungsrechte schließt endlich noch eine grobe Rechtsverletzung in sich. Sie geht aus von jener französischen Vorstellung, als ob erst mit der geschriebenen Verfassung das wahre Leben des Staats, die berühmte ère de la liberté, beginne und alle anderen Rechtsverbindlichkeiten des Gemeinwesens zurückstehen müßten hinter den Vorschriften der Charte. Aber das verfassungsmäßige Budgetgesetz ist offenbar nicht der Rechtsgrund, kraft dessen der Staat seine Ausgaben leistet. Wenn jenes Gesetz nicht zu Stande kommt, so bleibt der Staat nichtsdestoweniger verpflichtet, seinen Gläubigern die Zinsen, den Beamten die Gehalte, dritten Staaten die vereinbarten Zahlungen zu gewähren; denn diese Verbindlichkeiten beruhen auf älteren Gesetzen, auf Verträgen, auf einer Masse giltiger Rechtstitel, die ein Parlamentsbeschluß gar nicht beseitigen kann. Daher hat während des Conflicts auch der eifrigste Fortschrittsmann unter unseren Beamten unbedenklich seinen Gehalt angenommen, und mit Recht. Wer das unbedingte Steuerverweigerungsrecht fordert, der will nicht nur den Bestand hochwichtiger für die Dauer bestimmter politischer Institutionen, sondern auch eine Menge wohlerworbener Rechte alljährlich der parlamentarischen Willkür überlassen.*)

Die Erkenntniß dieser einfachen Wahrheiten ist uns Deutschen erst in einer Schule harter Erfahrungen aufgegangen. Als die preußische Verfassung entstand, war unter den Liberalen noch eine unbestimmte Begeisterung für das Steuerverweigerungsrecht im Schwange; ihr gegenüber standen die geheimen Wünsche der Reaktion, den Absolutismus zart verhüllt wiederherzustellen, und die verständige Einsicht, daß dem Staate sein Unterhalt gesichert werden müsse. Aus diesen entgegengesetzten Anschauungen entstand nun durch ein unwahres Compromiß das sogenannte Budgetrecht der preußischen Verfassung — eine Satzung, die freilich keine Lücke, wohl aber eine Reihe grundverkehrter Vorschriften enthält — eine wahre Musterkarte politischer Fehler, welche

*) Ich freue mich, in diesem Punkte übereinzustimmen mit F. v. Martitz, Betrachtungen über die Verfassung des norddeutschen Bundes. Leipzig 1868.

dem Parlamente zugleich zu viel und zu wenig Rechte einräumt. Man gewährte zu viel, indem man gar nicht unterschied zwischen den gesetzlich feststehenden und den beweglichen Ausgaben des Staats, sondern dem Abgeordnetenhause scheinbar die Befugniß gab, alle Ausgaben nach Belieben zu streichen.

Sodann glaubte der Doktrinarismus der Zeit, das Budgetrecht des Parlaments werde am besten sichergestellt, wenn das vereinbarte Budget, nach dem Muster der belgischen Charte, die feierliche Form und den Namen eines Gesetzes erhielte. Damit hatte die Verfassung eine offenbare Unwahrheit ausgesprochen. Der vereinbarte Etat ist kein Gesetz, sondern ein Akt der Finanzverwaltung; er stellt nicht, wie jedes andere Gesetz, allgemeine dauernde Rechtsnormen auf; er hat nicht die Kraft, ältere Gesetze aufzuheben; er verlangt nicht, wie jedes Gesetz, daß er unbedingt befolgt werde, sondern Jedermann weiß zum Voraus, daß ein Haushaltsplan für die Zukunft niemals vollständig eingehalten werden kann. Und bald lehrten die Thatsachen, daß diese Unwahrheit der Verfassung allein dem guten Rechte des Unterhauses verderblich sei. Der natürliche Geschäftsgang bei Geldbewilligungen, der auch bei den Geldbills des englischen Parlaments eingehalten wird, ist sicherlich dieser: das Unterhaus als der Vertreter der Steuerzahler bewilligt die Summen, das Oberhaus wird nur aus Rücksichten des parlamentarischen Anstands zu einer formellen Gutheißung aufgefordert, die Krone endlich hat einfach anzunehmen, was ihr frei bewilligt wurde. Dies natürliche Verhältniß wird zum Nachtheil der Volksvertretung verschoben, wo der Etat kurzweg als ein Gesetz gilt: da erscheinen die drei Factoren der Gesetzgebung auch bei Geldbills als gleichberechtigte Contrahenten (lediglich mit der einen Beschränkung, daß das Herrenhaus das Budget nur im Ganzen annehmen darf). Ist es aber nicht widersinnig, wenn eine Verfassung befiehlt, daß zwischen drei Gleichberechtigten alljährlich ein Gesetz zu Stande kommen soll? Mißlingt die Verständigung, so ist die Krone gewiß nicht berechtigt, auszugeben was ihr beliebt, doch auch das Unterhaus darf nicht behaupten, daß die bewilligte niedrigste Geldsumme als gesetzliche Norm gelten müsse. Die rechtliche Ordnung hört dann auf, die Macht der Thatsachen entscheidet. — Zu allen diesen Fehlern trat noch ein letzter verhängnißvoller Mißgriff hinzu. Die Conservativen fühlten, daß die unbedingt freie Verfügung des Unterhauses über alle Staatseinnahmen den Staat zerrütten müsse. So

wurde denn — durch einen Taschenspielerstreich, der unserer Geschichte nicht zum Ruhme gereicht — jener transitorisch gemeinte Artikel, welcher die provisorische Forterhebung der bestehenden Steuern anbefahl, unter die dauernden Vorschriften der Verfassung aufgenommen. Der Landtag hatte fortan, so lange der Staatshaushalt blühte, thatsächlich nur das Recht, die Ausgaben zu bewilligen, nicht die Einnahmen.

Es war eine Nothwendigkeit, daß ein so widersinniges Budgetrecht in einem Volke von starkem Rechtsgefühle einen schweren Kampf herbeiführte. Schwache Parlamente sind allezeit geneigt, ihr Recht rücksichtslos zu gebrauchen, und während in Wahrheit das Zustandekommen des Budgets immer wesentlich von dem Unterhause abhängt, konnte das preußische Abgeordnetenhaus, Dank den unsinnigen Vorschriften der Verfassung, diese seine schwere Verantwortlichkeit nicht ganz und voll empfinden. Das Haus wusch seine Hände in Unschuld, erklärte zuversichtlich während des Conflicts: wir sind es nicht, die das Budget verwerfen. So stand es scheinbar, nicht in der That; denn das Abgeordnetenhaus gab dem Budget eine Gestalt, welche, wie Jedermann wußte, von den beiden andern Factoren nicht angenommen werden konnte. — Der Conflict ist begraben, doch die unglücklichen Vorschriften der preußischen Verfassung sind leider, leider mit geringfügigen Aenderungen in die norddeutsche Bundesverfassung übergegangen. Der norddeutsche Reichstag besitzt freilich ein mittelbares Steuerbewilligungsrecht, indem er die Höhe der Matrikularbeiträge bestimmt, doch der Bundesfeldherr empfängt unter allen Umständen die zur Aufrechthaltung der gegenwärtigen Friedensstärke des Heeres festgesetzten Summen, er verfügt also thatsächlich über den wichtigsten Theil der Bundeseinnahmen.

Eine dauerhafte, gerechte Neuordnung dieser heillos verfahrenen Verhältnisse ist nur auf einem Wege möglich — durch einen Plan, der einst von Karl Mathy in der Paulskirche zum Erstaunen der Liberalen vertheidigt ward, heute aber von Männern aller Parteien vertreten wird. Man muß sich entschließen, das Budget zu theilen, man muß in jedem Titel des Budgets die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Ausgaben absondern von den beweglichen Posten; jene hat das Parlament nur nach ihrer Gesetzlichkeit zu prüfen, diese auch nach ihrer Zweckmäßigkeit, jene einfach anzuerkennen, diese nach Ermessen herabzusetzen. Die Summe der permanenten Ausgaben wird natürlich geringer sein als die der beweglichen; denn zu diesen zählen auch alle Posten, welche zwar nach

ihrem Rechtsgrunde, doch nicht nach ihrem Betrage fest stehen. So erhält die Krone eine Bürgschaft gegen den Mißbrauch des Ausgabebewilligungsrechts, und kein vernünftiges Bedenken hindert mehr, auch das Einnahmebudget dergestalt neu zu ordnen, daß den permanenten gesetzlichen Einnahmen einige bewegliche Posten hinzutreten, welche der freien Bewilligung des Unterhauses unterliegen. Auf diesem Gebiete erscheint die Weisheit der englischen Verfassung wahrhaft bewunderungswürdig.

Wir Deutschen werden jene nothwendige Reform, die freie Nachbildung des englischen Budgetrechts, vermuthlich erst nach Jahren erreichen, wenn dereinst das preußische und das deutsche Budget in eines zusammenfallen. Vorderhand scheut sich die Krone wie das Parlament, die verwickelten Principienfragen, die gehässigen Erinnerungen eines noch unvergessenen Kampfes wieder aufzuregen. Wir müssen uns für jetzt mit dem bestehenden ungenügenden Rechte zu behelfen suchen und nur auf einer unerläßlichen Aenderung bestehen: auf der Einführung einer beweglichen direkten Steuer. Denn so gewiß das absolute Steuerverweigerungsrecht den Staat gefährdet, ebenso gewiß verharrt ein Landtag, der in ruhigen Zeiten gar keine Steuern zu bewilligen hat, in einer unwürdigen, demüthigenden Stellung. Er darf die Forderung gar nicht aufgeben, daß ihm das natürlichste Recht jedes Parlaments in billigem Maße zugestanden werde; er darf es um so weniger, da der norddeutsche Reichstag dies gefürchtete Recht, wenn auch in unfertiger Form, bereits besitzt. Wo ist die Gefahr für die Krone, wenn diesem billigen Verlangen willfahrt wird? Das Recht und die Macht der Krone bleibt immer noch der Macht des Landtags unendlich überlegen, so lange sie über den weitaus größten Theil der Staatseinnahmen unter allen Umständen verfügt. Auch die durch die Verfassung nicht beschränkte Befugniß des Landtags über alle Ausgaben frei zu beschließen scheint gefährlicher als sie ist. Der Grundsatz, daß das Parlament die gesetzlich feststehenden Ausgaben nicht einseitig verändern dürfe, wird schon heute im Landtage thatsächlich befolgt; es kann bei ernstem Willen nicht schwer fallen, ihn auch förmlich anerkennen zu lassen, nachdem endlich die liberalen Selbsttäuschungen der Conflictszeit verflogen sind. Der Landtag übt bereits das Recht der Steuerbewilligung, sobald Zuschläge zu den bestehenden Steuern erforderlich werden; warum soll die Regierung nicht auch in glücklichen

Jahren eine Beschränkung ertragen können, die sie jetzt nur in Jahren des Mangels, und dann um so fühlbarer, erdulden muß? Da ein Theil der Staatsausgaben nothwendig beweglich ist, so fordert das Wesen des Staatshaushalts selber, daß auch bewegliche Einnahmen vorhanden seien. Der Plan, eine oder mehrere direkte Steuern zu contingentiren, der heute in der Presse begünstigt wird, hält freilich vor unbefangener Prüfung nicht Stand. Denn es ist die natürliche Ordnung, daß der Ertrag der direkten Steuern mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes steigt. Wäre es nicht müßige Künstelei, diesem naturgemäßen Anwachsen der Staatseinnahmen einen Riegel vorzuschieben? Wozu eine feste Summe ausklügeln, die trotz der sorgsamsten Arbeit sich im Einzelnen doch als willkürlich herausstellen muß? Dagegen besteht bereits in einigen Kleinstaaten eine Einrichtung, die auch auf Preußen angewendet werden kann: es geht sehr wohl an, die Klassen- und Einkommensteuer dergestalt zu quotisiren, daß der Landtag alljährlich nach Bedarf ein oder mehrere Steuersimpla bewilligt.

Heute wähnt sich auch mancher redliche Patriot, dem die Rechte des Landtags am Herzen liegen, berechtigt, auf ein Deficit zu hoffen. Stehen wir wirklich noch in jenen Kinderjahren der constitutionellen Entwickelung, die Frankreich am Anfang seiner Revolution durchlebte, als die Biedermänner des dritten Standes, zu Mirabeau's Entsetzen, zu sagen pflegten: das Deficit hat uns die Freiheit gebracht, das Deficit wollen wir behalten —? Nein, dieser unnatürliche Zustand muß enden, und er wird enden, da die Verhältnisse für den Landtag sehr günstig liegen. Das Sinken des Geldwerths und die höheren Ansprüche, die jedes aufsteigende Volk an die Leistungen seines Staates stellt, führen uns einer fortschreitenden Vermehrung der Staatsausgaben entgegen; unser Steuersystem ist großentheils veraltet, der ganze Haushalt durch die Gründung des norddeutschen Bundes in Verwirrung gerathen. Eine Reform ist unabweisbar, und der Landtag wird nur sein gutes Recht üben, wenn er jede Aenderung der bestehenden Steuern von der Hand weist, so lange man ihm die jährliche Bewilligung einer beweglichen Steuer versagt.

Haben wir dies Zugeständniß errungen, dann wird vielleicht selbst der Radikalismus die einfache Wahrheit einsehen, daß das unbeschränkte Steuerverweigerungsrecht eine Utopie, nur das beschränkte eine reale Macht ist. Die Geldverlegenheit auch des reichsten

Mannes hängt bekanntlich immer an den letzten hundert Thalern, die ihm gerade fehlen. — Unsere deutschen Budgetdebatten können zwar niemals ganz so glatt und friedlich verfließen wie die englischen; denn da unsere Verwaltung dem Landtage sehr selbständig gegenübersteht, so dürfen deutsche Abgeordnete nicht jene weit gehende Nachsicht üben, die im englischen Parlamente herkömmlich ist. Aber das Markten um Kleinigkeiten, die peinliche Länge der Debatten, diese ganze traurige Erbschaft deutscher Kleinstaaterei wird nach und nach verschwinden; ein freierer Sinn, der Sinn eines großen Volkes wird in der Behandlung der Finanzgesetze sich zeigen, sobald unser Landtag erst die Gewißheit besitzt, daß mit seinen Rechten nicht mehr gespielt werden darf.

Entschließt sich der Liberalismus auf diese falschen Ideale zu verzichten, dann vermag er seine volle Kraft einzusetzen für die großen Fragen, deren Lösung über das Schicksal des deutschen Parlamentarismus entscheiden wird. Der Kampf um das Repräsentativsystem, der die letzten Jahrzehnte erfüllte, ist in den meisten Staaten des Festlandes beendigt; jetzt erhebt sich überall in Europa das Verlangen nach freier Verwaltung, und schon die allgemeine Verbreitung dieser Bewegung giebt ein Zeugniß für ihre Nothwendigkeit. Was die Schüler Tocqueville's für Frankreich, was Alfieri und Bon-Compagni für Italien fordern, wird an dem Volksthum und den Staatssitten der Romanen einen schwer zu überwindenden Widerstand finden. Für uns Germanen bedeutet die Idee der Selbstverwaltung nicht eine neue Offenbarung, sondern das Wiedererwachen uralter nationaler Rechtsgedanken, für Preußen insbesondere nur die Vollendung der Reformen von 1808. Kein Volk hat für die wissenschaftliche Ergründung des Problems der freien Verwaltung Größeres geleistet als die Deutschen seit R. Gneist; und welchen dankbaren Boden für die praktische Erfüllung dieser Gedanken die germanische Welt noch immer bietet, dafür giebt das in Holland durch Thorbecke's Gesetze ausgebildete System der Selbstverwaltung ein Zeugniß. Noch verstecken sich hinter dem Verlangen nach Selbstverwaltung viele verschrobene Vorstellungen: ständische Selbstsucht, anarchische Gelüste, partikularistischer Trotz, sociale Begehrlichkeiten jeder Art. Aber ein großer politischer Gedanke behauptet sich nicht im Völkerleben, wenn er nicht zum Schlagwort, zum Vorurtheil gewor-

den ist; und aus den unverständigen Anklagen wider die Bureaukratie, die heute den Prügelknaben aller Welt abgiebt, redet doch die Einsicht, daß der Parlamentarismus auf dem Unterbau einer rein bureaukratischen Verwaltung zur Lüge wird. Auch darin liegt ein großer Gewinn, daß wir endlich anfangen, der allgemeinen Betrachtungen über die Vorzüge der Selbstverwaltung müde zu werden, und die allerconcreteste Einzelbehandlung dieser harten Geschäftsfragen verlangen. Darum soll hier nur ein kurzes Wort über die Richtung und die erreichbaren Ziele dieser großen Bewegung gesagt werden.

Jede moderne Revolution fühlt das Bedürfniß, nach dem Siege die dauernden Ergebnisse ihrer Principienkämpfe in einigen monumentalen staatsrechtlichen Sätzen niederzulegen. Es ist eine wohlfeile Weisheit, die deutsche Revolution darum zu schelten, weil auch sie dieser historischen Nothwendigkeit unterlegen ist und durch die kahlen Sätze ihrer „Grundrechte" die großen modernen Gedanken der freien Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel feierlich anerkannt hat. Nur freilich enthalten solche allgemeine Vorschriften in Wahrheit lediglich die Zusage einer künftigen Gesetzgebung; so lange das Versprechen nicht eingelöst wird, wecken sie nur die Begehrlichkeit und das Gefühl der Rechtskränkung. Sie verstoßen mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen den alten Rechtssatz: kein Verbrechen ohne Strafe, keine Strafe ohne Strafgesetz! Der erfahrenere Sinn der Gegenwart fordert, was Franz Lieber mit einem prägnanten Ausdrucke als institutional liberty bezeichnet, er fordert Gesetze, welche dem Bürger nicht blos Freiheitsrechte, sondern zugleich die Rechtsmittel zur Sicherstellung seiner Freiheit gewähren.

Die Macht der Minister ist durch den constitutionellen Staat ins Maßlose gesteigert worden. Nur eine ganz unerfahrene Zeit konnte wähnen, das Ansehen der Gesetze sei vor der Willkür der Verwaltung sichergestellt durch jenen Verfassungsartikel, welcher den König ermächtigt, „die zur Ausführung der Gesetze erforderlichen Verordnungen" zu erlassen. Seitdem haben wir erprobt, wie vordem die Franzosen, daß die Verwaltung niemals blos der ausführende Arm des Gesetzgebers sein kann; sie schafft ein neues Recht durch ihre Verordnungen. Die Verantwortlichkeit der Minister allein genügt uns nicht mehr. Wir stellen die tiefere Frage: warum sollen unsere Minister so übermächtige Männer sein, daß von ihrer Verantwortlichkeit Wohl und Wehe des Staates abhängen müßte? Di

gegenwärtige Stellung eines deutschen Ministers ist auf die Dauer unvereinbar mit dem constitutionellen Leben. Acht bis zehn Männer, die der König nach Willkür entlassen kann, üben, bald einzeln, bald als Collegium, das nahezu unbeschränkte Recht, durch Regulative jeder Art die Gesetze des Landes zu ergänzen und umzubilden. Sie gebrauchen diese Befugniß nach dem in der Bureaukratie feststehenden Grundsatze, daß der Verwaltung alles erlaubt sein soll, was die Gesetze nicht ausdrücklich verbieten. Die Willkür findet dabei um so freieren Spielraum, da ein großer Theil unseres öffentlichen Rechts noch aus den Tagen des Absolutismus stammt, der die Begriffe: Gesetz und Verordnung niemals scharf auseinander hielt. Und daß selbst der unzweideutige Wortlaut der Landesgesetze durch die sophistischen Künste der Minister in sein Gegentheil verwandelt werden kann, dafür giebt die neueste Geschichte des preußischen Schulwesens einen niederschlagenden Beweis. Die Minister üben ferner in höchster Instanz die Gerichtsbarkeit über alle Fragen des öffentlichen Rechts und interpretiren die streitigen Gesetze. Befugnisse, die um so tiefer einschneiden, da ihnen eine klare und sichere Volksüberzeugung, welche gewisse politische Rechte als unantastbar ansieht, noch nicht gegenübersteht. So giebt in Wahrheit der Minister der Verwaltung ihre Rechtsordnung. Der Widersinn dieses Zustandes erhellt, wie Gneist mit Recht hervorhebt, am klarsten aus den Fällen, denen ein Competenzconflict vorhergeht. Hier erledigt der Gerichtshof für die Competenzconflicte in collegialischer Berathung die Vorfrage, wer über den Fall zu befinden habe; die Hauptfrage aber wird durch einen Minister entschieden, oder vielmehr durch einen geheimnißvollen vortragenden Rath, der nicht einmal der moralischen Controle der Oeffentlichkeit unterliegt. Die alten Vorzüge der bureaukratischen Verwaltung, Schlagkraft und Pünktlichkeit, ohnedies schwer gefährdet durch den erweiterten Umfang des Staats, gehen rettungslos verloren, wenn zu den massenhaften Verwaltungsgeschäften der Minister auch noch die unerträgliche Bürde dieser Jurisdiction hinzutritt. Von unserem Minister des Innern gilt, was Guizot bewundernd über den französischen sagt: il touche à tout par l'immensité de ses attributions; er muß in Abhängigkeit von seinen Räthen gerathen, keines Mannes Kraft ist dieser Arbeitslast gewachsen.

Um einen Ausweg zu finden aus solcher Verwirrung, bedürfen wir zunächst einer hochgesteigerten Thätigkeit der Gesetzgebung. Klage man noch so bitter über die Gesetzfabrikation unseres Jahrhunderts —

es ist für Preußen eine herbe Nothwendigkeit, die unbestimmten Verheißungen der Verfassung, welche nur den Glauben an das bestehende Recht erschüttert haben, auszuführen durch Gesetze, welche ein neues und unzweifelhaftes Recht schaffen. Auch die Methode der Gesetzgebung beginnt sich zu ändern. Unsere Parlamente bestreben sich neuerdings, nach Englands Muster, das Bereich der Gesetzgebung zu erweitern, in die Gesetze genaue Einzelbestimmungen aufzunehmen, welche dem Belieben der Verwaltung enge und feste Schranken setzen. In dieser Richtung kann ein deutsches Parlament nicht leicht zu weit gehen, Angesichts der unausrottbaren Vorliebe unserer Bureaukratie für unklare Rechtsnormen und milde Praxis.

Wir brauchen ferner eine rücksichtslose Reform, welche das ganze Gebiet der Gerichtsbarkeit in Sachen des öffentlichen Rechts dem Ministerium abnimmt und stehenden unabhängigen Tribunalen zuweist. Kein Verständiger kann wünschen unsere Regierungsbehörden wieder zurückzuführen zu der collegialischen Unabhängigkeit, welche einst die Kriegs- und Domänenkammern behaupteten; je lebendiger die Selbstverwaltung sich entwickelt, um so nothwendiger wird das schlagfertige Bureausystem für die Staatsverwaltung. Die Entscheidung über die Streitfragen des öffentlichen Rechts kann nur entweder den Gerichten oder einem Verwaltungsgerichtshofe zugewiesen werden, und hier gilt es jene fast abergläubische Ehrfurcht vor den Gerichten zu ermäßigen, welche jederzeit den politischen Dilettantismus ausgezeichnet hat.

Da der Spruch der Gerichte, von dem großen Publikum selten bemerkt, meist nur Einzelne trifft, während jeder Mißgriff der Verwaltung Tausende berührt, so erscheint der Richter dem großen Haufen wie ein höheres Wesen neben dem Verwaltungsbeamten. Die alte Sehnsucht des Philisters nach den Vaterhänden der Polizei ist umgeschlagen in einen ebenso blinden Haß. Man übersieht, wie oft auch in den Entscheidungen der Gerichte die menschliche Gebrechlichkeit hervortritt, wie oft dasselbe Richtercollegium demselben Gesetze verschiedene Auslegungen gegeben hat. Man springt über alle Einwände hinweg mit der zuversichtlichen Phrase: wer über Leben und Tod eines Bürgers entscheiden darf, wird doch wahrhaftig auch über die Aenderung der Grenzen eines landräthlichen Kreises und ähnliche minder wichtige Fragen entscheiden können. Wirklich? Ist der Mann, dem ich getrost das Urtheil über Leben und Tod überlasse, darum auch am

besten geeignet, ein Paar Stiefeln zu bauen oder eine technologische Abhandlung zu schreiben, was doch sicherlich weniger wichtig ist? Der privatrechtliche Bildungsgang unserer Richter giebt keineswegs die Gewähr für ihre staatsrechtliche Einsicht; er befördert vielmehr jenen formalistischen, an dem Buchstaben fest haftenden Sinn, der im Civilprocesse segensreich, im Staatsrechte verderblich wirkt. Welche erstaunlich unsicheren Urtheile über hochwichtige Fragen des Staatsrechts haben wir nicht in den Tagen des Conflicts aus dem Munde hochachtbarer, in ihrem Fache musterhafter Kreisrichter vernommen! Nur wer die Verwaltung aus eigener Erfahrung kennt, kann über das Verwaltungsrecht mit Sicherheit urtheilen. Die in England durchgeführte Unterwerfung der Verwaltung unter die Gerichte läßt sich nur aus bestimmten historischen Voraussetzungen erklären: aus der sehr verworrenen Entwicklung des englischen Rechts und aus der Natur des Friedensrichteramtes, das ja selber ursprünglich ein richterliches Amt war. In Deutschland soll freilich der Verwaltungsbeamte dem Strafrichter Rede stehen wegen der durch Mißbrauch der Amtsgewalt begangenen Verbrechen — ein alter guter Grundsatz, der noch im Preußischen Landrecht anerkannt und erst neuerdings verkümmert wurde — aber die Entscheidung über die Streitfragen des Verwaltungsrechts war bei uns immer der Verwaltung selber anvertraut. Nur ein Verwaltungsgerichtshof entspricht der bisherigen Geschichte des deutschen Beamtenthums, die eine Unterwerfung der Verwaltung unter die Gerichte nicht kennt. Werden die Verhandlungen vor diesem Tribunale öffentlich, in den schützenden Formen des Processes geführt, erhalten seine Mitglieder, die doch auch Juristen sind, eine lebenslänglich gesicherte Stellung, so würde dies Verwaltungsgericht die Unabhängigkeit des Richteramts und die Sachkunde der Verwaltung in sich vereinigen.

Aber auch wenn ein solches Verwaltungstribunal besteht, wenn ferner die Entscheidung über die Competenzconflicte nicht mehr einer Commission, sondern einer permanenten, selbständigen Behörde übertragen und auch den Gerichten gestattet wird, den Competenzconflict gegen die Verwaltung zu erheben — auch dann noch werden wir vermuthlich die Erfahrung machen, daß die Organisation des Beamtenthums allein nicht ausreicht, um die Sicherheit des öffentlichen Rechts zu verbürgen. Wir erleben erst den Beginn einer Bewegung, welche endlich dahin führen muß, die parlamentarische Controle über die Verwaltung zu verstärken. Da unser Parlament nicht im Stande

ist, wie das englische, selber einen wesentlichen Theil der Verwaltung zu führen, da andererseits der gute deutsche Grundsatz des verfassungsmäßigen Gehorsams in unserem hochgebildeten Beamtenthum niemals ganz verschwinden wird, so müssen sich schließlich, wenn auch erst nach Jahrzehnten, die Formen finden, welche dem Parlamente ermöglichen, noch andere Beamte außer den Ministern vor einem Staatsgerichtshofe zu verklagen. Die gegenwärtige Einmischung des Parlaments in die Verwaltung, dies gelegentliche Dreinreden und Wünschen bei der Budgetdebatte, dies Befürworten von Petitionen, welche nachher „zur Berücksichtigung" in den Papierkorb des Ministers wandern — dies ganze unfertige Treiben, das den Landtag allzu oft in der armseligen Rolle eines querulirenden Privatmannes erscheinen läßt, kann offenbar nicht mehr genügen, sobald unser parlamentarisches Leben den Kinderschuhen entwachsen ist. Mögen solche Gedanken heute Manchem als utopistisch, als eine Bedrohung der monarchischen Ordnung erscheinen — das Ansehen des Königthums kann nur gewinnen, wenn seine Beamten dem Parlamente im Wege Rechtens Rede stehen. Die Gewaltthaten und Entthronungen, welche die Gründung des deutschen Staates erfordert hat und noch erfordern wird, werden dann erst vor der Geschichte gerechtfertigt sein, wenn Preußens deutsches Königthum unserem Volke nicht nur die Herrlichkeit nationaler Macht, sondern auch die so lange, so schmerzlich entbehrte Sicherheit des öffentlichen Rechtes gewährt. Unter allen Gefahren aber, welche diese Sicherheit bedrohen, ist die schwerste: die Ablösung der Verwaltung von der Verfassung. —

Es hieße Wasser zum Rheine tragen, wollte ich nach der obigen Schilderung des neufranzösischen Staatslebens noch erweisen, daß der Parlamentarismus nothwendig der Phrase oder dem anarchischen Parteigezänk verfällt, wenn ihm der Unterbau der Selbstverwaltung fehlt. Ein Mirabeau mochte mit der Sicherheit des Genius zum großen Staatsmann heranwachsen trotz einer sehr oberflächlichen Kenntniß der Verwaltung; doch für den Durchschnitt der Menschen gilt schlechterdings die Regel, daß ihre politische Bildung dilettantisch bleibt, so lange sie nicht selbstthätig an der Verwaltung theilnehmen. Der Gegensatz der Anschauung, der überall die Regierenden und die Regierten trennt, erweitert sich zu einer unausfüllbaren Kluft, wenn das Volk nur als eine Schaar kritisirender Steuerzahler dem Beamtenthum gegenübersteht. Auch der sociale Friede wird erschüttert, wenn die Besitzenden

nach dem Schlaraffenleben des Rentners trachten; Achtung vor dem Eigenthum ist von den arbeitenden Klassen nur da zu erwarten, wo das Vermögen und die Muße der höheren Stände dem gemeinen Wohle dient.

Wir Deutschen gleichen mit unserer unfertigen Selbstverwaltung allerdings einem Manne, der in reifen Jahren nachholen muß, was er in einer verwahrlosten Jugend versäumte. Die Zähigkeit unserer Kleinstaaterei hat uns auch auf diesem Gebiete des politischen Lebens unsäglich gehemmt; für einen Staat, der fort und fort widerstrebende Gebiete sich angliedern mußte, blieb die bureaukratische Verwaltung lange die allein mögliche. Gedenken wir nun, wie das englische selfgovernment durch das Glück einer tausendjährigen Staatseinheit gefördert ward, so erscheint es fast unbegreiflich, daß unser Volk unter solcher Ungunst des Schicksals sich noch so viel von seiner Selbstverwaltung gerettet hat. In dem classischen Lande der continentalen Selbstverwaltung, in Holland, giebt der Staat heute durchschnittlich 100 Mill. Gulden jährlich aus, die Provinzen $3\frac{1}{2}$, die Gemeinden 28 Mill. Gulden. In Preußen betrugen die Ausgaben des Staats im Jahr 1857 rund 130 Mill. Thaler, die der Kreise $2\frac{1}{4}$, die der Gemeinden 33 Mill. Thaler. Solche Zahlen geben uns wenig Grund zum Selbstlob, doch wahrlich auch keinen Anlaß zur Entmuthigung. Nicht blos die Städte, auch die Kreise unseres Nordens haben in schweren Zeiten durch ihre Selbstverwaltung sehr Ehrenwerthes geleistet. Die Provinz Pommern besaß im Jahre 1813 fast keine königlichen Behörden mehr; die Landräthe hielten mit Hilfe der Kreiseingesessenen die Ordnung aufrecht, und die tapfere Landschaft genügte vollauf den ungeheuren Ansprüchen, die der bedrängte Staat erhob. Während das englische selfgovernment innerhalb der Grafschaften gar keine Staatsbeamten neben sich sieht, kommen die Organe der deutschen Selbstverwaltung regelmäßig in Berührung mit der Bureaukratie; bei solchen Zusammenstößen wirbeln dichte Wolken Staubes auf, welche das Bild unserer Selbstverwaltung dunkler erscheinen lassen als es ist. Wir haben kein Recht zu der Annahme, daß unserem Grundadel allein jener pflichtgetreue Gemeinsinn mangele, der alle tüchtigen Männer unseres Volkes auszeichnet. An sehr vielen Aeußerungen junkerhafter Selbstsucht, die wir heute beklagen, trägt der Staat selbst die Schuld durch eine verkehrte Gesetzgebung. Wenn der Staat den großen Grundbesitzern eine erdrückende Mehrheit auf den Kreistagen gewährt, wenn er

die Rittergüter von den ländlichen Gemeindeverbänden abtrennt und ihnen das an der Scholle haftende Recht der gutsherrlichen Polizei beläßt, so wird der einseitige Klassengeist von Staatswegen geradezu erzogen. Und dennoch weiß fast jeder preußische Kreistag von der hingebenden Thätigkeit einzelner Mitglieder für das gemeine Wohl zu erzählen; das schwierige Werk der Veranschlagung der Grundsteuer ist nur durch die freiwillige Mitwirkung der Grundbesitzer gelungen.

Aber trotz dieser vorhandenen gesunden Anfänge ist die Aufgabe, welche zunächst vor uns liegt, die Neuordnung der Selbstverwaltung auf dem flachen Lande, ungleich mühseliger als weiland die Einführung der Städteordnung. Wir haben nicht nur einen Parteihaß zu überwinden, den Stein's unschuldige Tage nicht kannten, sondern auch einen socialen Gegensatz, der die Selbstverwaltung der Städte nicht stört, den Gegensatz des großen und des kleinen Grundbesitzes. Auf laute Volksgunst können die Anfänge der ländlichen Selbstverwaltung nicht rechnen. Der bequeme Grundsatz „Verantwortlichkeit des Handelnden, Controle durch die Berechtigten" reicht nimmermehr aus. Es handelt sich um die Uebernahme schwerer Lasten; der süße Wahn, daß die Selbstverwaltung wohlfeil sei, wird sich sehr bald in seiner Nichtigkeit zeigen. Nicht minder haltlos ist die andere demokratische Lieblingsvorstellung, als ob dereinst das obrigkeitliche Amt wie ein Reiheschank unter allen erwachsenen Bürgern rundum gehen werde. Jede Selbstverwaltung ist aristokratisch (dies Wort in einem sehr weiten Sinne verstanden), sie verstärkt die Macht der besitzenden Klassen; wo die höheren Stände die Arbeitslast der Communalverwaltung allein tragen, da erscheint der Gedanke, die Gemeindeverfassung auf das allgemeine Stimmrecht zu gründen, sofort als eine grobe Ungerechtigkeit. Dagegen liegt ein berechtigter Kern in der liberalen Forderung, daß die Ehrenämter der Selbstverwaltung in Deutschland nicht so unbedingt wie in England durch königliche Ernennung besetzt werden sollen. Unsere Selbstverwaltung steht nicht unabhängig da wie die englische, sie wird und soll unter bureaukratischer Oberleitung bleiben; ebendeshalb müssen ihre Ehrenbeamten Vertrauensmänner der Communalverbände sein. Zudem muß das Ehrenbeamtenthum deutscher Kreise weit weniger zahlreich sein als das Beamtenthum des englischen selfgovernment. Unsere großen Grundbesitzer, die ihre Güter zumeist selbst bewirthschaften, sind ganz außer Stande, aus ihrer Mitte eine Beamtenschaar zu stellen, welche den 18,000 Friedensrichtern von England und Wales

auch nur nahe käme; ja, wir wissen noch nicht sicher, ob sie fähig sind, die Geschäfte der Amtshauptleute ohne die Beihilfe von Soldbeamten zu besorgen. Uns fehlt mithin jene Bürgschaft der Unparteilichkeit, welche England in dem Zusammenwirken und der gegenseitigen Controle von so vielen Männern verschiedener Parteien besitzt. Endlich kann die vollständige Neutralität, welche die englische Krone bei der Ernennung der Friedensrichter bewahrt, von dem unsterblichen Einmischungseifer deutscher Regierungsbehörden nicht erwartet werden. Daher wird in unseren Gemeinden der alterprobte Grundsatz der Erwählung der Beamten die Regel bleiben; das Recht der Bestätigung, das den königlichen Behörden allerdings verbleiben muß, um häßliche Ausschreitungen des Parteigeistes zu verhüten, kann nur bei seltener und bescheidener Anwendung nützlich wirken. Aber auch die Ernennung der Ehrenbeamten der Kreise darf nicht allein der Regierung überlassen werden, wenn das öffentliche Vertrauen sich nicht von vornherein den neuen Institutionen entfremden soll; man muß zum mindesten fordern, daß der Kreistag eine Candidatenliste aufzustellen habe. Im Uebrigen wird die Ausbildung der Selbstverwaltung bei uns wie in England und Holland offenbaren, daß diese heute so heiß bestrittene Frage nach wenigen Jahren ihre Schärfe verliert. Man gestatte nur erst den Kreisen ihre Verwaltung selbst zu besorgen, und der nüchterne Ernst der Geschäfte wird das Gezänk des Parteigeistes von selbst in den Hintergrund drängen.

Die Reform unserer Verwaltung soll ausgehen von einem umfassenden einheitlichen Plane. Und doch können die Gesetze, welche das neue Werk begründen sollen, nur successiv erscheinen; und doch lehrt eine alte parlamentarische Erfahrung, daß eine Reform dann am leichtesten scheitert, wenn man ihre Vollendung abhängig macht von dem Gelingen einer anderen Neuerung. Dies große praktische Hemmniß muß durchaus überwunden werden; denn beginne man das Werk der Reform bei der Gemeinde, dem Kreise oder der Provinz, immer wird sich der unlösbare Zusammenhang dieser Fragen zeigen. Man kann den Kreis nicht ordnen, ohne nach oben die Provinz, nach unten die Gemeinde zu berühren. Bevor man ändert, müssen die leitenden Gedanken fest stehen; über diese werden die Parteien sich leichter einigen als über die Einzelfragen. Und hier tritt ein letzter folgenreicher Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Leben hervor. Der früh centralisirte Staat der englischen Aristokratie findet den Schwer-

punkt seiner Selbstverwaltung in den Grafschaften, die zu klein sind, um ein landschaftliches Sonderleben zu hegen, und zu groß, um einem Stande, außer dem Grundadel, eine hervorragende Stellung zu gestatten. Der deutsche Staat dagegen mit seiner überwiegend demokratischen Gesellschaft, mit der unzähmbaren Eigenart seiner Landschaften muß sich einen zweifachen Schwerpunkt für die Selbstverwaltung suchen: die Gemeinde und die Provinz.

In dem engen Zusammenleben der Nachbarschaft, in jenen kleinen Verhältnissen, die auch der schlichte Mann versteht und liebt, hat sich von jeher der Gemeinsinn unserer Mittelstände am schönsten, oft mit der ganzen Stärke persönlicher Leidenschaft, gezeigt. Die Tüchtigkeit unseres freien Bauernstandes bürgt dafür, daß die Mehrzahl der Landgemeinden unter dem Schutze gerechter Gesetze eine ebenso blühende Selbstverwaltung erlangen wird wie unsere Städte. Die wichtigsten Aufgaben der ländlichen Verwaltung, Schulwesen, Armenpflege, Wegebau, fallen in Deutschland zunächst der Gemeinde zu. Dadurch werden die berechtigten Ansprüche des Grundadels mit nichten beeinträchtigt; denn wo der große Grundbesitz das sociale Leben des platten Landes wirklich beherrscht, wo der kleine Besitz wenig leistet, wie in einem Theile von Pommern, da wird der große Grundherr auch in der Landgemeinde die führende Stellung behaupten. Wir wollen nur nicht, daß eine einseitige Gesetzgebung den Bauernstand künstlich herabdrücke. Die Kreisverwaltung fällt immer wesentlich dem großen Grundbesitze anheim, da der hart schaffende Bauer wohl an den Gemeindegeschäften regelmäßig theilnehmen kann, nicht an den Arbeiten der weit entlegenen Kreisausschüsse. Wer die Hauptaufgaben der ländlichen Verwaltung den Kreisen zuweist, schließt die Bauern aus. Soll aber die deutsche Landgemeinde fähig werden, die Mühen und Kosten der Ortsverwaltung selber zu tragen, so bedürfen wir noch einer anderen Reform, die nur das Werk vieler Jahre sein kann. Die Gemeinden unseres platten Landes sind zu klein. Das ist nicht ein nationalliberales Parteimärchen, sondern eine traurige Thatsache, schon vor vierzig Jahren von dem alten conservativen J. G. Hoffmann anerkannt. Die 30,000 Gemeinden und 15,000 Gutsbezirke der alten Provinzen erinnern doch gar zu lebhaft an die 40,000 schwachen Gemeinden, welche in Frankreich die bequeme Unterlage des Präfektensystems abgeben. Wo immer neuerdings die Frage der Selbstverwaltung ernsthaft ins Auge gefaßt ward, da forderte man auch die Bildung

starker leistungsfähiger Communalverbände.*) Die meisten Dorfschaften unseres Ostens quälen sich heute in einem unfruchtbaren Uebergangszustande; sie haben, seit den neuen Agrargesetzen, aufgehört wirthschaftliche Genossenschaften zu sein und konnten doch, mittellos wie sie sind, nicht in Wahrheit politische Gemeinden werden; sie stehen dem Rittergutsbesitzer oft kalt und feindselig gegenüber, bieten der servilen und der demagogischen Wühlerei dankbaren Boden. Aus solcher Verkümmerung rettet nur die Selbstverwaltung. Wir brauchen größere Communalverbände, die ihre Schulen und gemeinnützigen Anstalten selber bezahlen können, Amtsbezirke, die aus mehreren benachbarten Dörfern und Gutsbezirken bestehen, wodurch zugleich die unhaltbare Sonderstellung der Rittergüter beseitigt wird. Eine so tief in die zähen Gewohnheiten der Bauerschaft einschneidende Reform kann nur nach langen Verhandlungen zwischen den Kreisen und den Gemeinden ins Leben treten; sie wird in den einzelnen Provinzen zu sehr verschiedenen Bildungen führen, wie ja auch unsere Städteordnungen eine fast übergroße Mannichfaltigkeit zeigen. Aber sie wird überall gelingen, wo ein kräftiger Bauernstand besteht.

Wo die Communalverbände nichts zu leisten vermögen, da ist es Aufgabe des Kreises aushelfend einzugreifen. Denn eine subsidiäre Ordnung, ein Selbstverwaltungskörper zweiten Ranges ist der Kreis doch ohne Zweifel. Woher sonst die ewig wiederkehrende Erscheinung, daß alle größeren Städte aus dem Kreise auszutreten wünschen? Jede Stadt, die sich zu einem selbständigen Communalleben aufgeschwungen hat, meint, mit Recht oder Unrecht, des Kreises entbehren zu können. Dem Kreise bleibt noch immer eine sehr bedeutende Wirksamkeit, vor Allem das weite Gebiet der ländlichen Polizeiverwaltung. Der Grundadel wird bald bemerken, daß er mit dem Opfer von 8000 Virilstimmen die neue Selbstverwaltung nicht zu theuer erkauft hat. Die großen Grundbesitzer werden als Amtshauptleute und Mitglieder der Kreisausschüsse eine minder verhaßte, besser berechtigte und darum weit wirksamere Macht ausüben, denn bisher als Polizeiherren und privilegirte Kreisstände. Nur das Unbillige sollen sie nicht verlangen, nur nicht fordern, daß die Dörfer in ihrer gegenwärtigen Verfassung, die nicht leben und nicht sterben kann, der Kreisverwaltung unmittelbar untergeordnet werden. Der englische

*) Vergl. oben S. 475.

große Grundbesitz opfert mindestens 15 % vom Durchschnittsertrage seiner Güter für die Communalverwaltung. Nach der bekannten Berechnung von Leone Levi, welche den Briten für annähernd richtig gilt, bilden die höheren Stände 4 %, die Mittelklassen 32, die niederen Klassen 64 % der englischen Bevölkerung; dagegen wird zu der Gesammtsumme der Steuern beigetragen: durch die höheren Stände 83 %, durch die mittleren 13, durch die niederen 4 %. Ein einziger Blick auf diese von den deutschen Verhältnissen himmelweit abweichenden Zahlen zeigt jedem Unbefangenen, daß unser großer Grundbesitz nur in einzelnen Provinzen des Ostens befähigt ist, die Verwaltung des platten Landes allein zu führen; überall sonst, vornehmlich im Westen, muß der demokratische Communalverband mehr bedeuten als der aristokratische Kreis.

Den andern natürlichen Schwerpunkt der deutschen Selbstverwaltung bilden die Provinzen. Den natürlichen Schwerpunkt sage ich, denn die Amtsordnung unseres Staates entsprach der Bedeutung der Provinzen bisher nur wenig. Unsere großen Verwaltungskörper sind bekanntlich die Regierungsbezirke; die Provinz erscheint als eine Verwaltungseinheit nur durch die Person des Oberpräsidenten, durch die unkräftigen Provinzialstände und wenige Provinzialanstalten. Und dennoch hat die Macht der Geschichte, die Gemeinschaft der Stammesart und des Verkehrs in diesen so lose zusammengefaßten Verbänden einen starken und hochberechtigten Provinzialgeist hervorgerufen, der zu den edelsten sittlichen Gütern unseres Staates zählt. Jedermann nennt sich mit Stolz einen Schlesier, einen Rheinländer; Jedermann fühlt, daß in Köln, Breslau, Königsberg ein eigenthümliches Culturleben seinen Brennpunkt findet, während noch Niemand gehört hat von einer Stammeseigenthümlichkeit des Regierungsbezirkes Frankfurt oder Liegnitz. Alle unsere alten Provinzen sind in Wahrheit historische Körper; der Staat schuf sie nicht, er fand sie vor, obgleich er im Einzelnen ihre Grenzen nicht überall glücklich gezogen hat. Nur die Provinz Sachsen bildet eine scheinbare Ausnahme, da hier das Staatsgebiet noch nicht seine endgiltigen Grenzen erreicht hat. Auch unter den neuen Provinzen sind Schleswigholstein, Hannover (wenn man etwa Osnabrück und das tapfere Ostfriesland mit Westphalen vereinigte) und Hessen sehr wohl im Stande eine landschaftliche Selbständigkeit zu behaupten; die territoriale Mißbildung des Nassauer Ländchens muß freilich in einer größeren Einheit ver-

schwinden, und Hessen bleibt vorderhand noch wie Sachsen eine unfertige Provinz.

Für eine Staatskunst, die nicht künsteln will und den Gedanken der deutschen Einheit fest im Auge behält, entsteht nun die Aufgabe, diesen durch die Geschichte gegebenen Landschaften selbständige Verwaltungsorgane zu schaffen. Nur wenn wir zeigen, daß der hessischen wie der schlesischen Eigenart in unserem Staate Licht und Luft unverkümmert bleibt, nur dann haben wir bewiesen, daß das deutsche Königthum auch Raum bietet für die Provinzen Schwaben, Pfalz und Franken. Hüten wir uns vor dem folgenschweren Fehler der Italiener, die aus Angst vor dem Partikularismus ihr reichgegliedertes Land zu napoleonischen Departements zusammenschlugen. Es wäre ein ganz unsäglicher Verlust, wenn jener Reichthum landschaftlichen Sonderlebens, der unseren Staat vor allen nationalen Großstaaten der Welt auszeichnet, durch eine schablonenhafte Ordnung der Verwaltung beeinträchtigt würde; ihn zu vernichten ist ja Gott sei Dank unmöglich. Freilich, die durchsichtige Einfachheit der holländischen Selbstverwaltung, wo ein königlicher Commissär mit einigen Subalternen und einem Ausschusse der Provinzialstände die Geschäfte der Provinz besorgt, läßt sich auf die größeren und verwickelteren Verhältnisse Deutschlands nicht übertragen. Dagegen ist möglich, an die Spitze jeder Provinz eine große Verwaltungsbehörde zu stellen, die aus Staatsbeamten und aus Vertretern der Kreis- und Gemeindeverbände bestünde. Waltet ein großer und freier Sinn im Staate, so wird er diese Verwaltung der Provinzen nicht nur mit selbständigen Einnahmen ausstatten, sondern auch ihren Wirkungskreis sehr weit bemessen, insbesondere ihr einen Antheil an der Leitung der Bildungsanstalten gewähren. Die einzige wirkliche Gefahr, welche der Einheitsstaat in seinem Schooße birgt, ist die Centralisation der Bildung. Auch der geistvollste Unterrichtsminister kann, weil er ein Mann ist, den Universitäten und Kunstanstalten nicht jene vielgestaltige und sozusagen anarchische Entwickelung gewähren, welche in diesen idealen Gebieten jederzeit Deutschlands Ruhm und Glück war. Eine wahrhafte Selbstverwaltung der Provinzen aber vermag diesen einzigen Vorzug der deutschen Kleinstaaterei auch dem Einheitsstaate zu bewahren. Ein sehr schweres Hinderniß bietet nicht der ungleiche Umfang unserer Provinzen, der dem freien Leben eines germanischen Staates wenig schadet, wohl aber ihr im Durchschnitt

allzugroßer Flächeninhalt. Erscheint es unmöglich, die Provinzialbehörden unmittelbar über die Kreisverbände zu stellen, so müssen vorderhand die Bezirksregierungen in einfacherer Form aufrecht bleiben, bis die Provinzialverwaltung Kraft und Leben gewonnen hat und Einzelbeamte an die Stelle der Regierungen treten können. Eine etwas verwickelte, instanzenreiche Verwaltung bleibt immerhin ein geringeres Uebel, als der unbegreifliche Gedanke, der neuerdings in ehrenwerthen Kreisen auftaucht — der Vorschlag, lediglich aus Gründen bureaukratischer Zweckmäßigkeit die alten Provinzen zu zerschlagen und die Regierungsbezirke in neue Provinzen zu verwandeln. Man meistert nicht ungestraft die Werke der Geschichte.

Hier, auf dem unerschöpflichen Gebiete der freien Verwaltung liegen für jetzt die größten Aufgaben unseres constitutionellen Lebens. Schon ist ein erster Schritt geschehen durch die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, welche eine Masse unnützen bureaukratischen Schreibwerks beseitigen. Ein zweiter Schritt wird soeben gewagt durch den Entwurf der Kreisordnung. Verfolgen wir diesen Weg weiter, so wird der Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung sicherer hergestellt werden, als durch das aussichtslose Bestreben, die Krone unter die Gewalt der parlamentarischen Mehrheit zu beugen. —

Aber auch die freie Verwaltung giebt keine Gewähr für die Gesundheit unseres Staates, so lange wir uns nicht das Herz fassen, das allerhäßlichste Leiden des neuen Preußens mit der Wurzel auszurotten — die sündliche Verwahrlosung des Unterrichtswesens. In allen anderen Gebieten des Staatslebens steigen wir aufwärts; hier allein sinken wir tief und tiefer. Seit hundert Jahren trachtet unsere Nation nach zwei Zielen, die gemeinhin für unvereinbar gelten: sie will ihre aristokratische Stellung in der Kunst und Wissenschaft der Welt behaupten, und dennoch jene Gleichmäßigkeit der Volksbildung durchführen, welche sonst nur in der Mittelmäßigkeit demokratischer Gesittung gedeiht. Wie wir einst den großen Kampf gegen die kirchliche Autorität begannen, so sind wir heute das einzige paritätische Culturvolk, das einzige, das Tag für Tag, in Schule und Haus, bis herab zu den Armen und Einfältigen, die Tugenden der Duldung, der humanen Bildung üben muß, will es nicht untergehen. Und in diesem Volke der Humanität wird seit den unglücklichen Tagen Friedrich Wilhelms IV. das Schulwesen grundsätzlich verbildet durch einen Geist confessioneller Engherzigkeit, der auch den Geduldigsten

empört. Zu unserem Heile wird freilich die heranwachsende Jugend durch den unschätzbaren Segen der gemischten Ehen, durch den erfrischenden Einfluß des bürgerlichen Verkehres und einer ganz weltlichen Zeitbildung meist sehr schnell wieder befreit von den bornirten Begriffen des confessionellen Hasses. Wir wollen nimmermehr den religiösen Unterricht verkümmern, der den Massen unseres Volkes in allen schweren Zeiten Trost und Stärkung gab; wir wollen nur das alte Landesgesetz aufrechthalten, kraft dessen die Volksschulen Veranstaltungen des Staates, nicht der Kirche sind.

Und wie steht es mit der Pflege der Aristokratie des Geistes? Die Arbeitstheilung, alle Vorurtheile und Gewohnheiten unserer gewerbfleißigen Gesellschaft befördern die Verflachung der Bildung. Man vergleiche die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung mit den Mitgliedern unserer heutigen Parlamente. Gewiß, wir sind erfahrener geworden, bescheidener in unseren Wünschen, weit besser ausgestattet mit politischen und volkswirthschaftlichen Kenntnissen. Aber die Männer der Paulskirche waren im Ganzen reichere, vollere Naturen, bedeutendere Menschen als der Durchschnitt unserer heutigen Volksvertreter. Woher dies unverkennbare Sinken binnen zwanzig Jahren? Weil die echte allgemeine Bildung nicht gleichen Schritt gehalten hat mit der Fachbildung. Tüchtiges Fachwissen verträgt sich leider sehr oft mit der Roheit des Kopfes und des Herzens, mit der Unfähigkeit die Dinge im Großen zu überschauen. Wir sind bereits dahin gelangt, daß kluge Männer sich bekennen zu der trostlos flachen Ansicht, die Philosophie werde aussterben, überflüssig werden. Schreiten wir weiter auf dieser abschüssigen Bahn, so werden unsere jungen Männer bald nur vor der Wahl stehen, ob sie einseitige Fachmänner oder seichte Dilettanten werden wollen. Auch die Achtung vor der Wissenschaft ist gesunken. Vor zwei Jahrzehnten behauptete das Professorenthum in der deutschen Politik eine allzuhohe Geltung; seitdem hat sich leider sehr oft das Kraftwort des alten Schlosser bestätigt: „ein langes Leben lehrte mich, daß Gelehrsamkeit und Charakter unvereinbar sind“ — und heute gilt die zur Schau getragene Geringschätzung gegen die Gelehrten fast schon als eine nothwendige Tugend des Realpolitikers.

In einer Zeit, die dieses Weges geht, genügt es nicht mehr, wenn der deutsche Großstaat seine hohen Bildungsanstalten in einem nur mittelmäßigen Zustande erhält. Ist es nicht tief traurig, daß man heute

schon fragen darf, ob Berlin noch die erste der deutschen Universitäten sei? Die bequeme Entschuldigung, unser Heerwesen gestatte nicht eine höhere Entwickelung der Unterrichtsanstalten, ist nur eine Phrase. Jeder denkende Offizier weiß, daß unsere Wehrverfassung die höchstmögliche Blüthe der Volksbildung voraussetzt und fordert. Die finanziellen Ansprüche des Unterrichtswesens sind so bescheiden, daß ein großer Staat sie befriedigen kann und muß, sobald sich der rücksichtslose Wille findet, der die Krone von der Nothwendigkeit überzeugt. Aber dieser entschlossene Wille fehlt, er fehlt seit einem Menschenalter, seit die modische Orthodoxie mit ihrem stillen Mißtrauen gegen die Freiheit des Wissens die Oberherrschaft behauptet am Hofe. Hier wenn irgendwo thut unserem Staate eine radikale Reform noth, die Umkehr von der Umkehr der Wissenschaft.

Sollte ein Leser verwundert fragen: Du bist ein radikaler Unitarier und doch so bescheiden in deinen liberalen Wünschen? — so erwidere ich: jener Radikalismus und diese Mäßigung verhalten sich zu einander wie Zweck und Mittel. Wer den Einheitsstaat und die Selbstverwaltung starker Provinzen als die Staatsform der Zukunft ansieht, der muß Preußens monarchische und militärische Ueberlieferungen schonen. Allen Großstaaten Europas ward die nationale Einheit geschaffen durch eine besonnene Staatskunst, welche die politischen Kräfte eines Kernlandes in fester Ordnung zusammenhielt. Nur wer sich auf conservative Mächte stützt, vermag eine Einheitsbewegung zu leiten. Wie bewunderungswürdig erscheint dieser conservative Zug in dem Gründer der Einheit Italiens! Nicht in dem Kampfe gegen die Clericalen liegt Cavours Größe; denn daß Piemont diese Freunde Oesterreichs darniederhalten müsse, konnte auch ein mittelmäßiger Kopf begreifen. Aber nur ein gewaltiger Geist vermochte den uralten republikanischen Erinnerungen dieses Volkes, den kühnen Wünschen jener tapferen hochverdienten Actionspartei, die dem jungen Staate die Hälfte seines Gebietes schenkte, so fest und stolz zu widerstehen. Nicht um eines Fingers Breite wich der Piemontese ab von seinen monarchischen Grundsätzen; nur einmal, in der römischen Frage, gab er den Radikalen nach — und beging seinen einzigen schweren Fehler. Nun vollends wir in dem altmonarchischen Deutschland haben

nicht zu rechnen mit einer halbbefreundeten radikalen Partei. Die deutsche Demokratie war immer der Freund der Kleinstaaterei, freilich ohne es zu wissen, sie war und ist der Gegner des preußisch-deutschen Staats. Allein bei den gemäßigten Parteien fand Preußens Krone Unterstützung, als sie den neuen deutschen Staat gründete.

Wer diesen grundtiefen Gegensatz des deutschen und des italienischen Parteilebens versteht, der begreift sofort, warum der deutsche Staat eine festere monarchische Ordnung behaupten muß, als das Königreich Italien. Neben dem grandiosen Gedanken der Einheit Deutschlands erscheint jede andere politische Hoffnung als ein bescheidenes Werkzeug. Wenn spätere Geschlechter dereinst zurückschauen auf die großen Kämpfe unserer Tage, so werden sie uns nicht fragen: was habt ihr gethan, um den oder jenen Paragraphen des Rotteck-Welckerschen Staatslexikons zu verwirklichen? — sie werden fragen: was thatet ihr, um den alten Adel des deutschen Wesens wieder zu erwecken aus dem Neid und der Lüge, dem Zank und der Zuchtlosigkeit der Kleinstaaterei? was thatet ihr, um die Geschöpfe einer ruchlosen Fremdherrschaft, die beredten Zeugen deutscher Schande, die napoleonischen Königskronen zu zertrümmern? Traurig genug, daß das bittere Wort sich nicht verschweigen läßt; doch da ein großer Theil unserer Landsleute für ehrenhaft hält, den Werth politischer Ideen nach harten Thalern abzuschätzen, so darf auch die Frage nicht unterdrückt werden, wann jemals in der Geschichte eine große Revolution mit so leichten Opfern, so wohlfeil vollzogen ward wie die Gründung des norddeutschen Staats? Verlangen wir zu viel, wenn wir wünschen, der Liberalismus solle nach dieser beispiellosen Gunst des Glückes um des Vaterlandes willen ein moralisches Opfer bringen und die Erfüllung einiger Lieblingswünsche so lange vertagen, bis der deutsche Staat vollendet ist?

Häufig folgt in der Geschichte starker Umwälzungen auf eine Epoche voll genialer Entwürfe und heißer Leidenschaften eine andere ruhigere Zeit, welche, belehrt durch die Mißerfolge der Vorgänger, ohne das Feuer der Jugend, mit strengem Ernst vollendet, was der erste Anlauf nur halb erreichte. Jene nüchterne Convention, die den Oranier zum Throne berief, war der glückliche Erbe des langen Parlaments; erst der kalte Verstand eines rechnenden Geschlechts sicherte dem englischen Volke die Güter verfassungsmäßiger Freiheit, welche das Genie und das Schwert der großen Puritaner nicht auf die Dauer zu wahren vermochte. Die kühnen Sätze der Unabhängigkeitserklärung

der Vereinigten Staaten werden noch fernen Zeiten erscheinen wie die majestätische Inschrift über dem Eingangsthore einer demokratischen Epoche; doch in Wahrheit begründet wurde die Republik des Westens erst durch jene bescheidene Versammlung von Philadelphia, deren trockene, geheime Debatten den Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelten. Auch Italiens Geschicke erfüllten sich erst, als auf die Schwärmer und Propheten der prima riscossa ein Geschlecht von Staatsmännern gefolgt war, das mit dem Gegebenen zu rechnen wußte. Aehnlich wird einst dem Urtheile der Nachwelt die deutsche Bewegung von 1866 neben der Revolution von 1848 erscheinen, und schon heute läßt sich zuversichtlich sagen, daß die Verträge von Prag und Nikolsburg unserem Norden die tüchtigste Verfassung gaben, welche in dem chaotischen Gewirr des deutschen Lebens vorderhand möglich war. Was dort verhandelt ward, entsprach dem Geiste der preußischen Geschichte. Das Gebiet Preußens abzurunden und dann dem verstärkten Staate die Führerstelle in Deutschland zu übertragen — nach diesem zweifachen Ziele haben alle Staatsmänner getrachtet, welche Preußens nationale Politik in großem Sinne verstanden: so Friedrich, so schon unter dem großen Kurfürsten jener scharfblickende Graf Waldeck.

Durch den böhmischen Krieg ward die Abrundung des preußischen Gebietes mindestens so weit vollendet, daß der geographische Zusammenhang, den jede Großmacht fordern muß, nicht mehr vermißt wird. Die Erweiterung der Grenzen, noch im Jahre 1865 eine Lebensfrage für Preußen, ist heute nicht mehr unsere nächste und wichtigste Aufgabe. Die Erwerbung der neuen Provinzen bedeutete weit mehr als eine Machtverstärkung; sie hat das Uebergewicht, das die unreifen socialen Verhältnisse der Colonien jenseits der Elbe allzulange behaupteten, endgiltig gebrochen, den bürgerlichen Kräften der modernen Gesellschaft einen entscheidenden Einfluß in Preußen gegeben. Und dieser also verjüngte Staat besitzt zugleich, des fremden Nebenbuhlers entledigt, die Bundesgewalt im Norden.

Jene wunderliche Seelenangst der deutschen Staatsgelehrsamkeit, welche niemals die Dinge beim rechten Namen nennt, und die doktrinäre Rechthaberei, die von den alten föderalistischen Idealen nicht lassen kann, quälen sich heute im Schweiße ihres Angesichts, um den bundesstaatlichen Charakter des norddeutschen Bundes zu erweisen. Wer die lebendigen Kräfte der Verfassungen höher stellt als ihre Form, der muß das Werk unseres ersten Reichstags ebendarum

loben, weil ein glücklicher praktischer Takt herausgefühlt hat, daß nur sehr wenige bundesstaatliche Gedanken sich auf unsere monarchische Welt anwenden lassen. Dem Staatsbau unseres Nordens fehlt schlechthin Alles, was zum Wesen eines Bundesstaats gehört: die scharfe Scheidung der Bundesgewalt von den Einzelstaatsbehörden, die Gleichheit aller Bundesgenossen und die gleichmäßige Unterwerfung aller unter die Bundesgewalt. Die Bundesgewalt ist im Grunde Preußen selber. Ein Wille, der Wille des preußischen Staats, beseelt das Ganze und erreicht regelmäßig seine Absichten, wenn auch zuweilen auf Umwegen, mit sorgsamer Schonung des Zartgefühls der Bundesgenossen. Die Hegemonie widerspricht dem Wesen des Bundesstaats. Die Lebenskraft des norddeutschen Bundes aber liegt ausschließlich in seiner monarchischen Leitung. Er ist der Form nach ein nationaler Staatenbund mit einzelnen bundesstaatlichen Institutionen, dem Wesen nach ein werdender Einheitsstaat. Seine Verfassung verfolgt einen zweifachen Zweck. Sie soll die Bevölkerung von einundzwanzig Kleinstaaten nach und nach hereinziehen in die Gemeinschaft der Pflichten und Rechte, welche der preußische Staat seinen Bürgern bietet; sie gewährt ferner ein unschätzbares Mittel, um die Kräfte des Widerstandes zu brechen, welche sich im Innern Preußens wie der Kleinstaaten gegen jede heilsame Reform sträuben und durch die Mittel der Einzelverfassungen nicht zu überwinden sind.

Wohinaus diese Entwicklung führen muß, das lehrt ein Blick auf Preußens eigene Vorzeit. Wer freien Sinnes, ohne die landesübliche Verstimmung, in unsere Geschichte sich versenkt, der entdeckt in ihren seltsamen Irrgängen froh erstaunt das stätige Walten eines unwandelbaren Gesetzes. Norddeutschland beginnt heute genau denselben Entwickelungsgang zur Staatseinheit, den Preußen selbst im achtzehnten Jahrhundert vollendete. Was hielt ursprünglich die weithin versprengten Gebiete der Hohenzollern zusammen? Lediglich das Fürstenhaus, das Heer, die auswärtige Politik. Selbst das gemeinsame Indigenat fehlte noch lange, die Verwaltung blieb während des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen von Provinzialministern, welche nebenbei einzelne Geschäfte für den gesammten Staat besorgten. Da bestimmte Friedrich II. in jener berühmten Instruction für das Generaldirectorium (1748), zu den bisherigen Provinzial-Departements sollten zwei neue, den ganzen Staat umfassende hinzutreten, ein Departement für Post-, Commercien-

und Manufactursachen, ein zweites für Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartirungs- und Servissachen. Modern gesprochen, ein Handelsministerium und ein Kriegsministerium kam zu der längst vorhandenen einheitlichen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hinzu, und an diese unscheinbaren Anfänge hat sich die festgeschlossene Verwaltung des preußischen Einheitsstaates nach und nach angegliedert. Ist es Leichtsinn zu hoffen, der norddeutsche Einheitsstaat, der heute aus denselben drei Wurzeln heraus emporsteigt, werde in einer freieren, rascher lebenden Epoche noch ungleich schneller zu einem mächtigen Baume heranwachsen?

Das Kleinod der norddeutschen Verfassung ist ihr neunzehnter Artikel, der den Oberfeldherrn bevollmächtigt, über unbotmäßige Bundesgenossen die Execution zu verhängen. Nachdem also die Voraussetzung jeder staatlichen Gemeinschaft, der Gehorsam, gesichert war, konnten die verbündeten Kleinfürsten ohne Schaden jene ehrenvolle Stellung einnehmen, welche der Rang und die Traditionen des deutschen Fürstenthums verlangen. Bundesrath und Reichstag bilden zusammen eine sehr eigenthümliche Form des Zweikammersystems, wie George Bancroft treffend bemerkt hat. In ihnen verkörpern sich die politischen Kräfte, welche vorderhand in unserem Norden noch die mächtigsten sind — die Dynastien und die Nation — und weil beide Körper reale Mächte vertreten, darum ist zwischen ihnen eine Verständigung möglich. Die Bundesverfassung besitzt den Vorzug großer rechtlicher Sicherheit; auf einem Vertrage beruhend setzt sie der Willkür fast unübersteigliche Schranken. Sie trägt ferner in sich die Gewähr des Wachsthums; seit Jahrhunderten zum ersten Male besitzt der deutsche Gesammtstaat ein Grundgesetz, das sich nicht selber ausschließt von dem ewigen Werden der Geschichte, das seine eigene Fortbildung gestattet und erleichtert. Und zu unserem Heile kann diese rechtliche Möglichkeit der Verfassungsänderung gar nicht unbenutzt bleiben: die Krone Preußen und der Reichstag werden durch ihr eigenstes Interesse getrieben, die Bundesgewalt zu verstärken. Nur durch eine rastlos thätige Gesetzgebung kann Preußen das tiefe grollende Mißtrauen, das die kleinen Höfe allesammt dem Bunde entgegenbringen, überwinden. Ja mit einigem Rechte läßt sich sagen, daß gerade das verwickelte Triebwerk der Bundesverfassung ihre Thätigkeit beschleunigt. Wie eine Kugel auf scharfer Kante wohl rollen, doch nicht stehen kann, so vermag dieser Bund nur durch ewige

Bewegung sich im Gleichgewichte zu erhalten. Jene unendliche Mannichfaltigkeit der Interessen, die einst den Bundestag zu ohnmächtiger Trägheit verdammte, zwingt dem norddeutschen Bunde, der nicht ruhen kann, eine kühne und rücksichtslose Reformpolitik auf. Als das Gewerbegesetz dem Bundesrathe vorlag, da begünstigte fast jeder Bundesstaat einzelne Beschränkungen des Gewerbetriebs, aber jeder wünschte etwas Anderes. So stand man vor der Wahl, entweder gar nichts zu beschließen oder die volle Freiheit zu gewähren. Endlich wird durch die verwickelten Verhandlungen des Bundesraths das preußische Beamtenthum manchen freieren, unbefangeneren Anschauungen zugänglich; jener beschränkte preußische Partikularismus, der nach dem Tage von Olmütz sich behaglich ausreckte, ist seit der Gründung des norddeutschen Bundes, wie das Schicksal des Grafen Lippe lehrt, nicht mehr im Stande Preußen zu regieren.

So mannichfache Gunst der Umstände ward denn auch von der Bundesgewalt gewandt benutzt. In allen Beschlüssen des Bundesraths, bis herab zu der Wahl der Personen, die er für seine Aemter ernennt — bekundet sich ein frischer und freier Zug, der über verrottete Vorurtheile keck hinwegfährt. Mit vollem Rechte ging die Bundesgewalt zunächst darauf aus, die Schranken des freien Verkehrs hinwegzuräumen. Nur eine solche Politik, die von radikalen Phantasten des Materialismus geziehen wird, kann die Masse des Volks mit vaterländischem Sinne erfüllen; erst wenn der kleine Mann von Rechtswegen überall auf deutschem Boden sich eine Heimath gründen darf, dann erst ist ihm Deutschland mehr als ein tönendes Wort.

Also wächst aus derb gesunden Anfängen eine lebendige nationale Gemeinschaft heran; aber diese Entwicklung führt uns nicht zu einem dauerhaften Bundesstaate. Mögen immerhin die Föderalisten versichern, die Zersplitterung der Völker sei die Regel, die Einheit die Ausnahme — die Geschichte spottet des Thoren, der ihre Lehren nicht verstehen will, sie hat mit unwandelbarer Sicherheit alle großen Culturvölker Europas dem Einheitsstaate entgegengeführt, und auch bei uns, die wir erst vor drei Jahren das Joch einer fremden Macht von unserem Nacken schüttelten, tritt schon heute dieser unitarische Zug in handgreiflicher Klarheit hervor. Wie viele wackere Männer hofften noch im Frühjahr 1867, der Bundesrath werde sich erweitern zu einem römischen Senate, einer herrschenden norddeutschen Staatsgewalt, der preußische

Landtag solle zerschlagen, das feste Gefüge des preußischen Staates aufgelockert und jede seiner Provinzen wie Weimar und Mecklenburg unmittelbar der Bundesgewalt untergeordnet werden. Gewiß, dieses Weges mußten wir gehen, wenn das wirkliche Deutschland dem Traumbilde der Föderalisten entspräche, wenn jener preußische „Stamm" existirte, der sich wie der weimarische einer imaginären Centralgewalt unterwerfen könnte. Doch wie hat sich der Verlauf der Thatsachen gestaltet? Die Verschmelzung der neuen Provinzen Preußens mit den alten schreitet langsam doch unaufhaltsam vorwärts, und für unsere nächste Zukunft ist der preußische Landtag offenbar wichtiger als der Reichstag. Dem Reichstage ist die glänzendere und leichtere Aufgabe zugefallen. Er hat mit den kräftigsten Zweigen des preußischen Staatswesens zu schaffen; über die Fragen, die ihn beschäftigen, besteht unter der Mehrheit unserer politischen Männer eine leidliche Uebereinstimmung. Ihn hebt die Volksgunst und der Reiz des allgemeinen Stimmrechts, er ist nicht durch alten Groll mit der Regierung verfeindet, nicht durch ein Herrenhaus gelähmt. Aber sobald seine organisatorischen Arbeiten zu einem gewissen Abschlusse gelangt sind, wird seine Wirksamkeit an Bedeutung verlieren. Die Angelegenheiten des Heerwesens, des Auswärtigen, der Handelspolitik, die vor sein Forum gehören, gestatten einem Parlamente nur in seltenen bedeutenden Augenblicken eine starke Einwirkung. Das tägliche Brod der norddeutschen Politik wird in dem preußischen Landtage gebacken. Hier handelt es sich um die schwächsten Seiten unseres Staatslebens, die der heilenden Hand bedürfen. Von der Vollendung der Verwaltungsreform, die hier entschieden wird, hängt der rasche Fortgang der Einigung der Nation wesentlich ab.

Während also der preußische Staat weder gewillt noch berechtigt ist, gänzlich in dem norddeutschen Bunde aufzugehen, entwickeln sich in den Kleinstaaten des Nordens mit unheimlicher Schnelligkeit krankhafte Zustände, welche wahrlich nicht darauf hindeuten, daß der Bund diesen verkommenen Gemeinwesen frische Lebenskraft schenken werde. Es sind nun fünfzig Jahre, seit der milde Schleiermacher schrieb: „Je mehr der Verkehr zunimmt, desto überwiegender werden die äußeren Verhältnisse und ein kleiner Staat wird Unsinn. Das tritt in den kleinen Miniaturstaaten Deutschlands recht hervor, die nur eine ungeheure Rechtlichkeit bei den vielen Collisionen schont." Seitdem hat jener Unsinn der Kleinstaaterei sich bis zum höchsten Grade des Aberwitzes

gesteigert, und weil die kleinen Höfe dies im Stillen selber fühlen, darum kann die sittliche Grundlage alles bündischen Lebens, der eidgenössische Rechtssinn, im norddeutschen Bunde nicht gedeihen. Solcher Rechtssinn lebt allerdings in der Krone Preußen. Sie hat mit der Leitung des norddeutschen Heeres und der auswärtigen Angelegenheiten im Wesentlichen erreicht, was ihr unentbehrlich war, sie wird durch zwingende Gründe der Redlichkeit und der Klugheit genöthigt, ihr eigenes Werk, den Bundesvertrag, gewissenhaft zu achten, sie befolgt mit Recht den Grundsatz, über alle entscheidenden Schritte der norddeutschen Politik sich zuvor mit dem mächtigsten Bundesgenossen, mit Sachsen zu verständigen. Auch das Volk in Preußen hegt, obgleich dort Niemand mehr an die Lebenskraft der Kleinstaaten glaubt, doch keineswegs den Wunsch, die harte Arbeit der Verwaltungsreform durch neue Eroberungen noch mehr zu erschweren. Und dennoch werden die kleinen Höfe der Krone Preußen niemals jenes rückhaltlose Vertrauen erweisen, dessen ein Bund nicht entrathen kann. Furcht und Mißtrauen sind heute die herrschenden Empfindungen der kleinen Dynastien; sie zittern allesammt vor jenem unabänderlichen Naturgesetze, das einst Spinoza, hinblickend auf die verwandten Zustände der niederländischen Union, zusammenfaßte in den ehernen Worten: wer die Gleichheit fordert zwischen den Ungleichen, der fordert den Widersinn! Weder die achtungsvolle Güte der preußischen Krone noch die Gleichgiltigkeit des preußischen Volks vermag die Stimme des eigenen Gewissens zu beschwichtigen, die den kleinen Höfen sagt, daß sie der Nation nichts mehr sind noch sein können. Selbst die allerunterthänigste Sophistik darf heute nicht mehr behaupten, daß auch nur der größte dieser Höfe, der Dresdener, eine unentbehrliche Pflegestätte deutscher Bildung sei. Das bescheidene Mäcenatenthum, das an einzelnen Höfen noch gedeiht, kann auch von einem hohen Adel ohne Souveränität geübt werden; in allem Uebrigen sind die kleinen Dynastien für die modernen Lebenszwecke der Nation vollkommen überflüssig. Was ihr Dasein sichert, ist allein die Macht der Trägheit und jene von Schleiermacher geschilderte „ungeheure Rechtlichkeit“ der Deutschen.

Derweil man die eigene Nichtigkeit fühlt, kann man sich doch des maßlosen Dynastendünkels nicht entschlagen, den die entsittlichende Schule der rheinbündischen Souveränität groß gezogen hat. Man gedenkt wehmüthig der schönen Tage, da ein deutscher Kleinstaat zuweilen noch die Augen Europa's auf sich lenken konnte, da das

heilige Erzhaus so sanft, so bieder, so liebevoll mit seinen Vasallen verkehrte und die Idee des Vaterlandes in behaglicher Ferne, in einem Nebel von Phrasen verschwamm. Man hegt das beglückende Bewußtsein, daß Preußen selber den kleinen Staaten eine Bürgschaft ihres Bestandes gegeben hat, und fühlt sich tief beleidigt, wenn der nimmersatte Bund, taub für die zarten Gefühle der engeren Vaterlandsliebe, seine Competenz beharrlich ausdehnt. Der verkommene Hofadel bestärkt, wie billig, seinen gnädigen Herrn in solcher Meinung; der herzogliche Hofmarschall erwartet dann am sichersten ein mildes Lächeln Serenissimi, wenn er eine pikante Schmutzgeschichte über den großen Unhold von Varzin zu erfinden weiß. Noch ist unvergessen, mit welchen grimmigen Empfindungen die Mehrzahl der kleinen Höfe an dem Kampfe für Preußen theilnahm. Wie man heute über jene Tage denkt, das erhellt aus dem schmerzlichen Ausruf eines wohlmeinenden Prinzen: „wie schade, daß wir damals nicht auf Preußens Seite standen; dann — hätten wir uns auch vergrößert!" Die kleinen Dynastien suchen eine nach der andern durch Verträge mit den ergebenen Landtagen ihre Zukunft sicherzustellen, den größten Theil des Landesvermögens in die Hände des Fürstenhauses zu bringen. Doch aus solcher Vorsorge für den Fall der Noth folgt mit nichten der Entschluß, das Nothwendige zu thun. Der beschränkte Unterthanenverstand fragt verwundert, welchen sittlichen Genuß die anhaltische Herzogskrone ihrem Träger heute noch gewähren könne; nach der Meinung der Dynastien selber muß dieser Genuß doch sehr groß sein. Die kleinen Höfe, wenige ausgenommen, werden ihre Landeshoheit mit äußerster Hartnäckigkeit behaupten. Dem Bunde gegenüber thun sie nur, was sie nicht lassen, und lassen nur, was sie nicht thun dürfen; sie vernehmen befriedigt, daß ihr servilles Beamtenthum die Bundesgesetze im engherzigsten Sinne auslegt, und bleiben nach wie vor dem Gottesgerichte von 1866 bis in's Mark erfüllt von jener althergebrachten dynastischen Gesinnung, die den Glanz des eigenen Hauses als der Güter höchstes betrachtet.

Der Bestand des Bundes wird durch diese lächerliche Politik nicht gefährdet; um so ernsthafter erscheint ihre verbildende Rückwirkung auf den Geist der kleinen Völkchen. Jetzt erst übersehen wir ganz, welcher schmutzige Eigennutz in dem Stillleben der Kleinstaaterei aufgewachsen, und wie riesengroß hier die alte deutsche Erbsünde emporgewuchert ist — jener unberechenbare Eigensinn, der noch am Himmelsthore sich weigert, dem heiligen Petrus zu folgen, weil ihm das Gesicht des Apostels

nicht gefällt. Die wenigen Männer, welche im Reichstage die großen Verhältnisse des wirklichen Staatslebens kennen lernen, vermögen daheim selten, die Gedanken der Menschen von den Erlebnissen der Vetterschaft hinwegzulenken. Nicht häufig macht ein energischer Mann aus den höheren Ständen der Kleinstaaten von den Rechten des norddeutschen Bundes Gebrauch, um sich in Preußen einen größeren Wirkungskreis zu gründen; öfter wandern rührige Speculanten aus Preußen ein, doch Jahre werden noch vergehen, bis die politischen Folgen der Freizügigkeit sich zeigen und bis das junge Geschlecht, das im norddeutschen Heere mit den Ideen einer neuen Zeit vertraut wird, Einfluß gewinnt auf die Leitung der Kleinstaaten. Die Presse der Kleinstaaten — die Hansestädte ausgenommen — zeigt sich im Durchschnitt noch ebenso kleinlich und gedankenlos wie vor dem deutschen Kriege. Die einzige Idee der nationalen Politik, welche die Massen in diesem verkommenen Kleinleben noch mit einer gewissen schläfrigen Leidenschaft zu erfüllen vermag, ist die Klage über die Kosten des Heeres und die Meinung, daß man von Preußen übervortheilt werde — eine Vorstellung, welche, wie thöricht immer, doch durch die Bundesverfassung selber genährt wird; denn so lange der Dualismus des preußischen und des norddeutschen Budgets besteht, bleiben der Selbstsucht und dem Neide Thür und Thor geöffnet.

Die Höfe — und dies zeigt abermals, daß diese Gemeinwesen nicht mehr Staaten sind, nicht mehr im Stande sind, sich zu der Höhe des politischen Denkens zu erheben — die Höfe nähren solche sociale Selbstsucht durch offene oder versteckte Andeutungen. Wie der arme Sünder vor dem letzten Gange sich noch an einem Henkermahl erlabt, so belustigt sich der deutsche Kleinstaat am Abend seines Lebens durch allerhand unreife liberale Modethorheiten, die ein ernsthafter Staat sich versagen muß. Lebenskraft oder gar Anziehungskraft gewinnt der Kleinstaat dadurch freilich nicht — denn wer möchte wünschen ein Obersachse zu sein, blos weil er in diesem aufgeklärten Königreiche die Gewißheit hat, niemals geköpft zu werden? Aber diese kindische Gesetzmacherei, die jeder Tageslaune haltlos folgt, verstärkt den Partikularismus, den dünkelhaften Haß gegen Preußen, und wirkt bethörend auf das preußische Parteileben hinüber. Am widerwärtigsten natürlich erscheinen alle diese Sünden in dem größten der Kleinstaaten. Die sächsische Regierung schwankt zwischen Preußenhaß und Bundestreue, zwischen reaktionären Neigungen und liberali-

sirender Volksschmeichelei; in dem Landtage aber vermag der Patriotismus und der politische Verstand wenig auszurichten gegen das traurige Bündniß serviler und demagogischer Kräfte. Jener Beschluß der sächsischen Kammer, welcher die Abrüstung verlangte ausdrücklich ohne Rücksicht auf Deutschlands Sicherheit, wird dereinst einem freieren Geschlechte als ein monumentaler Beweis dafür erscheinen, wie meisterhaft das deutsche Kleinfürstenthum verstanden hat, das vaterländische Scham- und Ehrgefühl bis auf die letzte Spur zu zerstören. Zu solchen sittlichen Leiden gesellt sich noch die materielle Noth: es bleibt unmöglich, zugleich die großen Ausgaben eines wirklichen Staates und den kostspieligen Flittertand der Kleinstaaterei zu ertragen. Den meisten Kleinstaaten des Nordens — etwa Sachsen, Oldenburg, Braunschweig u. d. die Hansestädte abgerechnet — naht mit schnellen Schritten der Bankrott. Die Geldverlegenheit beginnt sogar der Geduld dieser ergebenen Bevölkerung unleidlich zu werden, sie ruft bereits in den Nationen beider Linien des Hauses Reuß eine bedenkliche Verstimmung hervor und sie wird noch steigen, sobald der Bund der räuberischen Papiergeldwirthschaft der Kleinstaaten feste Schranken setzt.

Angesichts so ungesunder Zustände wird früher oder später selbst die ungeheure Rechtlichkeit der Deutschen sich erinnern, daß jeder Staat das Recht der Expropriation anwendet gegen die wohlerworbenen Privatrechte, welche mit den Interessen des öffentlichen Verkehrs sich nicht vertragen. Mit ungleich besserem Rechte darf eine Nation verlebte politische Gewalten beseitigen, die ihr die Sittlichkeit, die Ordnung ihres Daseins stören. Aber so klar dies Recht der Deutschen, ebenso zweifellos ist leider, daß unser Volk immer verstanden hat widersinnige Verhältnisse unbegreiflich lange zu ertragen. Seit die Mediatisirung der kleinen Kronen anfängt eine praktische Frage zu werden, treten auch ihre ungeheuren Schwierigkeiten deutlich hervor. Ein Stoß von unten steht bei der Gleichgiltigkeit der Massen nicht zu erwarten, er ist nicht einmal zu wünschen, da solche Bewegungen auf deutschem Boden gemeinhin zu blindem Lärm oder zur Anarchie führen. Freiwillige Abtretung der Landeshoheit durch Vertrag ist in den nächsten Jahren ebenso wenig zu hoffen, zumal da Preußen keinen Schritt nach dieser Richtung thun darf. Eine gewaltsame Entthronung durch Preußen wäre vollends ein thörichter Frevel, nur zu rechtfertigen, wenn die Bundesgenossen verrätherischen Verkehr mit dem Auslande unterhielten — ein Fall, den der Ernst der Bundesverfassung Gott sei Dank fast unmög-

lich macht. In solcher Lage muß die nationale Politik auf sanguinische Hoffnungen verzichten, sie muß sich begnügen, die Landeshoheit der kleinen Kronen nach und nach unschädlich und endlich unhaltbar zu machen.

Dazu führt zunächst der stätige Ausbau der Bundesverfassung. Ein unschätzbares moralisches Band der Einheit wird das gemeinsame Strafrecht bilden; denn dieser Theil der Rechtsordnung wurzelt in den tiefsten sittlichen Ueberzeugungen der Völker, und nichts verwirrt so sicher die Rechtsbegriffe einer Nation wie die ungleichmäßige Behandlung der Verbrecher. Eine gewaltige Klammer der materiellen Einheit ist die Einführung direkter Bundessteuern an der Stelle der rohen und ungerechten Besteuerung durch Matrikularbeiträge; wir haben wieder anzuknüpfen an die großen Reformgedanken des sechszehnten Jahrhunderts, die mit dem Reichszoll zugleich den „gemeinen Pfennig“ verlangten, damit die Reichsgewalt wieder zur Wahrheit werde. Sobald die verfrühte Schöpfung des Bundesoberhandelsgerichts ins Leben tritt, wird sich sehr bald ergeben, daß wir dabei nicht stehen bleiben können, sondern fortschreiten müssen zu dem kühnen Unternehmen, Privatrecht und Civilproceß des deutschen Nordens neu zu ordnen. Und noch früher vermuthlich wird sich die Nothwendigkeit zeigen, das öffentliche Recht des Bundes durch ein Bundestribunal sicherzustellen; so lange dem Bunde die executive Gewalt fehlt, bleiben die Segnungen der Bundesgesetze der willkürlichen Interpretation engherziger Gemeinden und partikularistischer Beamten preisgegeben. Doktrinäre Beschlüsse, welche die Erweiterung der Bundescompetenz im Allgemeinen aussprechen, sind vom Uebel, zumal da dieser Bund doch niemals eine systematische Ordnung erlangen kann. Doch wo sich ein praktisches Bedürfniß ergiebt, da ist es unbedenklich, die Schranken der Bundesgewalt von Rechtswegen zu erweitern; der Artikel 78 der Verfassung, der die Aenderung des Grundgesetzes gestattet, läßt sich durch partikularistische Sophismen nicht in sein Gegentheil umdeuten.

Wir brauchen ferner eine feste Verbindung zwischen dem Organismus des preußischen und des norddeutschen Staats, also daß zu den Bundesministern für das Auswärtige und den Krieg auch Bundesminister für den Handel und die Finanzen hinzutreten. Es ist unerläßlich, daß eine größere Anzahl preußischer Staatsmänner durch Pflicht und Amt an die neuen Aufgaben preußisch-deutscher Politik gebunden werde. Auch wenn ein Bundes-

ministerium besteht, können die allerseltsamsten Verkettungen und Competenzvermischungen zwischen den preußischen und den norddeutschen Behörden nicht aufhören — unvermeidliche, leicht erträgliche Uebelstände, denn der norddeutsche Bund ist eben der erweiterte preußische Staat. Die Hoffnung, den preußischen Landtag zu der Bedeutung eines Provinziallandtags herabzudrücken, wird schwerlich in Erfüllung gehen, denn Preußen ist nicht eine Provinz. Landtag und Parlament verhalten sich vielmehr zu einander wie ein engerer und ein weiterer Reichstag; darum scheint es eine billige Forderung, daß die Form dem Wesen entspreche, daß der Landtag aus denselben Männern bestehe, die das preußische Volk für den Reichstag wählt. Ich wiederhole nicht des Breiteren die hundertmal ausgesprochenen berechtigten Klagen über die unaufhörliche Reibung zwischen den beiden Parlamenten: wie beide einander gegenseitig auf die Schleppe treten; wie der Landtag bei jedem Schritt Rücksichten nehmen muß auf Verhandlungen, die er nur vom Hörensagen kennt; wie keiner der beiden Volksvertretungen eine vollständige Regierung, ein vollständiges Budget gegenübersteht; wie das Volk ermüdet wird durch die allzu häufigen Wahlen und das Verständniß verliert für die in rascher Folge sich ablösenden parlamentarischen Verhandlungen; wie die Kraft der politischen Männer vernutzt wird durch die ungebührliche Länge der parlamentarischen Geschäftszeit, die sich in Einer Versammlung leicht abkürzen läßt; wie der geistige Gehalt des Landtags leidet unter der Ueberzahl seiner Mitglieder, und wie sein Ansehen leidet neben den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts, während seine Wirksamkeit doch nach wie vor hochbedeutsam bleibt. Die ernsten Bedenken, die man diesen Gründen entgegenstellt, scheinen doch nicht unüberwindlich. Allerdings wäre es ein verschrobenes, höchst unlogisches Verhältniß, wenn der weitere Reichstag mit dem Bundesrathe, der engere mit dem so ganz anders gearteten Körper des Herrenhauses die Verständigung suchen müßte. Aber uns scheint, das Herrenhaus wird gegen den engeren Reichstag sich zum mindesten nicht schwieriger zeigen als gegen das Abgeordnetenhaus, das nach so vielen Jahren erbitterter Händel von seinem erlauchten Genossen fast mit persönlichem Hasse betrachtet wird. Sicherlich, in dem Reichstage kann durch das Ausscheiden der nichtpreußischen Mitglieder eine Verschiebung der Parteien eintreten, der engere Reichstag mag vielleicht ein anderes Gesicht zeigen als der weitere. Doch wenn wir die Kopfzahl der preußischen und der nicht-

preußischen Abgeordneten vergleichen, so erscheint ein solcher Fall nicht wahrscheinlich. Auch darin liegt keine wirkliche Gefahr, daß die Krone Preußen den engeren Reichstag nicht ohne die Zustimmung des Bundesraths auflösen könnte. In Tagen der Noth — und nur in solchen Zeiten beschließt man die Auflösung eines Parlaments — wird Preußens Wille im Bundesrathe immer durchdringen. Trügt nicht Alles, so wird die Natur der Dinge diese nothwendige Klärung unseres parlamentarischen Lebens herbeiführen. Nur freilich kommt hier Alles auf den rechten Zeitpunkt an, den die preußische Regierung offenbar am besten berechnen kann. Der norddeutsche Bund wirkt auch darum segensreich, weil er die preußischen Parteien zur Mannszucht zwingt; wir kämpfen allesammt für Preußen wider den Partikularismus und sind darum verpflichtet, in der Bundespolitik keinen wichtigen Schritt zu versuchen ohne die stille Zustimmung der Regierung.

Diese Ausbildung der Bundesverfassung bedarf zugleich der Unterstützung durch die einsichtigen Patrioten der Kleinstaaten. Es thut noth, daß diese Männer den Muth der Meinung gewinnen und offen die Nothwendigkeit des Einheitsstaates aussprechen. In jedem rückhaltlos ehrlichen Bekenntniß liegt eine starke sittliche Kraft. Auch muß die fortschreitende Verschmelzung der alten und der neuen preußischen Provinzen zuletzt doch die Meinungen in den kleinen Staaten umstimmen. Daß diese Verschmelzung sich so langsam vollzieht, wird zum Theil verschuldet durch unleugbare Mißgriffe der preußischen Bureaukratie, zum größeren Theile durch die träge Haltung der neuen Provinzen selber, welche Alles von oben erwarteten und nur selten einen Wunsch mit Nachdruck kundgaben. Jetzt aber liegt die Erfahrung vor, daß berechtigte Anliegen der Provinzen, eindringlich ausgesprochen, in Berlin Berücksichtigung finden; darum steht zu hoffen, daß das Werk der Einigung in Zukunft rascher vorwärts gehen werde.

Hält die aufsteigende Entwickelung Preußens und des Bundes, das allmähliche Versinken der Kleinstaaten noch durch eine Reihe von Jahren an, so ist keineswegs unmöglich, daß einige kleine Dynastien sich entschließen, durch Vertrag auf die werthlose Landeshoheit zu verzichten. Niemand wünscht die Zahl der deutschen Prätendenten ohne Noth zu vermehren; wir hoffen alle auf eine freie und redliche Verständigung mit dem deutschen hohen Adel, dergestalt daß seine gesunden, nur durch den entsittlichenden Genuß eines unwahren Rechtes verbildeten politischen Kräfte dem großen Vaterlande dienstbar werden. Auch

schablonenhafte Gleichmäßigkeit der Verwaltung verlangt der Einheitsstaat mit nichten; es geht sehr wohl an, daß den kleinen Dynastien, wenn sie ihre Landeshoheit verlieren, glänzende Ehrenrechte und einige Ernennungsrechte erhalten bleiben. Nur glaube man nicht, wie Graf Münster kürzlich unternahm, diese Vereinfachung des deutschen Staatsbaus durch feurige Wünsche beschleunigen zu können. Ein deutsches Oberhaus kann vielleicht dereinst die glänzendste Aristokratie der Welt auf seinen Bänken versammeln, aber es wird sicherlich erst die allerletzte Frucht der deutschen Einheitsbewegung sein. —

Wie immer das Schicksal dieser kleinen Kronen fallen mag — daß der Norden in dem angehobenen rüstigen Gange seine Staatseinheit vollenden wird, steht außer Zweifel. Ganz anders erscheint die Lage des Südens, sie zwingt den ernsten Beobachter zum Pessimismus. Ohne jene herrlichen Lande, die sich einst so gern „das Reich" nannten, bleibt der deutsche Staat ein Rumpf; nur aus der Verschmelzung norddeutscher Thatkraft mit der leichteren und weicheren Art des Südens wächst die Herrlichkeit des deutschen Volksthums empor. Aber wie weit ist der Süden heute fast auf allen Gebieten des Schaffens hinter der jüngeren Cultur des Nordens zurückgeblieben! Von den hervorragenden Namen unserer geistigen Arbeit gehört weitaus der größte Theil dem Norden an; Süddeutschland wäre nicht im Stande, seine fünf Hochschulen durch seine eigenen Kräfte würdig zu erhalten. Und was hat die Volkswirthschaft von Baiern und Schwaben dem Handel von Hamburg und Leipzig, dem Gewerbfleiß von Berlin und Rheinland-Westphalen an die Seite zu stellen? Ueber die politische Entwickelung des Südens hat Graf Bismarck ein vielgescholtenes Wort gesprochen, das, bis auf einen kleinen chronologischen Irrthum, die volle Wahrheit sagt. Nicht seit der Julirevolution, wie der Bundeskanzler meinte, wohl aber seit dem Jahre 1848 hat der Liberalismus des Nordens den Süden überflügelt; das Frankfurter Parlament war der letzte bedeutende Erfolg süddeutscher Politik. Man werfe nur einen Blick auf den heutigen Durchschnitt jener süddeutschen Presse, die vor einem Menschenalter noch der Presse des Nordens unendlich überlegen war: welche Leere, welche Gedankenarmuth und vor Allem, welch' ein Mangel an sittlicher Bildung — eine Roheit, die sich im Norden kaum bei einzelnen Organen der extremen Parteien wiederfindet. Und weil die Süddeutschen insgeheim fühlen, daß der Norden heute in einem größeren Zuge des Lebens sich bewegt, darum pflegen sie mit unermüdlichem

Selbstlob die Tugenden der heimischen Art zu preisen, während der Norddeutsche den Eifer seiner Selbstkritik leicht bis zur Tadelsucht treibt. Wie noch kein süddeutscher Hof sich entschlossen hat, die unsauberen Acten der Rheinbundszeit der Wissenschaft preiszugeben, so ist auch dem Volke noch unvergessen, daß fast auf allen Schlachtfeldern der zwei letzten Jahrhunderte der Süden gegen den Norden focht. Am Ende läuft der Zwist darauf hinaus, daß die Süddeutschen den Norden nicht kennen, ja zumeist nicht kennen wollen; wie viele gebildete Männer im Süden halten der Mühe werth, die verschrieene deutsche Hauptstadt einmal mit eignen Augen zu betrachten?

Gegen eine solche Welt von Vorurtheilen und alten unseligen Erinnerungen und zugleich gegen den schändlich mißbrauchten kirchlichen Sinn der katholischen Bauerschaft anzukämpfen, ist eine gewaltige Aufgabe, der die muthige nationale Minderheit im Süden keineswegs gewachsen scheint. Von der mächtigen nationalen Bewegung der jüngsten zwei Jahrzehnte ward die Masse des süddeutschen Volkes nur leise berührt; das große Vaterland zu hassen, den Fremden zu Hilfe zu rufen wider den Landsmann, gilt hier noch nicht für eine Schande. Gewiß werden die Staaten des Südens durch die Zoll- und Schutzverträge fester mit dem Norden verbunden als weiland durch den leeren Schein des deutschen Bundesrechts. Aber Trennung und Verbindung sind relative Begriffe. Je fester der Norden sich zusammenschließt, um so weiter scheint die Kluft, die ihn von dem Süden scheidet; das Gefühl der Trennung geht bereits in das Volksbewußtsein über. Je höher im Norden durch den Segen der nationalen Arbeit die politische Bildung und der Ernst vaterländischer Gesinnung steigt, um so tiefer sinkt Beides im Süden durch die Armseligkeit des kleinstaatlichen Kammerlebens. Das Zollparlament kann und wird für die nationale Erziehung des Südens nichts leisten. Eine Versammlung, die nicht einmal eine moralische Verantwortlichkeit trägt, die nur einzelne Einnahmen zu bewilligen hat, ohne die Pflicht für die Ausgaben eines Staates zu sorgen, eine solche Versammlung, die überdies nur während kurzer Wochen zu ihren technischen Berathungen zusammentritt, verfällt nothwendig jener Politik, welche dem großen Haufen als höchster Freisinn gilt: sie übt die bequeme Kunst, allezeit Nein zu sagen.

Die frohen Hoffnungen, welche sich einst an die Berufung des Zollparlaments knüpften, sind gescheitert durch Schuld und Absicht der Süddeutschen. Seit den Zollparlamentswahlen steht die Thatsache fest, daß

die Mehrheit der Cabinette wie der Bevölkerung des Südens in ihrem viertehalbstaatlichen Durcheinander ungestört zu verharren wünscht. Der Süden will die Mainlinie, nur behält er sich nach deutscher Weise das Recht darüber zu schalten vor. Der Partikularismus in der Eschenheimer Gasse hat uns an das Unbegreifliche gewöhnt; wir sehen kaum noch, wie viel sinnlose Unbilligkeit in den Verhandlungen der süddeutschen Kammern über die Zollverträge sich offenbarte. Diese Vereinbarungen, recht eigentlich Löwenverträge zu Gunsten des Südens, galten alles Ernstes als ein nicht zu überschreitendes Zugeständniß an den ewig heischenden Norden. Daß die Gemeinschaft des Erwerbes auch die Gemeinschaft der Waffen bedinge, erschien mächtigen, weitverzweigten Parteien als eine unmögliche Zumuthung. Der Zollverein war der Auflösung nahe, weil Preußen ihm die von den Süddeutschen seit Jahrzehnten geforderte parlamentarische Spitze gegeben hatte! — Und bei dieser Gesinnung, die sich seitdem nur verbittert hat, sollen wir moralische Eroberungen machen? Hinter der Lehre von den moralischen Eroberungen verbarg sich von jeher neben einiger Wahrheit sehr viel Thatenscheu und sehr viel Ueberschätzung der Macht des Urtheils; doch gegenüber einer öffentlichen Meinung, die gar nicht überzeugt werden will, erscheint sie schlechthin thöricht. Mag sich der norddeutsche Bund nach amerikanischem oder russischem Muster oder auf gut preußisch ausbilden — die Stimmung im Süden wird sich deshalb nicht ändern. Die Anklagen der Schwaben gegen das nordische Zwing-Uri sind lediglich Vorwände, die, kaum widerlegt, alsbald mit anderen vertauscht werden. Die Mehrheit der Süddeutschen kann den Entschluß nicht finden, tief eingewurzelte gemüthliche Abneigungen zu besiegen, und besitzt doch nicht den Muth, solchen Partikularismus ehrlich einzugestehen.

Und welches sind die Staaten, die diese zerfahrene, in die Irre schweifende Volksstimmung beherrschen sollen? Die Königsthrone von Baiern und Württemberg wurden von Napoleon errichtet zu dem ausgesprochenen Zwecke, damit die nationale Einheit, wofür ihm Deutschland nur zu reif schien, unmöglich werde. Und diese Schöpfungen seines Todfeindes soll ein großes Volk mit ehrfurchtsvoller Scheu behüten? Soll das Gesetz nationaler Ehre und Rechtschaffenheit, das überall in Europa die Staatsgebilde des fremden Zwingherrn vernichtet hat, soll jenes Gesetz, das die Franzosen zwang, die von den Fremden beschützten Bourbonen zu vertreiben, für alle Völker gelten, nur nicht für die Deutschen? Und was haben diese Staaten geleistet, um die Schuld ihres

Daseins zu sühnen? Das Haus Wittelsbach stand dreihundert Jahre lang mit beispielloser Ausdauer regelmäßig auf der Seite der Feinde Deutschlands, hat unseren Glauben durch römisches, unseren Staat durch französisches Unwesen unvergeßlich geschädigt; sein Königreich aber ist geblieben, was es von Anfang war, eine lebensunfähige politische Mißbildung, recht eigentlich ein Zwerg mit einem Wasserkopfe. Ein fünfzigjähriges Zusammenleben unter einer nicht unverständigen Verfassung hat die Stammesabneigungen der Baiern und Pfälzer, Franken und Schwaben keineswegs gemildert; nur im Beamtenthum wird das feinere und freiere Wesen der Schwaben und Franken durch die altbajuvarische Roheit beherrscht und verbildet. Sogar das kleine Baden verstand ungleich besser die Gegensätze der Landschaften zu versöhnen. Und dieser ganz unnatürliche, ganz unproductive Staat, in dem die Person des Königs jederzeit die bewegende Kraft war, steht jetzt unter einem jungen Fürsten, dem das Regieren wenig Freude schafft; er wird rastlos hin und her geschleudert zwischen zwei gleich starken, grimmig verfeindeten Parteien!

Noch weit häßlicher erscheint der Verwesungsproceß der Kleinstaaterei in Württemberg. Selbst die kernhafte Tüchtigkeit der Schwaben, davon die tapfere Haltung der nationalen Partei noch immer Zeugniß giebt, muß zuletzt verwüstet und entsittlicht werden unter einer zweideutigen, ränkesüchtigen Regierung, unter dem Terrorismus eines Demagogenthums, das in monarchischen Staaten nirgends seines Gleichen findet. In Baden hat freilich eine patriotische Regierung dafür gesorgt, daß der Staat seine militärischen Pflichten für das Vaterland erfüllt; auch hegt die Mehrzahl des gebildeten Bürgerthums wirklich Liebe zu dem heimischen Staate und zugleich den redlichen Wunsch, in den norddeutschen Bund aufgenommen zu werden. Doch auch dieses Staates Zukunft ist keineswegs gesichert. Der Liberalismus, unbeschäftigt wie er ist in der Enge seines Kleinlebens, verfällt alltäglich auf neue begehrliche Wünsche; die Regierung gewährt das Mögliche und kann doch niemals fest auf den Beistand der ewig Wünschenden rechnen; dazwischen hinein spielt die vielgeschäftige Eitelkeit unzähliger kleiner Kirchthurmsgrößen, und unter der Erde wühlt seit Jahren mit gewissenlosem Eifer die ultramontane Partei. Das kleine Land kann nur dann mit Sicherheit in die ruhigere Entwickelung der norddeutschen Kleinstaaten hinübergeleitet werden, wenn ihm gelänge, bald in den norddeutschen Bund einzutreten.

Nach den Erfahrungen des Mainfeldzuges und der Zollparlamentswahlen hat Preußen guten Grund, die chaotischen Zustände des Südens sich selber zu überlassen, bis mit dem Jahre 1877 die Zollverträge ablaufen und die Stunde der Abrechnung kommt. Auch dann noch wird die Aufnahme des Südens in den Bund unausführbar bleiben, wenn nicht vorher die Bundesgewalt wesentlich verstärkt wurde. Wer darf es denn verantworten, die Handhabung der Bundesgesetze württembergischen oder bairischen Beamten zu überlassen ohne die allerwirksamste Controle? Wird überhaupt eine bündische Ordnung genügen, die Schwaben dem deutschen Staate als treue und redliche Genossen einzufügen, wenn dies demagogische Toben, dies wüthende Hetzen und Schimpfen gegen den Norden noch sieben Jahre lang das Volk verderbt hat? Selbst der norddeutsche Bund ward nur möglich durch die Annexionen, durch die Alles überragende Machtstellung, welche der führende Staat diesseits des Maines behauptet. Wie können wir hoffen, die dem Vaterlande so lange entfremdeten Gaue des Südens unter die Pflichten des nationalen Staates zu beugen, so lange Preußen nicht auch jenseits des Maines eine beherrschende Position erlangt hat? Wird uns nicht dereinst das Gebot nationaler Selbsterhaltung zwingen, Baiern zu zerschlagen, das Haus Wittelsbach auf seine Alpenlande zu beschränken und das württembergische Schwabenland mit dem hohenzollernschen zu vereinigen, wenn in jenen beiden Königreichen die Staatsgewalt allmählich verschwindet, die politische Zucht sich auflöst? Im December 1866 schrieb mir ein Mann, der den Süden kannte und liebte, Karl Mathy, traurig: bei Euch im Norden hilft das Wort, bei uns nur der Schlag! Was damals den Meisten als eine schwarzsichtige Grille erschien, das wird heute von einer starken Schaar süddeutscher Patrioten mit wachsender Sorge nachgesprochen. Die Zeit kann kommen, da abermals von den schwäbischen Bergen der Hilferuf ertönt nach dem alten Friedensbringer, nach der Krone Preußen und ihrem Heere. Die deutsche Geschichte liebt den Humor. Sie hat jenen Welfenkönig, der den Nationalverein einen Schluckerverein nannte, verurtheilt von Preußen verschluckt zu werden; sollte sie nicht auch jene schwäbischen Demagogen, die bei jedem vernünftigen Gedanken der nationalen Politik über Verpreußerung schreien, dereinst beim Worte nehmen und das schwäbische Grütli in eine preußische Provinz verwandeln? Gewiß, die Dinge im Süden sind noch nicht reif für den Einheitsstaat; aber auch auf eine allmähliche friedliche Annäherung kann nur der Gedanken-

lose hoffen. Niemand im Süden glaubt im vollen Ernst an die Lebenskraft der souveränen Königskronen; doch von dem Muth und Einmuth, der die unhaltbare Lage beenden könnte, ist wenig zu spüren. In solchem Zustand scheint nur Eines sicher: die Vollendung des deutschen Staates wird schwerere Opfer fordern, als der liberale Leichtsinn zugiebt, und darum, nochmals, bedürfen wir einer starken Krone.

Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Nothwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, Allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt! Ein solcher Gedanke ist unseren Tagen die Einheit Deutschlands; wer ihr nicht dient, lebt nicht mit seinem Volke. Wir stehen im Lager; jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt nicht, den tausend und tausend glitzernden Freiheitswünschen, die dies Zeitalter der Revolutionen durchflattern, in blinder Begierde nachzujagen. Uns ziemt, zusammenzustehen in Mannszucht und Selbstbeschränkung, und den Hort unserer Einheit, das deutsche Königthum, treu bewahrt den Söhnen zu übergeben, welche — sorgenfreier vielleicht, nicht glücklicher als ihre hart ringenden Väter — den deutschen Staat dereinst ausschmücken werden. Für Deutschlands Einheit kämpfen heißt die Freiheit des Gedankens vertheidigen wider römische Herrschsucht; die deutsche Einheit vollenden heißt ein jugendliches und sittliches Volk, das noch kaum im zweiten Viertel seiner wundervollen Geschichte steht, sich selber zurückgeben. Erfüllen wir diese Pflicht, so bleibt den Ideen parlamentarischer Freiheit auf deutscher Erde eine stolze Zukunft gesichert.

Berichtigungen.

S. 59 Z. 12 v. u. lies gezeitigt.

„ 90 „ 1 „ o. „ versteht sich den Franzosen.

„ 97 „ 5 „ o. „ Bugeaud.

„ 150 „ 9 „ o. „ Friedrich Wilhelm IV.

„ 175 „ 2 „ u. sind die Worte: und der Harriet Martineau — zu streichen.

„ 215 „ 9 „ u. lies anderen Partei.

„ 304 „ 14 „ u. protestantischen — zu streichen.

„ 367 „ 16 „ o. lies ihren.

„ 452 „ 5 „ u. hinter Toscana's fehlen die Worte: neben der Emilia.

„ 476 „ 5 „ u. lies Erwerbung.

„ 563 „ 1 „ u. „ bargen.

„ 691 „ 11 „ o. „ Ausblick.

„ 697 „ 18 „ o. „ unstät als vielseitig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.